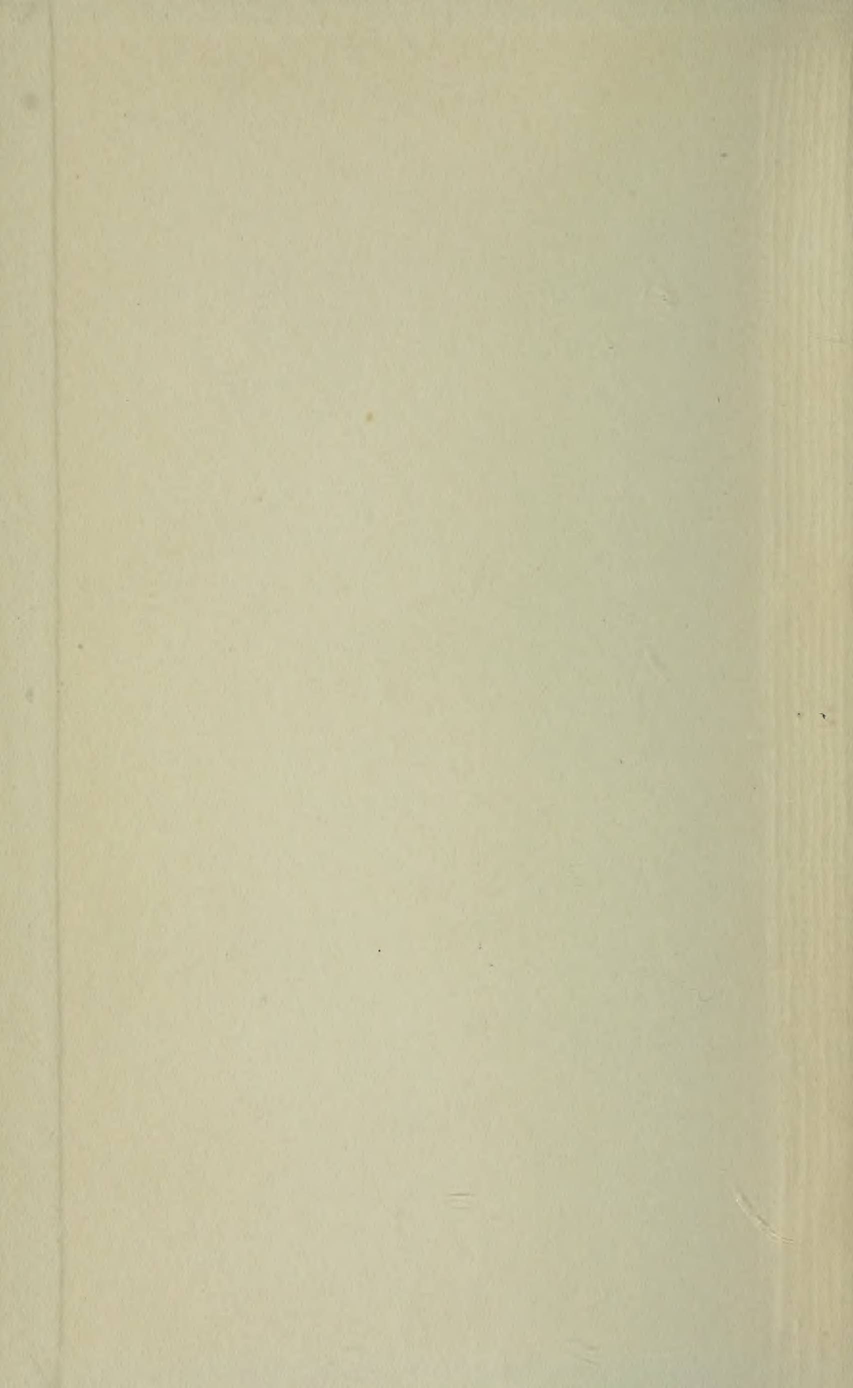
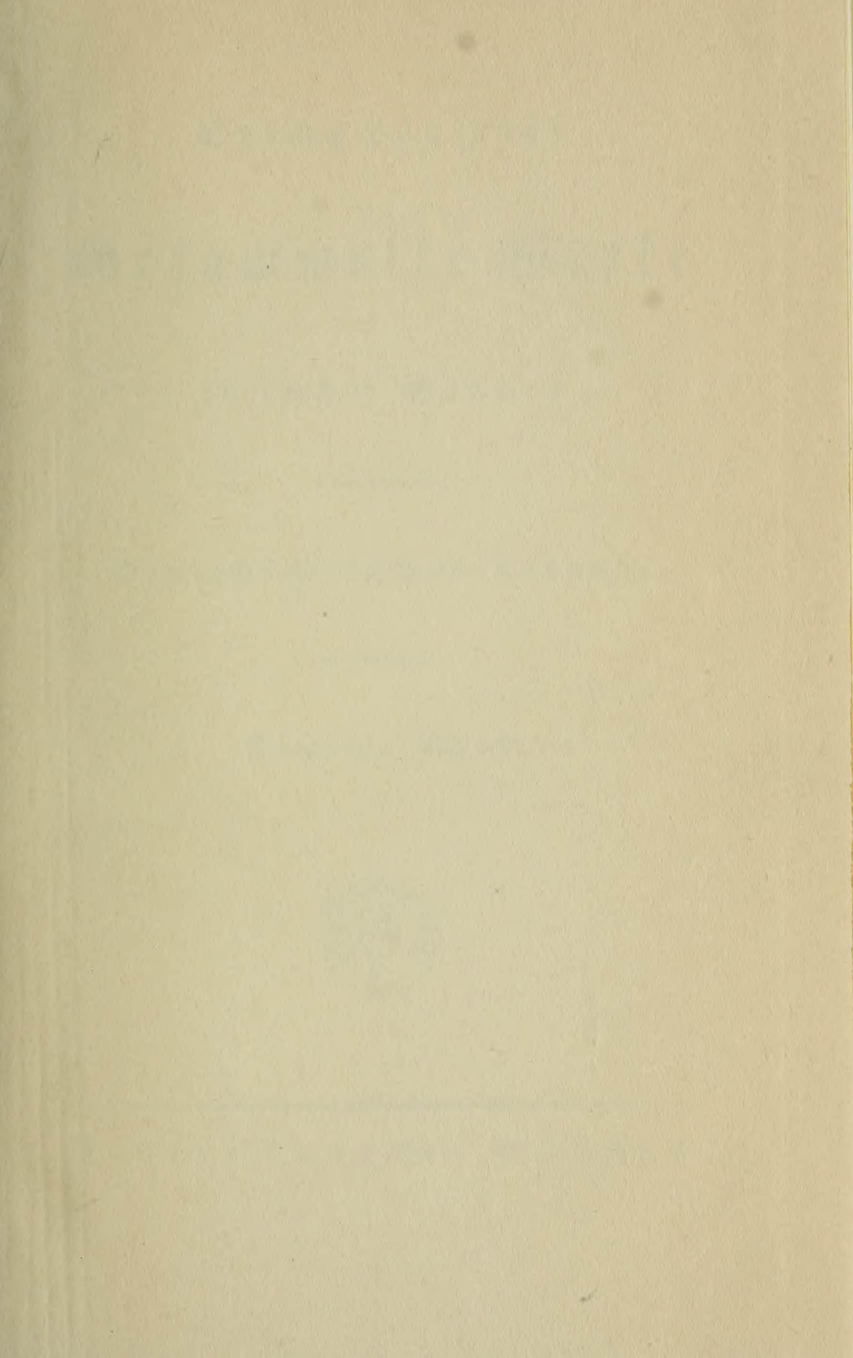


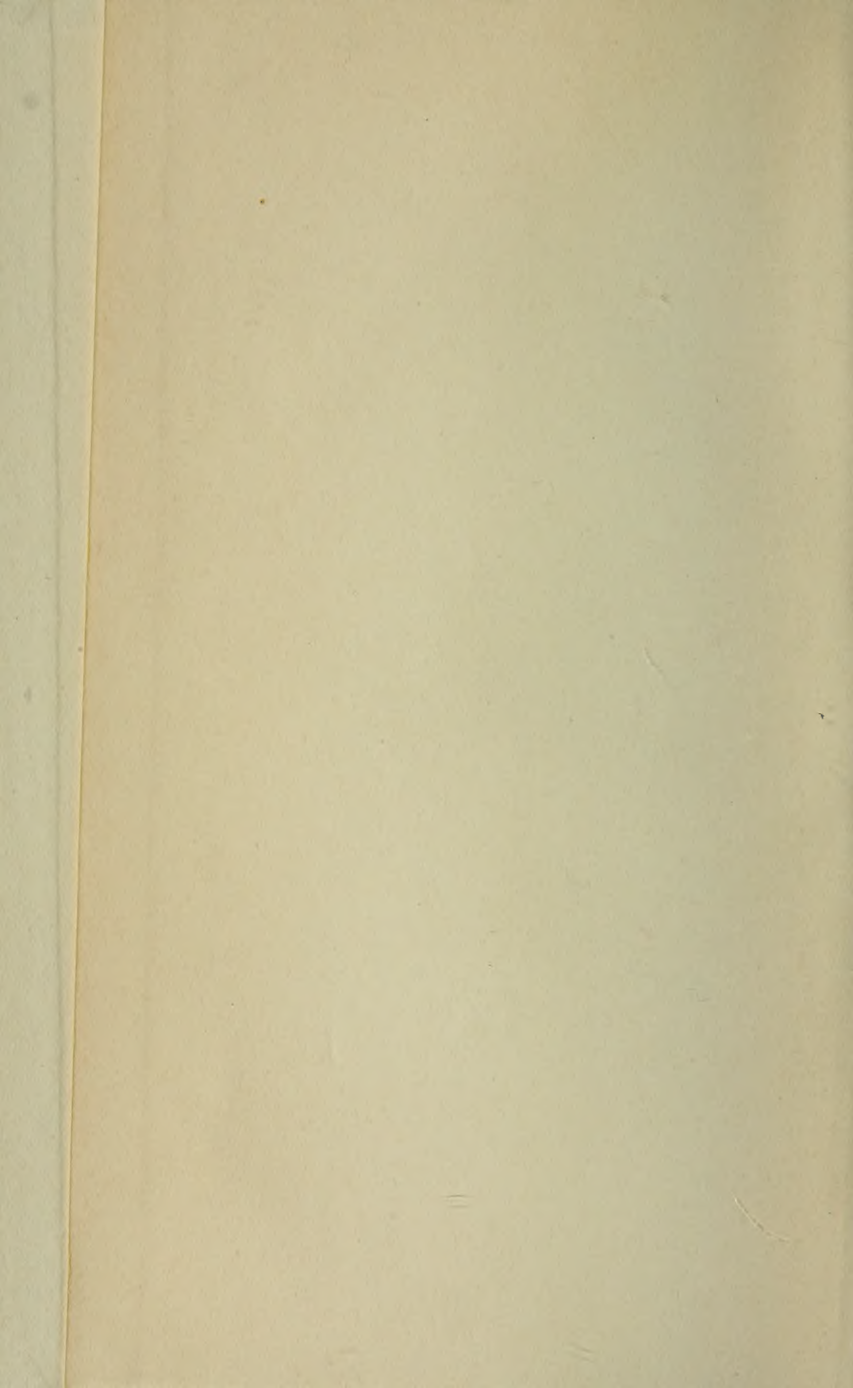
Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

5







Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

in zwölf Bänden

Deutsche Original-Ausgabe

Fünfter Band



Albert Langen / München

Selma Lagerlöf

Das heilige Leben

Roman

Der Fuhrmann des Todes

Erzählung

Albert Langen / München

Das heilige Leben

Roman

Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau

Erster Teil

Die Grimö

Auf der Grimö, einer kleinen Insel der Schären an der Westküste Schwedens, wohnten vor Jahren zwei Ehegatten, die einander sehr unähnlich waren.

Der Mann, ungefähr fünfzehn Jahre älter als seine Frau, war von jeher ein unansehnlicher, schwerfälliger und saumseliger Mensch gewesen, der auf seine alten Tage natürlich auch nicht anders geworden war. Seine Frau dagegen, deren hübsches Gesichtchen sich außerordentlich gut erhalten hatte, sah mit jetzt fast fünfzig Jahren noch ebensogut aus wie mit zwanzig.

Diese beiden Ehegatten saßen an einem schönen Sonntagabend auf der großen Steinplatte, die gerade vor ihrem Haus aus dem Erdreich herausragte, und pflegten in aller Ruhe Zwiesprache miteinander. Der Mann, der sich gerne selber reden hörte und seine Worte wohl zu setzen verstand, verbreitete sich gerade über einen Artikel, den er soeben in einer Zeitung gelesen hatte. Seine Frau hörte nicht mit allzugroßer Aufmerksamkeit zu.

„Ach dieser Joel, dieser Joel!“ dachte sie. „Wie er nur aus so einem Zeitungsblatt so viel Wahrheit schöpfen kann! Er hat einen merkwürdigen Verstand. Nur schade, daß er nicht fähig ist, für sich selbst und auch für mich Kapital daraus zu schlagen, sondern immer nur für andere.“

Während sie also dachte, glitt ihr Blick über das Wohnhaus hin, das zwar ziemlich groß, aber überaus verfallen war; die Familie konnte nicht mehr darin wohnen, sondern mußte sich mit einem kleinen Seitenanbau begnügen, den die früheren Besitzer, die alle Schiffskapitäne gewesen waren, als Küche und Vorratskammer benutzt hatten.

„Wenn Joel wenigstens Lust zur See gehabt hätte und

Schiffskapitän geworden wäre, wie sein Vater und Großvater!" fuhr die Frau in ihren Betrachtungen fort. „Dann hätte er sicher einen Sparpfennig für unsere alten Tage zusammengesammelt, und wir hätten einem ruhigen Alter entgegensehen können. Aber immer hat er eigensinnig am Ackerbau festgehalten. Nun, und jetzt haben wir's auch so, wie es nun einmal ist."

Sie rückte nicht von ihrem Platz weg, solange ihr Mann redete, aber ihr kleiner Kopf, der sich so leicht bewegte, wie wenn er auf einem Vogelhals säße, drehte sich eifrig nach der Seite, wo sie etwas Getreideland und ein paar Kartoffeläckerchen überschauen konnte. Ach, sie sahen zwischen den gewaltigen Felsenkuppen, die den eigentlichen Boden von der Grimö bildeten, nur wie kleine bewachsene runde Inseln aus!

Alle diese kleinen bebauten Strecken waren von ihrem Mann urbar gemacht, ja man konnte beinahe sagen, sie waren von ihm dahingeschafft worden. Unzählige Bootslasten von Erde und Dung hatte er auf die Insel herübergeschafft in der festen Überzeugung, daß sie ihm einmal die darauf verwendete Mühe und Arbeit reichlich lohnen würden.

„Wie unendlich viel Mühe hat er sich doch mit diesen Äckerlein gemacht!" dachte die Frau. „Und dann braucht es nichts weiter, als daß um Pfingsten ein richtiger Nordsturm herangebraust kommt, um alles, was gesäet und gesetzt ist, wieder zu vernichten. Ach nein, wenn man so wohnt wie wir hier, dann soll man sich seine Nahrung aus dem Meere holen, das ist doch ganz klar."

Wieder drehte sich ihr bewegliches Köpfchen. Zwischen dem Wohnhaus und dem Seitenbau war ein leerer Raum, und da konnte sie über einen weiten glänzenden Wasserspiegel hinschauen.

„Ach ja, das Meer, das ist etwas!" seufzte sie. „Da kann einer hinausfahren und Handel treiben und Geld verdienen. Das weiß ich gewiß, wenn ich ein Mann wäre, ich wäre in allererster Linie zur See gegangen. Niemals hätte ich mich mit Ackerbau abgegeben. Wie wird es uns gehen, wenn wir alt sind und nicht mehr für uns selbst sorgen können? Keines von unsern Kindern will daheim bleiben und sich mit einer solchen mühseligen Arbeit be=

fassen, und man kann es ja auch nicht von ihnen verlangen."

Die letzten Worte mußte sie laut gesagt haben, denn der Mann, der ihr bisher immer weiter von allen den Gefahren und Schrecken berichtet hatte, die eine erst kürzlich heimgekehrte englische Nordpolexpedition ausgestanden hatte, unterbrach seine Rede mitten in einem Satz und bemerkte:

„Du hörst wohl gar nicht, was ich sage." Aber es war wohl nicht das erstemal, daß er sich darein fand, so vor tauben Ohren zu predigen, denn er schien weder erstaunt noch ärgerlich.

„Gewiß hör' ich zu," versicherte seine Frau. „Eben hab' ich gedacht, wie gut du doch redest, du könntest dich wirklich für einen Prediger ausgeben."

„Ich weiß nicht recht, was ich über dieses Lob sagen soll," erwiderte der Mann und lachte seiner Frau gutmütig zu. „Wenn ich den Zuhörer, den ich jetzt habe, nicht dazu bringen kann, ordentlich achtzugeben, dann wird es mir wohl auch bei einer ganzen Gemeinde nicht besser glücken."

„Aber ich habe doch achtgegeben!" rief sie, die jetzt etwas hitzig wurde. „Ich weiß es ganz genau. Schon im ersten Winter haben sie ihr Schiff verloren, und so mußten sie sich ein Schneehaus bauen. In diesem mußten sie bis ins zweite Jahr hinein da droben bleiben, dann gingen ihnen auch die Lebensmittel aus, und schließlich lagen sie drinnen und kauten an Lederfetzen."

Sie tat gekränkt, und ein kleiner Zug um den Mund, der zeigte, daß nicht mehr viel dazu gehörte, sie in schlechte Laune zu versetzen, trat immer deutlicher hervor.

„Du, Thala, ich möchte wohl wissen, wie es wäre, wenn man jemand von seinen eigenen Angehörigen unter denen hätte, die in den Schneehäusern dort droben so schrecklich Hunger leiden mußten," warf der Mann ein.

Seine Frau warf ihm einen raschen Blick zu. Hatte Joel dies letzte nicht mit ganz besonderer Betonung gesagt? Aber der Mann saß ruhig da und sah gerade vor sich hin, und seine alten wäßrigen Augen waren vollkommen ausdruckslos.

„Ach, wenn man nur immerfort an die dächte, denen es schwer geht, dann hätte man nicht viel frohe Stunden im Leben!“ erklärte sie. „Und denen da droben ist ja doch noch geholfen worden.“

„Jawohl,“ gab der Mann zu. „Ein Schiff, das sie suchte, kam schließlich hin, und jetzt sind sie daheim in England.“

„Und jetzt gibt es für sie ihr ganzes Leben lang nichts als Ruhm und Ehre und Glück,“ schloß die Frau.

Ihr kam es nicht so vor, als ob dies alles Grund zu Sorge und Traurigkeit sein sollte, aber ohne einen leichteren Ton anzuschlagen, fuhr der Mann unbeirrt fort:

„Heute nacht hat mir von unserem Sohn Sven geträumt. Er trat vor mein Bett und sagte, ich hätte mir ihm gegenüber eine große Schuld aufgeladen. Meine Träume pflegen sonst nicht gerade in Erfüllung zu gehen, und ich weiß auch nicht, ob dieser etwas mit der Wirklichkeit zu tun hat. Aber merkwürdig ist es doch, daß ich gerade heute seinen Namen hier in der Zeitung lesen mußte.“

Dies wurde von dem Manne gesagt, als sei es ganz ohne Bedeutung, gerade wie etwas, das ihn nur allein anginge; aber von diesem Augenblick an brauchte er bei seiner Zuhörerin nicht mehr über Mangel an Aufmerksamkeit zu klagen. — Wo der Name gestanden habe? Was ihm denn eigentlich geträumt habe? Ob es möglich wäre, daß es sich um ihren Sven handelte? drängte seine Frau. Ihre Stimme wurde ganz schrill, ihre Nasenspitze rötete sich, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Sie wäre nicht in solche Aufregung geraten, wenn es sich um eines ihrer anderen Kinder gehandelt hätte, aber bei diesem Sven war es anders; diesen Sohn hatten Joel und sie in seinem neunten Lebensjahr einer englischen Familie abgetreten, die auf ihrer Jacht in den Schären herumgefahren war. Die Fremden hatten sich damals in den Jungen förmlich verliebt und fest versprochen, ihn, wenn sie ihn nur mitnehmen dürften, zu einem vornehmen Manne zu erziehen und ihn zu ihrem Erben einzusetzen.

Das waren große Aussichten, die sich damit für einen kleinen Jungen von der Grimö eröffneten. Die armen

Eltern hatten gemeint, um seiner selbst willen müßten sie den Jungen ziehen lassen. Wenn er bei ihnen blieb, mußten sie auch für ihn sorgen. Und er war ein überaus begabter Junge gewesen. Sie hatten oft miteinander über ihn gesprochen und gemeint, es könnte etwas Besonderes aus ihm werden, wenn er nur die nötige Erziehung erhielte.

Jetzt waren siebzehn Jahre vergangen, seit sie ihn fortgelassen hatten, und während dieser ganzen Zeit hatten sie nichts von ihm gehört. Nichts! Kein Brief, kein Gruß! Die Eltern hätten nicht weniger von ihm wissen können, wenn er auf dem Meeresgrund gelegen hätte.

„Sieh hier!" sagte der Mann, indem er seiner Frau die Zeitung hinreichte. „Lies hier unter den Namen der Geretteten! Siehst du, da: Sven E. Springfield."

„Jawohl, ich seh' es. Sven E. Springfield, ja, da steht's."

„Das kann nichts anderes als Sven Elversson Springfield bedeuten," nahm der Mann wieder das Wort. „Das ist sein Name, mein Name und der seines Pflegevaters. Es muß richtig sein."

Die Frau drückte die Zeitung ans Herz. In diesem Augenblick war es ihr, als sei dieser Sohn, den sie aus freiem Willen von sich gegeben hatte, ihr das liebste von allen ihren Kindern.

„Warum hast du nicht gleich gesagt, daß Sven dabei war?" warf sie ihrem Manne vor. „Ich habe ja nicht aufgepaßt. Jetzt mußt du alles noch einmal erzählen."

Der Mann schien ein wenig verblüfft zu sein. Er hatte seiner Frau die ganze Geschichte erzählen wollen, ehe sie wissen sollte, daß es sich um den eigenen Sohn handelte. Dann wäre es leichter gegangen. Er hätte dann gesehen, welches Gesicht sie dazu machte, und sich danach richten können.

Immerhin erzählte er ihr alles, was sie wissen wollte. Er erklärte, was unter dem achtzigsten Grad verstanden war. Sie wurde ganz ehrgeizig für den Sohn und hätte gerne gewußt, ob er und seine Kameraden nicht doch noch weiter nördlich gekommen seien, als alle anderen Nordpolfahrer vor ihnen. Und von was sie wohl gelebt hätten, nachdem ihr Schiff mit allen Vorräten verloren ge-

gangen war? Den Bericht, wie die Hilfsexpedition sie in diesem Sommer auf dem Strand der Insel Melville halbtot vor Hunger aufgefunden, wollte sie immer wieder hören.

„Daß er soviel Schweres hat durchmachen müssen!" rief sie. „Nein, man sollte seine Kinder nie von sich lassen!"

„Aber nun ist wohl auch sein Glück gemacht," fuhr sie in leichterem Tone fort. „Nun bekommt er Orden und Medaillen in Hülle und Fülle."

Gleich nachher wollte sie wissen, wie der Sohn in England empfangen worden sei.

„Millionen von Menschen waren unterwegs, diese Nordpolfahrer zu begrüßen," sagte Joel.

Er fühlte sich aufs äußerste beunruhigt und auf die Folter gespannt. Die ganze Zukunft hing davon ab, ob er imstande war, seine Worte auf die richtige Art zu setzen und vorzubringen.

„Ach, wer doch hätte dabei sein und ihn vorbeikommen sehen können!" sagte Thala.

„O, du hättest wohl nicht an einer Straßenecke zu stehen brauchen," erwiderte Joel. „In der Zeitung steht, daß für die Eltern und Verwandten ein besonderes Dampfboot zur Verfügung gestanden habe."

Doch da verlor das Gesicht der Frau ganz plötzlich seinen frohen Ausdruck.

„O Joel!" rief sie. „Es hätte uns nichts genützt, wenn wir dort dabei gewesen wären. Weder du noch ich hätte auf dieses Dampfschiff kommen können. Das hätte sie uns nicht gegönnt."

Mit „sie" meinte Mutter Elversson die englische Dame, die ihren Sohn mitgenommen hatte. Mutter Elversson hatte ihr nie verziehen, daß sie den Jungen nicht an seine Eltern hatte schreiben lassen. In ihren Gedanken hatte sie die Engländerin zu einem richtigen Ungeheuer gemacht.

„Doch, wir hätten gewiß dabei sein und ihn begrüßen dürfen, das glaube ich schon," sagte der Mann.

Eigentlich war er froh, daß sich seine Frau bei so unwichtigen Sachen aufhielt. Er brauchte Zeit, seine Gedanken zu ordnen, um das Schwere zu sagen, das er auf angemessene Weise zu berichten hatte.

„Unsere ganze Zukunft hängt von diesem Gespräch ab," sagte er sich einmal ums andere, um seine langsamen Gedanken zur Eile anzuspornen.

„Ja, das glaubst du wohl!" sagte Thala trotzig und warf den Kopf in den Nacken. „Wenn sie uns doch in all diesen Jahren nicht einmal eine Zeile von ihm gegönnt hat! Und er hat wohl auch gar kein Herz für uns. Er war neun Jahre alt, als er fortkam, und so viel Verstand hatte er damals schon, daß er uns ohne ihr Wissen hätte schreiben können. Aber sie hat ihm wohl in den Kopf gesetzt, wir seien zu geringe Leute, als daß so ein Herr nach uns fragen sollte."

Ihre ganze Freude war in die Flucht geschlagen. Diese Gedanken, die sie in den vergangenen Jahren schon so oft gequält hatten, kehrten mit neuer Stärke zurück.

„Ja, ich muß allerdings zugeben," sagte der Mann, „ich muß wirklich zugeben, es ist merkwürdig, daß Sven nicht ein einziges Mal geschrieben hat. Und die Pflegeeltern können schuld daran sein, das ist wohl möglich. Ich habe heute vor der Kirche etwas erfahren."

Die Frau schwieg. Sie war sehr ärgerlich, und so mochte sie nichts mehr sagen.

„Ach, wie schlimm es geht!" dachte der Mann. „Wenn sie in diese Stimmung hineinkommt, ist alles verloren."

„Der Pfarrer hat Nachricht aus England bekommen," begann er wieder. O weh, da redete er schon wieder etwas, was er nicht hatte berühren wollen, ehe er seine Frau richtig vorbereitet und in der richtigen Gemütsverfassung hatte; aber er sah keinen anderen Ausweg mehr.

„Er hat mich mit ins Pfarrhaus genommen. Er ist es auch, der mir diese Zeitung hier gegeben hat."

„Der Pfarrer?"

„Ja, er wollte von Sven mit mir reden."

„Ach was, das ist ganz einerlei! So wie er jetzt ist, mache ich mir nichts mehr aus ihm."

Darauf erwiderte der Mann kein Wort, und lange herrschte Stillschweigen zwischen den beiden; schließlich aber brach es bei der Frau los wie eine Explosion.

„Du bist doch der schrecklichste Mensch, den es gibt, um ein armes Weib neugierig zu machen!" rief sie. „Nun, was hat denn der Pfarrer eigentlich gehört?"

„Etwas über Sven. Der Herr Pfarrer kommt heute abend selbst zu uns, um es dir mitzuteilen."

Jetzt sprang die Frau auf.

„Kommt der Herr Pfarrer selbst hierher?" sagte sie. „Aber um alles in der Welt! Und das sagst du mir jetzt erst?"

Sie machte einen Schritt auf die Wohnung zu, um hineinzugehen und nachzusehen, ob es drinnen in der Stube sauber und ordentlich sei. Aber plötzlich stockte ihr Fuß.

„Warum kommt der Pfarrer hierher?" fragte sie. „Es ist wohl irgend etwas Schlimmes geschehen?"

Sie sah ihren Mann scharf an, als wollte sie mit ihrem Blick in seinen Kopf hineindringen und die Gedanken lesen, die sich da drinnen bewegten.

„Vielleicht ist Sven weicher gesinnt geworden, seit er da droben im Eis gelegen und Lederfetzen gekaut hat? Vielleicht will er hierherkommen, um uns zu besuchen? Aber das sag' ich dir, jetzt bin ich diejenige, die nein sagt. Sind wir früher nicht gut genug gewesen, dann sind wir es jetzt auch nicht."

„Ich hielte es für besser, du nähmest den Mund nicht so voll," warnte der Mann. In seinem Herzen wurde er allmählich ärgerlich über sie, weil sie so widerspenstig war und alles gar nicht so aufnahm, wie er es getan hätte.

Die Frau vergaß ihre Absicht, hineinzugehen und ihre Stube aufzuräumen, vollständig. Ihres Mannes letzte Worte konnten nichts anderes bedeuten, als daß sie recht geraten hatte.

„Weißt du, was der Pfarrer für Nachrichten erhalten hat?"

„Ja, ziemlich viel davon."

„Hat er dich gebeten, mit mir über das, was in der Zeitung stand, zu sprechen?"

„O nein, ich glaube, es war seine Absicht, dir alles miteinander selbst mitzuteilen. Aber ich dachte, es wäre besser, wenn ich dich ein wenig vorbereitete."

„Ja, nun hab' ich Zeit vor mir, das ist gut. Sonst hätte ich ihn am Ende in der ersten Eile willkommen geheißen. Und darüber hätte ich mich nachher sehr geärgert."

Der Mann fühlte, wie der Zorn in seinem Herzen zunahm.

„Es ist ihre Absicht, unsere ganze Zukunft zu zerstören," dachte er. „Sie wird doch niemals klug, sondern es wird bei ihr mit jedem Jahr schlimmer und schlimmer."

„Ich glaube, der Herr Pfarrer wird sich freuen, wenn er hört, daß du dir gar nichts aus Sven machst. Dann ist es keine Kunst für ihn, dir das zu sagen, was er dir mitteilen muß."

„Keine Kunst!" versetzte die Frau, und sie wurde gleichsam noch härter. „Was meinst du damit?"

„Nun, es scheint ja, als sei Sven ins Unglück geraten. Dieser Einzug in London sollte am letzten Sonntag stattfinden, und er wurde auch mit allem Pomp gefeiert. Auch am Montag gab es Feste und Veranstaltungen, aber dann hörten sie ganz plötzlich auf. Über die Nordpolfahrer waren böse Gerüchte in Umlauf gekommen."

Das Gesicht der Frau wurde starr.

„Soll ich nun etwa hören, daß er etwas Unrechtes getan hat?" murmelte sie zwischen ihren zusammengebissenen Zähnen.

„Alle Blumen und Flaggen wurden heruntergerissen, alles wurde eingestellt. Am Montag hatte man auf den Straßen kaum vorwärts kommen können vor all den Menschen, die die Nordpolfahrer sehen und begrüßen wollten, am Dienstag aber hätte man ihnen gern Fußtritte versetzt und sie geschlagen."

Mutter Elversson reckte den Kopf immer höher.

„Was du nicht sagst!" rief die. „Da wäre es doch vielleicht besser für ihn gewesen, er hätte sich zu seinen richtigen Eltern gehalten."

„Du mußt nämlich wissen," sagte der Mann mit lauterer Stimme als vorher, „es ist nicht das erstemal, daß so etwas da droben im Norden vorkommt. Sie hatten Hungertyphus, und sie waren verrückt und wußten nicht, was sie taten. Und dann hat sich einer von ihnen in seiner Verzweiflung den Hals abgeschnitten. Und dann ..."

„Nun, dann haben die anderen ihn wohl aufgegessen?" warf die Frau ein.

Sie war vollständig kalt und ruhig. Unendlicher Zorn und Ekel erfüllte sie.

„Sie waren ebensowenig zurechnungsfähig wie solche, die in einem Krankenhaus sind," sagte der Mann. „Hier in der Zeitung steht übrigens, sie hätten nicht mehr als einen Arm genommen. Mehr brachten sie nicht übers Herz."

„Und Sven hat auch mitgetan?"

„Wenn solche Dinge geschehen, dann geben die Leute wohl acht, daß alle dabei beteiligt sind. Auch er wurde gezwungen, einen Bissen davon in den Mund zu nehmen, gerade wie die anderen. Aber mehr war es auch nicht."

„Und jetzt," erwiderte die Frau mit einem unbeschreiblich verächtlichen Ton in der Stimme, „jetzt weiß ich, was der Pfarrer mir sagen will. Jetzt ist Sven nicht mehr gut genug für sie, und da hat er den Pfarrer gebeten, uns zu überreden, ihn bei uns aufzunehmen. Nun, ist's nicht so?"

„Das wäre wohl das beste, was hätte geschehen können," versetzte der Mann.

„Aber ich, ich sage nein!" rief Mutter Elversson. „Ich sage nein. Er soll nicht zu uns zurückkommen, weil er bei niemand anderem mehr eine Zuflucht hat. Als es ihm gut ging, da vergaß er seine Eltern. Er soll sich nicht einbilden, daß wir ihn jetzt aufnehmen. Arm sind wir zwar und alt und hilflos. Aber wir nehmen nicht einen Sohn bei uns auf, der sich so betragen hat, daß kein anderer Mensch ihn auch nur ansehen mag."

Vater Elversson sah seine Frau mit einem Blick an, in dem Zorn und Ungeduld brannten. Er war alt und kraftlos, und es wäre für ihn der Gipfel des Glückes gewesen, wenn er einen arbeitsfähigen Sohn ins Haus bekommen hätte. Der Ekel, den seine Frau empfand, erschien ihm kindisch und unberechtigt. Sie kam ihm schlecht und eigensinnig vor. „Warte nur!" dachte er. „Du sollst von mir Worte hören, mit denen du zufrieden sein wirst."

„Es ist, wie ich sage," begann er mit strenger Stimme. „Es wird dem Herrn Pfarrer nicht schwer fallen, dir das mitzuteilen, was in seinem Briefe stand."

„Ist es denn nicht so, wie ich glaube?" fragte Mutter Elversson, und ihr Ton verlor dem deutlichen Zorn und Mißfallen ihres Mannes gegenüber etwas von seiner Sicherheit.

Wieder sah sie der Mann mit wirklicher Mißbilligung an.

„Soll ich dir jetzt das sagen, was der Pfarrer dir mitzuteilen hat, oder willst du warten, bis er kommt?"

Er wartete jedoch ihre Antwort nicht ab, so kochte das Verlangen in ihm, sie für ihre Lieblosigkeit zu bestrafen.

„Svens Pflegeeltern wohnen ja in London," sagte er, „und Sven war zu ihnen zurückgekehrt. Aber als dieses böse Gerücht über die Nordpolfahrer laut wurde, schickte ihm der Vater die Zeitungen, in denen es besprochen war, auf sein Zimmer, und ein Revolver war auch dabei, ein geladener Revolver."

„Und die Mutter? Wußte sie davon?" rief Thala Elversson.

„Ja, sie wußte davon."

„Und dann?"

„Dann ging es natürlich so, wie sie es gewollt hatten."

„So, daß er also jetzt tot ist?"

„Ja," sagte der Mann, „und jetzt weißt du, was der Pfarrer dir zu sagen hat."

„Sie also," sagte die arme Mutter, „sie, die ihn nicht geboren hat, sondern ihn siebzehn Jahre lang bei sich hat haben dürfen, sie hat ihn sich selbst töten lassen, obgleich er nichts verbrochen hatte."

Darauf wendete sie sich ihrem Manne zu und sagte heftig:

„Du lügst! Das ist nicht wahr."

„Das hätte ich auch noch vor einer Stunde gesagt. Ich hätte nicht geglaubt, daß eine Frau so hart sein könnte, aber seit ich dich so reden höre, zweifle ich nicht mehr daran."

„Aber seine Pflegeeltern waren doch nicht die einzigen, an die er sich hätte halten können. Er hatte ja uns."

„Er meinte wohl, wir würden es auf dieselbe Art aufnehmen wie die anderen, und darin hatte er ja nicht unrecht."

Sie ging von ihrem Manne weg und setzte sich auf die große Steinplatte. Heiße Tränen strömten ihr aus den Augen.

„Sven ist tot!“ sagte sie. „Sven ist tot! Er kam zu einer Mutter, die ein steinernes Herz hatte, deshalb mußte er sterben.“

Sie weinte und stöhnte zum Herzbrechen.

„Ach Gott, warum haben wir ihn von uns fortgelassen! Ach, daß er nun wegen gar nichts in den Tod gejagt worden ist!“

„Du mußt dich etwas beruhigen,“ sagte der Mann. „Der Pfarrer ist da. Das Boot legt eben an.“

„Sag' ihm, ich wisse schon alles. Er soll nur gleich wieder abfahren.“

„Aber das geht doch nicht gut, wenn er sich jetzt diese ganze Mühe gemacht hat.“

Joel verließ seine Frau, und nach ein paar Augenblicken kehrte er in Gesellschaft des Pfarrers und eines jungen Mannes zurück.

Der Pfarrer trat zu der weinenden Frau.

„Joel sagt, er habe Euch alles mitgeteilt, Mutter Elversson,“ begann er. „Ihr wißt schon, daß Sven etwas sehr Tadelnswertes getan hat und daß ihn seine Pflegeeltern von sich gewiesen haben.“

Die Frau war aufgestanden, um den Pfarrer zu begrüßen. Sie hielt ihren Schürzenzipfel noch vor das Gesicht; aber trotzdem ihre Augen ganz verweint waren, fing sie doch einen Schein von dem jungen Manne auf, der den Pfarrer begleitete.

„Das ist Sven,“ sagte eine innere Stimme zu ihr. „Das ist Sven.“

Tausend Gedanken drangen auf sie ein. Sie begriff, daß Joel sie in seinem Zorn über ihre harten, herzlosen Reden angelogen hatte. Auch meinte sie, sie werde wohl niemals den Ekel überwinden können, der sie ergriffen, als sie gehört hatte, daß Sven Menschenfleisch gegessen habe. Und desgleichen wurde ihr klar, daß sie diesen Sohn nun bei sich daheim behalten mußten. Niemand würde ihn in seinen Dienst nehmen wollen. Aber während diese kalten Gedanken auf sie eindrangen, sah sie auch, wie bleich und abgezehrt das Gesicht des Sohnes war, wie seine Augen sie um Mitleid anflehten, und eine Woge von Liebe und Barmherzigkeit quoll in ihrem Herzen auf.

„Ach, der Joel, der Joel!" dachte sie. „Er ist in der Tat merkwürdig. Er hat mir gezeigt, wie es wirklich in meinem Herzen aussieht. Jetzt fühle ich, daß ich diesen Jungen, obgleich er siebzehn Jahre von mir fortgewesen ist, obgleich er uns vernachlässigt hat, obgleich er mit so geringem Ruhm zurückkehrt, liebhaben muß, ja von Herzen liebhaben."

Und ohne dem Pfarrer etwas zu erwidern, trat sie, während die Blicke der Männer ihr ängstlich folgten, zu dem Sohn und hieß ihn in der Heimat willkommen.

„Ich glaube, all dies Schwere ist über dich gekommen, weil Joel und ich dich wieder haben sollten," fügte sie mit ihrer freundlichsten Stimme hinzu.

In der Kirche

Sven Elversson, der Mann, der von den beiden Alten auf der Grimö als Sohn aufgenommen worden war, saß in der Kirche zu Applum und dankte Gott, weil er ihn eine Freistatt hatte finden lassen, wo er nicht mit Ekel und Widerwillen betrachtet wurde.

Auf der einsamen, unfruchtbaren kleinen Felseninsel mit ihren beiden Bewohnern brauchte er nicht zu fürchten, jenem Herunterziehen der Mundwinkel zu begegnen, das Ekel bedeutet. Der Vater war alt, er fühlte keinen Widerwillen, weil er schon alle starken Gefühle für Lust oder Unlust verloren hatte. Die Mutter hatte allerdings noch ihre ganze Gefühlsfähigkeit, aber sie liebte ihn.

Die Kirche, in der Sven Elversson saß, war eine alte Holzkirche, deren Decke mit einem großen Gemälde des Jüngsten Gerichtes geschmückt war. So oft Sven aufschaute, fiel sein Blick unvermeidlich auf einen großen schwarzen, grinsenden Teufel, der große Holzscheite ins Feuer schob, in dem ein Haufen Sünder in einer gelben brodelnden Brühe kochte. Sven Elversson erkannte diesen Teufel von damals, wo er vor siebzehn Jahren zum letztenmal in dieser Kirche gesessen hatte, wohl wieder. Was ihm diesen Teufel unvergeßlich gemacht hatte, war ein langer, an seinem Ende dreifach gespaltener Schwanz,

den dieser Teufel beständig zum Umrühren in seinem Suppenkessel benützte.

Als Kind hatte Svens Phantasie sich oft mit diesem Meisterkoch, der mit so großer Geschicklichkeit gleichzeitig sein Feuer und seinen Kessel versorgte, beschäftigt. Jetzt dachte er nur: „Wenn alle die, so jeden Sonntag hier sitzen und diesen lustigen, die Sünder kochenden Geist des Abgrundes betrachten, auf einmal erfahren würden, daß sich mitten unter ihnen ein Mensch befindet, der wirklich einen Bissen Menschenfleisch zwischen seinen Lippen gehabt hat, würden sie es kaum über sich gewinnen, mich hier in der Kirche zu dulden."

„Eines ist sicher," dachte er weiter, „ich weiß kaum, ob es außer diesem Einen noch irgend etwas gibt, was zivilisierte Menschen nicht begehen können. Sie morden, sie brechen die Ehe, sie stehlen, sie verüben Grausamkeiten, sie halten sich nicht für zu gut für Völlerei, für Vergewaltigung, Verräterei, Spionage. All dies wird täglich getan. Eine aber von den alten Sünden der Menschheit wird von zivilisierten Menschen nicht mehr begangen. Sie kann nicht mehr begangen werden, weil sie Ekel erregt. Und diese Sünde hab' ich jedenfalls begangen. Ich werde mehr verabscheut als der Teufel."

Die einzige Person in der Kirche, die bis jetzt außer den Eltern die Veranlassung zu Sven Elverssons Rückkehr kannte, war der Pfarrer. Aber dieser hatte ihn am vorhergehenden Sonntag gut aufgenommen, er hatte sich verständnisvoll gezeigt, mit seinem Vater gesprochen, ihn selbst auf die Insel begleitet, sich darüber gefreut, als die Mutter ihn liebevoll aufnahm, und es gebilligt, daß er bei den Eltern daheimbleiben wollte. In allem hatte er sich als ein duldsamer, edelmütiger Mann gezeigt.

Jetzt, an diesem Sonntag, als der Pfarrer in die Kirche trat und Sven Elversson, den Mann von dem Hungerlager auf der Insel Melville, mitten unter den anderen Leuten in der Kirche sitzen sah, stieg ihm plötzlich ein erstickendes Gefühl im Hals auf.

Er hatte Sven geholfen und beigestanden und sich gefreut, zu der Wiedervereinigung mit den Eltern beitragen zu können, einem Armen eine Freistatt zu verschaffen, der so viel hatte leiden müssen für etwas, zu dem er ge-

zwungen worden war, einem Unglücklichen, der andern- falls vielleicht Selbstmord begangen hätte. Aber daß er ihn in der Kirche sehen würde, daran hatte er allerdings nicht gedacht.

„In meinem Haus," dachte er, „nein, in meinem Haus hätte ich nicht gezögert, ihn bei mir aufzunehmen, aber dies hier kann ich nicht ertragen. Er hat nun ein- mal Menschenfleisch gegessen. Er hat etwas Heidnisches getan, etwas Verabscheuungswürdiges. Er hätte begreifen müssen, daß dies mehr ist, als ich ertragen kann."

Im nächsten Augenblick strafte er sich sebst, klagte sich der Lieblosigkeit an, dachte daran, wie Jesus alle Sünder zu sich entboten hatte, rief sich das freundliche, anziehende Gesicht des armen Sünders ins Gedächtnis zurück und enthielt sich wirklich, wozu er zuerst geneigt gewesen war, den Mesner zu dem Mann hinzuschicken und ihn auffor- dern zu lassen, die Kirche zu verlassen. Er hielt die Liturgie und predigte wie gewöhnlich, konnte aber das Gefühl des Ekels nicht loswerden.

Die Worte, die er aussprach, ballten sich ihm im Munde zusammen. Ein paarmal mußte er mitten in der Predigt innehalten, um zu kauen und zu schlucken, ehe er weiter- reden konnte. Vor ihm zeigte sich der Auftritt, wie sich die ausgehungerten Menschen über den Leib des Selbst- mörders hergemacht hatten.

Diesen ganzen Ekel würde er nicht empfunden haben, wenn der Mann nicht in die Kirche gekommen wäre, jetzt aber hatte ihn der Ekel in der Gewalt, und er fühlte sich ihm hilflos preisgegeben.

Der Pfarrer ballte die Fäuste gegen sich, drehte sich auf der Kanzel nach der Seite, wo er Sven Elversson nicht sehen konnte, predigte unentwegt weiter, zwang seine Gedanken, seinen Worten zu folgen, und dann war ihm plötzlich, als sei er seiner Verstimmung Herr geworden.

Aber nun kam in seiner heutigen Predigt eine Ausein- andersetzung über die Notlüge vor.

Dies führte seine Gedanken zurück zu der Insel und zu der Notlüge, die Joel Elversson gebraucht hatte, um seiner Frau ihre eigentliche Gesinnung klarzumachen. Der Propst benutzte zur Veranschaulichung seiner Worte in seinen Predigten oft kleine Geschichten aus dem wirklichen

Leben. Aber diese Geschichten wurden nie vorher niedergeschrieben wie die übrige Predigt, sondern er erzählte sie, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen. Jetzt fiel ihm ein, daß das Erlebnis auf der Grimö vom vorigen Sonntag als erläuterndes Beispiel gebraucht werden könnte.

Er hatte vorher nicht daran gedacht, aber nun, im Eifer des Predigens, warf er sich auf diesen Stoff.

Als er schon mitten darin war, erhob sich ein warnender Gedanke in seinem Herzen.

„Ich hätte vielleicht nicht das Recht, diesen Fall vor der ganzen Gemeinde zu behandeln," dachte er. Aber eigentlich habe ihn ja niemand gebeten, darüber zu schweigen, dachte er weiter. Immerhin wurde ihm sehr unbehaglich zumut, er versuchte die Geschichte zu ändern, konnte es aber nicht mehr, sondern alles kam heraus.

Und während er sich über sich selbst schämte, durchdrang ihn doch gleichzeitig eine unbändige Freude darüber, daß er diesen unreinen Geist, der sich in der Kirche zu zeigen gewagt hatte, niedertreten konnte.

„Du schauderhafter Wurm," dachte er, „warum wolltest du dich in meines Gottes Haus zeigen?"

Der Ekel war's, den er hatte ersticken wollen. Nun hatte dieser auf einem Schleichweg Gewalt über ihn selbst bekommen.

Den ganzen Tag nachher war der Pfarrer unzufrieden mit sich. Er hatte sich nicht wie ein Mann aufgeführt, der Selbstbeherrschung übte, sondern wie ein Kind gehandelt, ja wie ein Wilder, der von seinem Instinkt regiert wird.

Er versuchte sich auszudenken, wie er das Geschehene ungeschehen machen könnte, fand jedoch durchaus keinen Ausweg. Nein, er mußte warten, bis sich eine besondere Veranlassung dazu bieten würde. Je mehr man die Sache jetzt aufrührte, desto schlimmer wurde sie.

Aber welche Macht, welche furchtbare Macht hat doch der Ekel, da er imstande war, auf diese Weise einen solchen Mann der Selbstbeherrschung zu berauben, während er in einer christlichen Kirche auf der Kanzel stand und mitten in einer christlichen Gemeinde eine erbauende und ermahnende Predigt hielt!

In dem Augenblick, wo der Pfarrer von der Kanzel

herabgestiegen war, waren auch die Leute von der Grimö aus der Kirche verschwunden.

Als sie unbelästigt aus der Kirche herausgekommen waren, blieben sie unwillkürlich vor dem Tore stehen und sahen sich um.

Rings um die Kirche her breitete sich etwas aus, was man nur selten in der Bohusläner Gegend sieht, nämlich eine richtige flache, offene Ebene. Sie war gerade nicht übermäßig groß, aber auch nicht besonders klein. Nein, sie war nicht so groß, daß man sie nicht von einem Ende bis zum anderen hätte übersehen und mit Leichtigkeit beobachten können, was bei den Nachbarn vorging, aber doch auch wieder nicht so klein, daß nicht die Kirche nebst Pfarrhaus und ein paar Dutzend Bauernhöfen gut Raum darauf gehabt hätten.

Und rings um die Ebene her lief eine nicht gerade besonders niedere, aber doch auch nicht besonders hohe Bergwand. Sie war nicht so hoch, daß nicht der Nord- und Westwind hätten darüber hereinfegen können, aber doch auch nicht so nieder, daß sie anderwärts alle Aussicht nach den hohen Bergen und Gebirgen versperrt hätten.

Und auf der ganzen Ebene breitete sich Ackerfeld neben Ackerfeld aus. Aber sie waren weder klein noch groß, sondern gerade von passender Ausdehnung für die wohlhabenden Bauern. Und zwischen den Äckern lagen rote und blaue und weiße Gebäude. Auch diese waren von ziemlich gleicher, befriedigender Größe. Es waren keine Prunkhäuser, die die Nachbarhäuser in Schatten stellten, aber es waren auch keine armen Kätnerhütten, die die Nachbarhöfe schöner erscheinen lassen und deren Bewohner hochmütig machen.

Auch das Wachstum hätte man nicht für großartig erklären können, denn man sah keine Baummassen, weder als Wälder auf den Bergen noch als Gehölze auf der Ebene noch als Baumreihen die Wege entlang. Und doch konnte man nichts anderes sagen, als daß die Ebene fruchtbar und ergiebig war, denn sie lag jetzt eben in ihrer Herbstpracht vor den Augen der Beschauer da wie ein wogendes Meer von Getreide und Gras und Erbsen und Klee und Pferdebohnen.

Und ungefähr mitten auf der Ebene lag die Kirche,

aus der die Familie Elversson vorhin, sozusagen, hinausgejagt worden war. Es war eine altmodische Holzkirche, und man konnte von ihr nicht sagen, sie sei häßlich, denn sie hatte einen kleinen aufstrebenden Turm, der die Gedanken zum Himmlischen hinauflenkte, aber man konnte auch nicht sagen, sie sei schön, denn sie hatte ein dunkles, schwerfälliges langes Schiff, das die Seele wieder ins Irdische herunterdrückte.

Und auf der Mauer, die die Kirche umgab, wanderte während die drei davorstanden, eine graugesprenkelte Katze hin und her. Es war ein schönes Tier, gut getigert, mit einem dichten glänzenden Fell und weichen, angenehmen Bewegungen.

Aber nachdem die drei die Katze eine Weile betrachtet hatten, kam es ihnen vor, als habe die Art, wie sich die Glieder in dem weichen Fell bewegten, eigentlich etwas Garstiges. Es gefiel ihnen nicht, daß die Katze so lautlos daherkam, oder daß die grüngestreiften Augen, mit denen sie einen ansah, ganz verschleiert und ohne Ausdruck waren. Diese Katze, die sich so glatt und weich und spielerisch zeigte, während sie an nichts anderes dachte, als zu rauben und zu morden, war ihnen widerlich.

Und vor ihren Augen wuchs die Katze und streckte sich und wurde groß und richtete sich hoch auf, bis sie die Bergwand verbarg. Und immerfort, während sie so wuchs und größer wurde, spann sie und schnurrte, und machte behagliche spielerische Bewegungen, wurde aber dadurch nur immer widerwärtiger.

Und die drei vor der Kirche sahen, diese Katze war der Ekel, der jetzt hervorgerufen worden war und der wachsen und sich auf der ganzen Ebene ausbreiten würde und nirgends ein besseres Wachstum finden könnte, als hier zwischen all dem Gleichmäßigen und gleich Großen und Engen und Begrenzten.

Da drehte sich Mutter Natalie Elversson nach der Kirche um, kratzte mit ihrem Fingernagel ein paar kleine Spreißel von der rotangestrichenen Holzwand heraus und legte sie zwischen die Blätter ihres Gesangbuches.

„Ja, in dieser Kirche," sagte sie, „hat man mich als ein siebentägiges Kind getauft, hier wurde ich als fünfzehnjähriges Mägdlein konfirmiert, hier bin ich auch ge-

traut worden, und hier wird man mich wohl auch begraben, aber bis dahin will ich hier nichts wieder zu schaffen haben, bevor die Schmach, die mir heute angetan worden ist, ausgelöscht ist."

Sohn und Eltern

Je besser die beiden alten Leute auf der Grimö allmählich ihren Sohn Sven kennenlernten, desto mehr verwunderten sie sich über ihn.

„Ich will dir etwas sagen, Joel," sagte die Frau zu ihrem Manne, „wenn ich wie er zu einem Herrn erzogen und dann gezwungen worden wäre, alle meine vornehmen Gewohnheiten ganz plötzlich abzulegen, und wenn ich solches Essen verzehren müßte, wie das, was ihm hier bei uns geboten wird, nachdem ich doch an Besseres gewöhnt war, wenn ich jeden Tag mit dir hinaus müßte, um dir auf dem Acker zu helfen, und niemals ein Buch lesen und mich nie mit besseren Leuten aussprechen könnte, sondern nur mit so ein paar dummen alten Brummbären wie du und ich, dann wäre ich sauertöpfisch und bösartig vom Morgen bis zum Abend, und ich glaube, dir würde es geradeso gehen."

Joel gab das willig zu. Jawohl, auch für ihn würde das eine schwere Prüfung sein.

„Aber da sieh nun Sven!" fuhr Thala fort. „Es ist, als berühre ihn das alles ganz und gar nicht. Auch grämt er sich nicht um das Geld oder die Freunde und dergleichen, die er verloren hat. Hier kann er mit mir scherzen und lachen und sich mit dir unterhalten, ohne nach anderer Gesellschaft zu verlangen, in der er sich zerstreuen könnte. Einen Tag wie den anderen ist er freundlich und demütig und zufrieden wie ein Gotteslamm. Eigentlich gibt es nur ein einziges, was ihn in schlechte Laune versetzt."

„Was mich anbelangt, so kann ich ihn deshalb nicht weniger hoch stellen, wenn er in diesem Punkt empfindlich ist. Die Ehre verlieren, das ist das Schwerste, was einem widerfahren kann."

„Ja natürlich," versetzte die Frau, „und es ist auch schändlich, daß die Leute sich nicht an ihn gewöhnen können. Er kann nicht auf die Post oder in einen Laden gehen, ohne jemand zu treffen, der die Nase über ihn rümpft oder ihm ein Schimpfwort an den Kopf wirft. Ich aber, das weiß ich, ich bin nur dankbar dafür, daß er den Bissen damals gegessen hat. Sven übertrifft unsere anderen Kinder so weit wie die Sonne den Mond, und ohne jenen Bissen hätte ich ihn nie wieder zu sehen bekommen."

In dieser Weise sprach sich Mutter Elversson jeden Tag aus. So oft sie mit ihrem Manne allein war, sofort begann sie sich in Lobeserhebungen über den Sohn zu ergehen.

„Du hast wohl gar keinen Begriff davon, Joel, wie merkwürdig Sven ist," pflegte sie zu sagen. „Aber eigentlich müßtest du es schon an mir merken. Siehst du nicht, wie gut ich mich wasche und kämme, und wie ich fege und bürste und schrubbe? Ja, du meinst vielleicht gar, das geschehe deinetwegen?"

„O, du bist immer darauf aus gewesen, alles um dich her sauber zu haben," sagte Joel, der gerne den Leuten Artigkeiten sagte, sobald sich die Gelegenheit dazu bot.

„Es ist nicht nur das," fuhr seine Frau fort. „Aber ich bin jetzt nie mehr zornig. Nein, sanft wie ein Flaumflöckchen bin ich. Hast du je so ein Lächeln gesehen, wie Sven eines hat? Wenn mich andere Leute freundlich ansehen, werde ich vergnügt, wenn mich aber Sven anlächelt, ist mir, als könnte ich mich nackt ins Meer stürzen, sobald er es verlangte."

Ihr Mann lachte sie aus.

„Ich weiß wirklich nicht, warum er so etwas von dir verlangen sollte," versetzte er. „Aber es ist etwas an dem, was du sagst. Am liebsten würde ich sagen, ich glaube, unser Sohn ist wie einer von den Steinen, die am Strande liegen und von jeder Woge hin und her gerollt werden. Er wird von all den Stößen, die er bekommt, so schön und so abgeschliffen, daß er bald gar keine Ecken und Kanten mehr haben wird."

Tatsächlich machte sich der Mann ebensoviel aus seinem Sohne wie die Frau. Aber er war nicht nur glücklich

über ihn, sondern seinetwegen auch beunruhigt. Es schien ihm, als ob der Sohn dazu neigte, sich dem Zwang, der gegen ihn ausgeübt wurde, zu beugen und sich von den Menschen zurückzuziehen. Sven wollte die Grimö kaum noch verlassen. Aber auch hier auf der Insel hätte es ihm nicht an Gelegenheit gefehlt, mit Menschen zusammenzutreffen, falls er es gewünscht hätte. Joel war dreißig Jahre lang Schöffe gewesen, und während der vielen Gerichtsverhandlungen in allen diesen Jahren hatte er sich eine Menge Gesetze und Verordnungen eingeprägt. Unaufhörlich kamen die Leute zu ihm auf die Insel herüber und baten ihn um Hilfe beim Aufsetzen eines Kaufvertrages oder eines Testamentes, bei Vermögensaufnahmen und Erbteilungen.

„Was soll er tun?" fragte die Frau, als ihr der Mann seine Besorgnisse mitteilte. „Erstens kann er noch nicht ordentlich Schwedisch, und zweitens meiden ihn die Leute, wie wenn er ein menschenfressender Haifisch wäre."

Joel warf den Kopf zurück, zog die Luft hörbar ein und sprach Worte, deren ganze Tiefe zu fassen der Frau schwer wurde.

„Wenn nun jemand von mir verlangte, ich sollte Spielmann werden, dann müßte er mir wohl etwas verschaffen, worauf ich spielen könnte."

„Ja, natürlich," erwiderte Mutter Thala, „aber was willst du damit sagen?"

„Wenn Sven, wie ich glaube, zu einem Augenspiegel und Vorbild und Beispiel für die Menschen bestimmt ist, so darf er nicht hier auf der Schäre bleiben und ein Eigenbrötler werden."

Die Frau sah ihren Mann an, und aus ihren Augen leuchtete ein zärtlicher Glanz.

„Du selbst hast dein ganzes Leben lang auf der Grimö gewohnt, und es ist den Leuten doch nicht schwer gefallen, dich ausfindig zu machen und dir mit allem möglichen zur Last zu fallen."

Der Mann machte eine abwehrende Handbewegung.

„Was bin ich, verglichen mit Sven? Ich habe nichts gelernt in meiner Jugend. Sven aber hat beizeiten mit dem Lernen angefangen. Ihm steht nichts im Wege."

„Außer dem einen."

„Ja, natürlich."

„Und das ist überall, auch wo man es am wenigsten erwartet. Das ist eine Katze, die da, wo er geht und steht, auf der Lauer liegt, und ehe er sich's versieht, springt sie ihm an die Kehle."

„Jawohl, gerade das ist das größte Unglück," stimmte Joel bei. „Und geschehen ist geschehen. Und kein noch so großes Wunder könnte diese Katze hindern, ihn anzuspringen."

„Aber eins darfst du nicht vergessen, Joel: wenn dieses Unglück nicht auf ihm läge, wäre er nie mehr zu uns zurückgekommen."

Immer wieder kam sie auf diese Tatsache zurück. Es machte sie überaus glücklich, den Sohn zu Hause zu haben, und sie konnte kaum begreifen, warum er und Joel dem Widerwillen der Menschen so großes Gewicht beimaßen. — „Kümmere dich doch nicht darum!" sagte sie zu ihrem Sohne. „Du bist viel besser als sie. Der Kerl, der dir heute auf der Post ins Gesicht gegrinst hat, ist ein Wechselfälscher. Der hat keine Ehre, mit der er sich brüsten könnte."

Aber wie die Zeit verging, konnte sie doch nicht umhin, zu merken, daß Joel recht hatte und der Sohn nahe daran war, menschenscheu zu werden. Und damit nicht genug. Er gewöhnte sich ein übermäßig, fast lächerlich unterwürfiges Betragen an. Am liebsten hätte er sich selbst von der Erde vertilgt, so zerknirscht war er.

„Nein, das geht nicht so weiter," dachte sie. „Es muß anders werden. Der liebe Gott kann uns doch nicht vollständig verlassen."

Das Kirchspiel Applum, zu dem die Grimö gehörte, umfaßte nicht nur das auf dem Festland liegende Kirchdorf, sowie einige Dutzend rundum im Meere verstreute Holme und Schären, sondern auch das Fischerdorf Knapefjord, das sich mit seinen Speichern und Bootshäusern, seinen langen Landungsstegen, seinen Hafenbauten, seinem großen Badehaus und den Schwimmbehältern nebst Booten und Bojen, ebensosehr im Wasser wie auf dem Lande auszubreiten schien.

Mutter Elversson pflegte mit Eiern und Butter hier herüber zu rudern, und sie machte allerlei Versuche bei

den Hausfrauen, die ihre langjährigen Kunden waren und alle ihre Verhältnisse genau kannten, den heimgekehrten Sohn zu rühmen.

Aber sie fand bald, daß das vergebliche Liebesmühe war. Man sagte ihr zwar kein unhöfliches Wort, sondern tat nur, als ob man nichts höre, etwa so, wie wenn ein sonst vernünftiger Mensch plötzlich mit irgendeinem ungereimten Einfall daherkommt.

„Ach, diese gottseligen Weiber!" legte Mutter Thala los, als sie nach Hause kam. „Ihre Herzen sind so erfüllt von Glauben und Gerechtigkeit, daß für Barmherzigkeit kein Platz mehr darin ist."

Und auch Joel hatte nicht mehr Glück.

Er pflegte nunmehr, wenn die Leute zu ihm kamen und Hilfe suchten, hinzuwerfen, er werde für Derartiges zu alt und sein Sohn Sven könne jetzt bald an seine Stelle treten. Aber er traf nur auf völlige Verständnislosigkeit. Die Fischer und die Bauern, mit denen er sprach, zeigten sich ebenso taub, wie die gestrengen Frauen der Schiffskapitäne in Knapefjord.

Am Weihnachtsabend saßen Joel und Thala mit ihrem Sohne in der niederen Stube auf der Grimö und sprachen von der Zukunft.

„Hör', Mutter," sagte Sven Elversson, der an diesem Abend außergewöhnlich froh und leichten Herzens zu sein schien, „findest du es nicht auch kalt und finster hier in der alten Küche? Wie wär's, wenn wir in das große Haus übersiedelten?"

„Bewahr' uns Gott!" rief sie. „Es hat ja weder Fußböden noch ein Dach."

„Das kann alles gemacht werden," sagte der Sohn. „Ich habe mir die Wände angesehen, die sind völlig unbeschädigt. Dort sind helle und freundliche Zimmer mit der Aussicht aufs Meer. Es ist doch schade, wenn wir das alte Kapitänshaus völlig verfallen lassen."

Natürlich waren Vater und Mutter mit ihm ganz gleicher Meinung, aber es fehlte an Geld.

Nun erklärte ihnen der Sohn, daß er Geld habe. Es sei kein Geld, das er von seinen Pflegeeltern erhalten habe, sondern es sei von ihm selbst redlich verdient. Als er auf seine Nordpolreise ausreiste, waren ihm bei der

Heimkunft tausend Pfund versprochen gewesen, und die waren ihm jetzt ausbezahlt worden.

Da sah der Vater, der alte Joel, der selbst keinen Augenblick Ekel empfunden hatte, wie sich die alten verabschiedeten Seekapitäne, die früher diese Insel bewohnt hatten, mit Abscheu im Grabe umdrehten.

„Nicht mit dem Geld!“ stieß er hervor. „Ich möchte gerne das alte Haus wieder hergerichtet haben, aber nicht für dieses Geld.“

Erstaunt sahen Mutter und Sohn den Alten an. Aber beide begriffen rasch, was ihn anfocht, und es wurde von etwas anderem gesprochen.

Der Vater dachte an die alten Seekapitäne mit ihren wettergebräunten Gesichtern, ihren teerigen Fäusten und ihren durstigen Gurgeln, an die gutmütigen, lustigen Männer, die in der Wahl ihrer Worte durchaus nicht wählerisch und auch in der Wahl ihres Umganges keineswegs engherzig gewesen waren. Seine Vorfahren waren wohl von derselben Art gewesen, und nun hatte er seinem Sohne gesagt, er sei nicht gut genug, in ihre Wohnung zu ziehen. Er hatte ihm gesagt, sein Geld, das er mit Einsatz seines Lebens auf demselben Meer verdient hatte, auf dem die alten Seebären umhergefahren waren, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sei nicht gut genug, ihr verfallenes Haus wieder damit aufzurichten.

An diesem Abend legte sich ein mildes, geduldiges und verzeihendes Lächeln auf Sven Elverssons Gesicht und blieb auch dauernd darauf haften. Dasselbe Lächeln war schon früher darüber hingeflogen, wenn er durch den Ekel, den er anderen einflößte, gequält wurde, es war gekommen und war wieder verflogen. Jetzt, wo der Vater gezeigt hatte, daß er ihm gegenüber ebenso zu empfinden imstande war, wie die anderen, fing es an, seinen dauernden Wohnsitz da aufzuschlagen.

Als der Vater dieses Lächeln sah, das auf des Sohnes Antlitz ruhte und nicht mehr weichen wollte, stand er auf und sprach einige Worte, die das wieder gutmachen sollten, was er gesagt hatte. Der Sohn gab freundliche Worte zur Antwort, aber das Lächeln blieb.

Der Vater wurde böse auf sich selbst, darum, daß er

die Wunde wieder aufgerissen hatte. Er begriff wohl, daß der Sohn seither von dem Gelde geschwiegen hatte, weil er gerade am heutigen Abend davon hatte reden wollen. Bald fühlte sich der Vater so beschämt, daß er nicht mehr in der Stube bleiben mochte; er setzte den Hut auf und ging in die dunkle Nacht hinaus. Nun konnte die Mutter vielleicht dem Sohne auseinandersetzen, was der Vater wirklich im Herzen für ihn empfand.

Aber kaum war Joel in der Nacht draußen verschwunden, als sieben wilde betrunkene Gesellen in die Küche hereinstürzten.

Sie erklärten, sie wollten Sven Elversson mitnehmen zu einer kleinen Lustbarkeit. Nur um ihn abzuholen, seien sie herübergefahren.

Als Mutter Elversson sich die Schar näher betrachtete, erkannte sie, daß es eine zusammengehörige Bootsbesatzung von Fischern war, die aus den wildesten, rohesten und versoffensten Kerlen in der ganzen Gegend bestand. Hinter den anderen, gerade als wolle er sich versteckt halten, erkannte sie einen von ihren eigenen Söhnen, der bei einem Kaufmann in Knapefjord in Stellung war.

Von den betrunkenen, taumelnden und blödsinnig lachenden Gesellen wendete sie den Blick auf ihren Sohn, den zu beleidigen und zu strafen diese gekommen waren. Er war schlank und fein gebaut, die Augen waren schmal mit einem beinahe zärtlichen Ausdruck, die Hände weiß und rein. Dabei war er sauber gebürstet und rasiert und trug gutsitzende Kleider. Er rauchte nicht, trank nicht, spuckte nicht und brachte kein unschönes Wort über die Lippen.

Diese anderen, die hergekommen waren, um den Gequälten noch mehr zu quälen, sie ahnten nicht, daß er eine bessere Erziehung genossen hatte als sie, daß er ein genußreicheres Leben geführt und einen schärferen Verstand hatte, als alle diese hier zusammen. Sie kamen her um ihres Ekels willen, weil sie Sven für einen Wurm ansahen, den sie zertreten wollten, für eine häßliche Kröte, die kein Recht hat, sich innerhalb eines christlichen Hauses aufzuhalten.

Als die fremden Gesellen in die Stube hereinkamen, legte sich eine sonderbare Art von Ohnmacht über Sven

Elversson. Nicht, als ob ihm schwindlig geworden wäre oder er das Bewußtsein verloren hätte, o nein, aber er fühlte sich außerstande, sich zu rühren. Er hatte ein starkes Vorgefühl, daß dieses das Ende seines Lebens bedeute. Diese Menschen waren gesandt, ihn totzuquälen, und es hatte keinen Wert, Widerstand zu leisten. Das Leben, so wie es sich für ihn gestaltet hatte, war es nicht wert, daß er irgendeine Anstrengung machte, es sich zu erhalten.

An diesem selben Morgen hatte einer von den Gesellen eine steifgefrorene Ringelnatter am Wege gefunden; er hatte sie mitgenommen und den Kameraden gezeigt.

„Die sieht richtig appetitlich aus," hatte der eine bemerkt.

„Ja, nur schade, daß niemand da ist, der sie verzehren möchte."

„Wollen wir nicht Sven Elversson, der Menschenfleisch ißt, fragen, ob er sie mag?"

„Dem wird sie sicher schmecken!"

So waren sie auf den Gedanken gekommen, nach der Grimö zu fahren. Sie wurden von einem dunkeln Gefühl geleitet, daß ein so strafwürdiger Mensch wie Sven Elversson nicht im Frieden Weihnachten feiern dürfe, sondern just an diesem Tage aufgestört und gequält werden müsse.

Seinen Bruder hatten sie mitgenommen, damit dieser ihnen in der finstern Nacht das Fahrwasser zeige, und der Bruder war gar nicht so sehr ungern mitgegangen. Er war zwar lange nicht so betrunken wie die anderen, aber für den Heimgekehrten hegte er ungefähr dieselben Gefühle wie die Kameraden. Man zog ihn auf mit dem Bruder, gab ihm um seinetwillen häßliche Reden, und er fragte sich, welches Recht dieser Bruder habe, herzukommen und seinen Geschwistern Widerwärtigkeiten zu bereiten. Er hielt sich hinter den breiten Rücken der anderen verborgen und grinste im voraus beim Gedanken an das, was jetzt kommen werde.

„Joel, Jung-Joel!" rief ihn seine Mutter an. „Was haben sie mit Sven im Sinn?"

Und ohne Zaudern gab Jung-Joel Antwort, so gewöhnt war er nun einmal, die Fragen, die diese Stimme an ihn stellte, zu beantworten.

„Sie wollen ihm eine Schlange zu essen geben."

Die Unfähigkeit, sich zu rühren, unter deren Bann Sven Elversson stand, wurde immer größer, deutlich sah er den kommenden Auftritt vor sich. Die Gesellen würden ihm befehlen zu essen, und er würde sich weigern. Sie würden ihn schlagen und mit Füßen treten, und er würde immer wieder nein sagen. Jetzt gab es keine Macht mehr, die ihn zwingen konnte, etwas Widriges zu essen, und dann würden sie ihn zu Tode quälen.

Aber er hatte noch einige Augenblicke vor sich; der Augenblick, wo er mit ihnen hinausgehen sollte, war noch nicht gekommen.

Der eine, der am Morgen die Schlange gefunden hatte, zog das lange glänzende Tier aus der Tasche. Er taumelte auf einem Bein und hielt zugleich Mutter Thala die Schlange unter die Nase.

„Die wird ihm schmecken!" sagte er.

„Seid ihr denn Unmenschen, alle miteinander?" rief die Mutter. „Und ihr meint, ich werde meinen Sohn Sven, der so viel besser ist als ihr alle, mit euch gehen lassen?"

Nun brach die Schar in lautes Gelächter aus.

„Er braucht nicht weiter mit uns zu gehen, als bis zum Boot hinunter," sagte der mit der Schlange in der Hand. „Dort wollen wir sie ihm braten."

Die Ohnmacht, die Sven Elversson gefangen hielt, fing an zu weichen. „Jetzt ist es bald Zeit," sagte er zu sich. „Heut abend geht alles zu Ende. Das ist nichts, um darüber zu trauern."

Die Mutter warf einen Blick auf ihn und sah ihn mit dem kummervollen, verzeihenden Lächeln auf den Lippen dasitzen. Von Zorn oder Lust zum Widerstand war nichts in seinen Zügen zu bemerken, nur Demut und stiller, unterwürfiger Kummer.

„Aber du wirst doch wirklich nicht daran denken, mit ihnen zu gehen!" rief sie ihm zu. „Weißt du, wer der mit der Schlange dort ist? Es ist Olaus von der Färö, er ist mitschuldig an einem Kindesmord. Er hat seine Braut verlassen, als sie ihn gerade am nötigsten gehabt hätte."

Die Gesellen krümmten sich vor Lachen.

„Nur keine Angst für das Söhnchen, Mutter Thala!“ sagte Olaus von der Fårö. „Er darf salzen und pfeffern, soviel er will. Und er wird nicht schlechter als vorher, wenn er eine Schlange ißt.“

„Und der da!“ rief die Mutter und deutete auf den längsten und häßlichsten von den Gesellen. „Der da ist Corfitzson von Fiskebäck. Er hat in seinem Leben viel Böses getan, und unter anderem hat er, nur um die Versicherungssumme einzustreichen, auch Feuer an einen mit Vieh gefüllten Stall gelegt.“

„Eil' dich, mein Junge! Setz' die Mütze auf und komm!“ sagte Corfitzson und legte Sven Elversson die Hand auf die Schulter.

Aber Mutter Thala fuhr in schwindelnder Eile fort:

„Und der dort, das ist Bertil vom Strömsund. Wenn du wissen willst, was das schlimmste ist, was er getan hat, so war es wohl das, daß er seine Großmutter zu Tode gefüttert hat. Sie lebte keine zwei Monate mehr, nachdem sie ihm ihr Haus abgetreten hatte. Und der dort hinten in der Ecke ist Torsson von Iggenäs, der immer nur die Fische aus dem Garn der anderen gestohlen hat, und die beiden dort hinten, die am ärgsten betrunken sind, das sind Rasmussen und Hjelmfelt. Sie versaufen ihren ganzen Verdienst und lassen Frau und Kinder hungern.“

Sie hatte die Stimme beinahe zum Schreien erhoben und bebte vor Angst und Zorn. Die Männer waren einige Augenblicke so unter dem Bann ihrer Worte, daß sie schwiegen und zu lachen aufhörten.

„Und weißt du, wer das ist, der dort ganz hinter den anderen steht?“ fuhr die Mutter mit noch gellenderer Stimme fort. „Das ist dein Bruder Jung-Joel. Er hat weiter nichts getan, als daß er seine alten Eltern auf ihrer Schäreninsel hilflos verkommen lassen wollte. Was hab' ich ihn angefleht, zu uns herauszuziehen, aber er wollte nicht hören.

Und nun Sven, jetzt, wo du weißt, was das für Leute sind, wirst du doch nicht mit ihnen gehen wollen?“

Gerade als sie dies sagte, sah sie ihren Sven aufstehen, immer noch ebenso sanft und verzeihend wie vorher, nur vollkommen bereit, sich zu unterwerfen und zu leiden.

Von neuem brach die Schar in lautes Gelächter aus.

„So ist's recht, mein Junge, daß du gutwillig mitgehst!" rief Olaus, der augenscheinlich der Anführer war. „Du kannst dich doch auch sechs starken Männern allein nicht widersetzen."

Aber Mutter Thala war nicht die Frau, die die Absicht hatte, ihren Sohn gehen zu lassen, ohne vorher allen Widerstand zu leisten, den sie zu leisten vermochte. Mit einem raschen Griff riß sie Olaus die Schlange aus der Hand, warf sie in den Nebenraum und stellte sich vor die Tür.

Im selben Augenblick ging die äußere Tür auf, und Joel stürzte herein.

„Was geht denn hier vor?" rief er. „Was macht ihr hier für einen Lärm? Und wohin wollt ihr mit Sven?"

Er sah, daß ein paar von den Gesellen auf Mutter Thala zugesprungen waren, um sie von der Tür wegzureißen, und daß ein paar andere Sven Elversson die Hände auf die Achsel gelegt hatten und ihn vor sich herstießen.

Ohne einen Augenblick zu zaudern, warf sich der alte Mann unter die Kämpfenden.

„Laßt los! Rührt Sven nicht an!" rief er.

Da fühlte Sven Elversson plötzlich, wie die Starrheit von ihm wich. „Jetzt ist es Zeit, jetzt kämpfe für Vater und Mutter und für dich selbst," sagte eine Stimme in ihm.

„Jung-Joel!" rief er seinem Bruder zu, der sich hinter der Schar der berauschten Eindringlinge hielt. „Mach die Tür zum Flur auf!"

Und als der Bruder, der gewohnt war, allen Befehlen, die in diesem Haus gegeben wurden, zu gehorchen, die Tür weit aufgemacht hatte, faßte Sven den Olaus um den Leib, hob ihn vom Boden auf und warf ihn hinaus.

Corfitzson von Fiskebäck stürzte herzu, um Sven mit sich fortzureißen, fühlte sich aber gleich darauf von starken Armen umfaßt, aufgehoben und seinem Kameraden nach in den Flur hinausgeworfen.

Als dies geschehen war, sprang Jung-Joel vor und stellte sich neben seinen Bruder.

3*

Es folgte noch einige Augenblicke lang ein wilder Tumult; aber dann war auch die alte Küche von allen Feinden gesäubert.

Jung-Joel schloß die Tür hinter ihnen zu. Dann trat er mit einer gewissen Feierlichkeit auf den Bruder zu und reichte ihm die Hand.

„Wie in alle Welt hast du das gemacht?" fragte er mit der aufrichtigsten Bewunderung. „Den Griff mußt du mir zeigen."

Das Gesicht des älteren Bruders hatte von dem Kampf Farbe bekommen, und das duldende Lächeln war von seinen Lippen verschwunden.

„Verlaß dich darauf, jetzt kommen die anderen auch zu der Erkenntnis, daß mit dir nicht zu spaßen ist," sagte Jung-Joel. „Aber wenn du so ein Ringkämpfer bist, warum hast du denn dann bisher alle die Schimpfworte ertragen, ohne zu mucksen?"

Da verlor Sven Elversson ein einziges Mal die Selbstbeherrschung. Er warf sich auf einen Stuhl und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Warum sollte ich mich wehren!" brach er in Verzweiflung los. „Wenn ich mich selbst doch mehr verachte, als du oder einer der anderen mich verachten können? Wenn ich größeren Ekel vor mir selbst empfinde, als ich euch je einflößen kann? Mehr Ekel, mehr Abscheu. Niemand von euch weiß so gut wie ich, was ich getan und wogegen ich gesündigt habe. Ich hasse mich selbst. Mir ekelt vor mir selbst. Was hilft es mir da, wenn ich ein paar Betrunkenen den Mund stopfe?"

Die Motorjacht Najade

Ein paar Tage nach Weihnachten kam Jung-Joel nach Hause. Er hatte von Olaus von der Fårö den Auftrag, anzufragen, ob sich Sven Elversson am Heringsfang auf der Motorjacht Najade, die seiner Bootsmannschaft gehöre, beteiligen wolle.

„Er sagt, er glaube nicht, daß du bei irgendeiner anderen Bootsmannschaft unterkommen werdest," berichtete

Jung=Joel. „Aber da du mein Bruder bist, muß ich dich warnen. Es sind keine netten Leute, die mit Olaus fahren.“

Die Mutter sagte sofort, davon könne gar keine Rede sein, daß sich Sven unter solches Pack mische; aber der Vater schien anderer Meinung zu sein.

„Es wäre doch gar nicht so uneben, wenn Sven den Fischfang lernte, wie er hier an der Küste betrieben wird,“ sagte er. „Und Jung=Joel hat ganz recht, es ist nicht leicht für dich, bei einer anderen Bootsmannschaft unterzukommen.“

„Aber das kann doch nicht deine wirkliche Meinung sein!“ rief die Frau aus. „Wer weiß, was die für Absichten haben, daß sie Sven kommen lassen wollen! Sicherlich ist es nur wieder eine neue Gemeinheit, die sie sich ausgedacht haben.“

„Nun, ich will ja nichts anderes gesagt haben, als es sei schade, daß Sven nicht mit zum Fischen hinauskomme,“ sagte Joel ausweichend.

Aber nun fielen Sven Elversson die Worte seines Vaters am Weihnachtsabend wieder ein, und der Verdacht, sein Vater möchte ihn wohl gerne von Hause weghaben, stieg in seinem Herzen auf.

„Grüße Olaus von mir und danke ihm für sein Anerbieten,“ sagte er zu dem Bruder. „Ich freue mich, daß er mich mitnehmen will. Sobald ich kann, werde ich nach der Fårö kommen.“

„Dann kannst du jetzt gleich mit mir kommen und dir in unserem Laden die Ausrüstung kaufen,“ sagte Jung=Joel. „Heute morgen ist ein Telegramm eingetroffen, der Hering stehe in dichten Massen droben bei Smiögen. Morgen wird überall aufgebrochen.“

Eine Weile herrschte große Geschäftigkeit; schon nach kurzem waren beide Brüder fort, und Joel und Thala saßen wieder allein beisammen.

Es vergingen ein paar Wochen, und von Sven war noch keine Nachricht nach der Grimö gelangt; da, eines Sonntags, kam Jung=Joel zu Besuch.

Thala wollte sofort wissen, was die Fårögesellen mit Sven angefangen, ob sie ihn vielleicht totgeschlagen hätten?

„Ich habe nur gehört, daß die Leute sagen, früher sei

auf der Najade einer gewesen, der mitschuldig sei an einem Kindsmord, und einer, der seine Großmutter zu Tode gefüttert habe, und ein Mordbrenner, und einer, der immer nur Fische aus anderer Leute Netzen gestohlen habe, und zwei, die sich durchaus zu Tode saufen wollten, und nun hätten sie auch noch einen unter sich, der Menschenfleisch gegessen habe, jetzt sei die Sammlung vollständig, und mehr Übeltäter auf einer Schute könne niemand verlangen. Aber von Sven selbst hab' ich nichts gehört, und auch nichts anderes erfahren, als daß zwischen ihm und seinen Kameraden alles gut gehe."

„So red' doch keinen Unsinn!" sagte Thala. Sie sah böse aus, war aber jedenfalls froh, weil nichts Gefährliches geschehen war. „Und das sage ich dir, mein Junge, sobald du etwas von Sven hörst, kommst du sofort und gibst uns Bescheid! Das ist der größte Liebesdienst, den du Vater und mir erweisen kannst."

Nach vierzehn Tagen kam Jung-Joel wieder auf die Schäre heraus.

„Jetzt muß ich Euch etwas sagen, Mutter," erzählte er. „Niemand glaubt, daß die Bootsmannschaft auf der Najade es noch lange mit Sven aushalten wird. Die Leute behaupten, die schmutzigste und schlechteste und übelriechendste aller Fischerjachten in den Schären sehe allmählich reingefegt und aufgeputzt aus, der Motor streike nicht mehr, wenn man ihn gerade am nötigsten habe, der Segelfetzen, den sie zuweilen hissen, um die Schute weiterzutreiben, sei geflickt und habe ein paar große viereckige Stücke eingesetzt bekommen, der verschossene Wimpel sei durch einen neuen farbenprächtigen ersetzt worden, das Namenschild sei neu vergoldet und der Name ‚Najade' ganz richtig daraufgemalt, es fehle kein Buchstabe daran, die Nahrung an Bord schmecke ganz merkwürdig ähnlich dem Essen, das man an Land bekomme, und es blitze und blinke von Schüsseln und Tellern in der Kombüse. Seht Ihr, Mutter, man behauptet, es hätte einen zwar nicht gewundert, daß die Leute auf der Najade einen, der Menschenfleisch ißt, an Bord dulden, daß sie sich aber reine Schüsseln und Teller gefallen lassen, darüber wundert man sich."

„Geh weg, ich glaube, du willst mich nur zum Narren

haben," sagte die Mutter; aber der Sohn merkte doch, wie sehr sie durch seine Nachrichten erfreut war. „Und vergiß nur nicht," fuhr sie fort, „es uns gleich wissen zu lassen, wenn du etwas von deinem Bruder Sven erfährst. Er ist ein Fremder hierzulande, und wir müssen aufpassen, wie es ihm geht, damit ihm nicht etwa ein Unglück zustößt."

Aber wer auf der Grimö wohnt, muß sich in Geduld üben. Vierzehn Tage lang mußte Mutter Thala warten, bis Jung-Joel wieder mit Nachrichten von Sven Elversson herauskam.

„Ihn selbst hab' ich auch jetzt nicht getroffen," sagte er. „Aber ich habe behaupten hören, es könne mit ihm und den Leuten auf der Najade nicht mehr länger so weitergehen. Jetzt soll Olaus, der der Schiffer auf der Najade ist, anfangen darauf zu dringen, daß die Mannschaft zu rechter Zeit an Bord komme, und es sei ihm schon mehrere Male gelungen, mit seiner Jacht zugleich mit der übrigen Fischerflotte abzufahren und am Fischerplatz anzukommen, sich einen günstigen Platz zu verschaffen und einen guten Fang zu tun. Und wenn das Netz ganz und unverworren und wohlgepflegt und nicht so verrottet ist, daß es bricht, wenn die Wate am vollsten ist, wenn der, der die Sache zu leiten hat, nicht so betrunken ist, daß er den ganzen Fang ins Wasser fallen läßt, wenn er eben am Bootrand angelangt war, und wenn auf der Motorjacht Najade sogar Geld verdient wird, so glaubt niemand, daß Olaus von der Fårö und Corfitzson von Fiskebäck und Bertil von Strömsund und Torsson von Iggenäs und Rasmussen und Hjelmfeld das aushalten. Denn mit einem an Bord, der Menschenfleisch ißt, könne es ihnen immer noch wohl sein, aber mit einer reingefegten Schute zu fahren, ordentlichen Fischfang zu treiben und schön Geld zu verdienen, darein hätten sie sich ihr Leben lang nicht finden können."

Mutter Thala schalt Joel, weil er kein ernstes Wort reden könne, aber jedenfalls war sie mit dieser Nachricht sehr zufrieden.

„Du wirst sehen, es geht alles gut," sagte sie. „Ach der Joel, der Joel! Ich meine nicht dich, ich meine deinen Vater. Er ist der klügste Mensch, der in ganz Bohuslän

zu finden ist. Er wußte, was er tat, als er Sven unter Menschen schickte."

Ein paar Wochen später kam Jung-Joel wieder mit einem neuen Bericht.

„Sven selbst hab' ich nicht getroffen," erzählte er. „Der Hering ist dieses Jahr weit droben im Norden, aber die Leute sagen, wenn sich Olaus von der Fårö habe überreden lassen, für das Geld, das er verdient hat, seine Wohnung neu herzurichten, und wenn Corfitzson von Fiskebäck sein Geld auf die Bank trage, sobald er es in die Hand bekomme, und wenn Bertil seiner Frau ein neues Kleid kaufe und Torsson sich ein neues Segelboot anschaffe, und wenn Rasmussen und Hjelmfeld sich dazu bequemen, ihren Frauen und Kindern etwas zum Leben zukommen zu lassen, so gehe es bei der Besatzung der Najade nicht mit rechten Dingen zu. Nicht darüber wundert man sich, daß sie einen, der Menschenfleisch ißt, unter sich dulden, aber daß sie es auf einer reinen Schute aushalten und geordnete Fischerei treiben und imstande sind, zu leben wie andere Leute, das hätte man niemals von ihnen geglaubt."

„Es führt doch niemand so abscheuliche Reden wie du!" sagte Mutter Thala zu ihrem Sohne; aber sie war außerordentlich befriedigt und sagte, jetzt glaube sie, es werde noch alles gut für Sven enden, und die Leute würden noch soweit kommen, ihn zu dulden.

„Ach aber, was Sven gegen sich hat, sitzt alles so tief und eingefleischt bei den Menschen, daß man nicht erwarten darf, es werde ihm so leicht werden, darüber zu siegen," sagte Joel. „Wir müssen froh sein, wenn wir es soweit bringen, daß es nicht Macht über ihn selbst bekommt."

Ein paar Wochen darauf kamen beide Brüder nach Hause. Sie sahen niedergeschlagen aus, als sie das Haus auf Grimö betraten.

Weder Mutter Thala noch Joel stellten irgendeine Frage an Sven; aber die Mutter verstand es einzurichten, daß sie bald einmal mit Jung-Joel allein war.

„Was in aller Welt gibt's denn jetzt?" fragte sie.

Jung-Joel sah ergrimmt und zornig aus und sagte: „Es hilft alles nichts, ob auch Olaus und Corfitzson und

die ganze andere Najademannschaft sich bessern und ihre Jacht sauber halten und ihre Fischerei ordentlich treiben, und acht auf ihr Geld geben, wenn sie ihr Haus nicht betreten können, ohne daß ihnen eine weinende Frau entgegenkommt. Was sollen sie anfangen, wenn ihre Weiber ihnen sagen, sie sollten lieber bleiben, wie sie gewesen seien, als mit einem, der Menschenfleisch gegessen habe, Gemeinschaft halten. Wenn sie sagen, sie empfänden solchen Ekel vor Sven, daß er sich auch auf die übertrage, die alle Tage in seiner Gesellschaft seien. Wenn sie sich weder aus einem neuhergerichteten Haus, noch aus einem Segelboot, noch aus Kleidern, Essen, Hausgerät, Glück, Ehre und Fortkommen etwas machen und das alles opfern wollen, um von ihrem Ekel loszukommen! Da es so stand, mußten die Männer Sven ja bitten, sich von der Najade fernzuhalten und lieber daheim auf der Grimö zu bleiben, wo ihm niemand begegnet und niemand Anstoß an ihm nimmt."

Das Schulhaus

In diesem selben Frühjahr, kurz nachdem der Sohn vom Heringsfang heimgekehrt war, erhielt der alte Joel eine Anfrage vom Pfarrer in Applum, ob er geneigt sei, einen Schulhausbau zu übernehmen.

Joel hatte früher schon einige Bauten in der Gemeinde übernommen und so billig ausgeführt, daß für ihn selbst kaum ein Verdienst übriggeblieben war. Das war wohl der Grund, warum er auch jetzt wieder aufgefordert wurde, obgleich ihn viele wohl für zu alt dafür gehalten hätten.

Als Mutter Thala Elversson von dem Anerbieten hörte, erklärte sie sofort, eine so bedeutende Arbeit dürfe Joel nicht mehr übernehmen, und ihr Mann widersprach ihr nicht geradezu. Aber er sprach davon, wie peinlich es für die ganze Gemeinde werden könnte, wenn ein fremder Unternehmer hereinkäme. Er sagte auch, wie gerne er mit dabei gewesen wäre, den Schulkindern ein neues Haus zu bauen, die sich bis jetzt mit dem alten, finstern und

zugigen Bootshaus, das seither als Schulhaus benutzt worden war, hatten begnügen müssen.

„Du hättest nur die Pläne sehen sollen!“ sagte er zu Thala. „Alles, was die Leute jetzt ausdenken, um es nett und bequem zu machen, ist dabei verwendet. Von so vielem wußte man in unserer Jugend noch gar nichts.“

„Du bist ja ganz Feuer und Flamme für den Bau,“ sagte die Frau. „Wenn man der Sache auf den Grund geht, so hast du am Ende schon ja gesagt.“

Der Alte sah ganz verlegen aus.

„Ich hätte es nicht getan, wenn ich jetzt nicht einen erwachsenen Sohn im Hause hätte,“ sagte er.

„Aber du hättest ihn wenigstens vorher fragen sollen,“ meinte Mutter Elversson, und sie konnte sich nicht genug verwundern über Joels Unternehmungslust. Der Sohn hatte in den letzten Tagen so niedergedrückt ausgesehen, es schien ihr unmöglich, ihn zu irgendeiner Arbeit zu bewegen.

„Ich glaube, Sven würde es sicher nicht bereuen, wenn er sich überwinden könnte, bei dem Bau zu helfen,“ sagte Joel. „Für jemand, der einmal auf seinem eigenen Hofe sitzen soll, ist es nur ein Vorteil, wenn er etwas von der Zimmermannsarbeit und vom Grundlegen versteht. Wenn mir Sven aber nicht helfen will, dann sage ich selbstverständlich ab.“

„Das kannst du sofort tun,“ meinte die Frau.

Mutter Thala wunderte sich sehr darüber, daß Joel meinte, er könne seinen Sohn veranlassen, sich an einem Bau innerhalb des Kirchdorfes zu beteiligen. Sie meinte, dort sei der Widerwillen gegen Sven stärker als sonst irgendwo.

Der Sohn war bei dieser Unterredung anwesend, hatte aber bis jetzt geschwiegen. Er verstand jedoch sehr gut, was der Vater mit seinem Vorschlag für Absichten hatte; sein einziges Dichten und Trachten schien zu sein, ihn unter Menschen zu bringen. Der Mißerfolg mit der Najade hatte ihn nur zu der Bemerkung veranlaßt, Sven habe viel größeren Erfolg gehabt, als er erwartet hätte, und er hatte den Sohn mit den besten Worten, die er zu sagen wußte, gelobt. Sven jedoch hätte sich auch jetzt, wie früher schon, am liebsten ruhig zu Hause gehalten;

aber es kam ihm vor, als ob der Vater das nicht zulassen werde, ehe er sich nicht noch einmal überzeugt hatte, wie unmöglich es den Menschen war, den Ekel zu vergessen, den er ihnen einflößte.

„Ich meine, Vater sollte nicht absagen," sagte er jetzt. „Ich will versuchen ihm zu helfen, so gut ich kann."

Joel war sehr erfreut über diese Antwort, und schon am nächsten Tag nahm er den Sohn mit zu einem Rundgang bei den Handwerksleuten, Zimmerleuten, Steinhauern und Maurern.

Fast wider seinen Willen fühlte sich Sven Elversson bald von der Bauarbeit hingenommen, und der Vater überließ ihm die ganze Leitung. Er überließ es ihm völlig, die Arbeit zu überwachen, und überließ ihm auch, zu bestimmen, auf welche Weise der Bau ausgeführt werden sollte. Die Grimö liegt ziemlich weit draußen im Meer, und Sven Elversson wollte nicht gerne mit dem Hin- und Herfahren zu viel Zeit verlieren, darum blieb er im Kirchdorf, solange die Arbeit währte. Auch Joel schien bald der ewigen Segelfahrten nach Applum müde zu werden. Er blieb wochenlang auf der Insel und ließ seinen Sohn mit dem Bau schalten und walten, so gut er konnte.

Wenn er je einmal ins Kirchdorf fuhr, kam er stets hochbefriedigt wieder zurück. Nach jeder neuen Fahrt erkundigte sich seine Frau ängstlich, ob denn in Applum kein Mißfallen darüber laut werde, daß sein Sohn den Bau leite, aber er hatte ihr nur gute Nachrichten zu bringen.

„Heute hab' ich Israel Jönsson getroffen, der, wie du weißt, der Vorsteher des Gemeinderats ist," sagte Joel. „Ich hab' ihn gefragt, was er über den Schulbau denke, und da sagte er: ‚Ich will es nicht leugnen, Joel, daß wir hier in Applum unsere Bedenken darüber gehabt haben, weil Ihr Euerm Sohn die Leitung des Baus überlassen habt. Aber jetzt werden sich meiner Ansicht nach der Schulrat und der Gemeinderat und alle Behörden in der Gemeinde wohl hüten, Sven von seiner Arbeit zu vertreiben. Denn wenn wir Verwaltungsbeamte sehen, daß er einen Granitsockel macht statt eines gewöhnlichen Steinsockels, wie es auf den Plänen vorge-

sehen war, oder wenn wir finden, daß ihm Planken für die Wände, wie es sich der Architekt gedacht hatte, nicht gut genug sind und er dafür Balken nimmt, so steckt wohl jeder seinen Widerwillen in die Tasche und läßt den Verstand walten.'"

Nun ging der Mutter eine Ahnung auf. Ja, Joel hatte den Bau einzig und allein darum übernommen, um dem Sohn Gelegenheit zu geben, sich auszuzeichnen und sich Freunde zu erwerben. Die Absicht war gut, das mußte sie zugeben, aber sie war noch mißtrauischer als früher und konnte nicht glauben, daß es so weitergehen werde.

Als Joel das nächstemal vom Arbeitsplatz zurückkam, war es ihre erste Frage, ob Sven immer noch aushalte, und ob ihn die Leute den Widerwillen, den er ihnen einflößte, nicht merken ließen.

„Ich will gar nicht sagen, was ich selbst darüber denke, denn du würdest dich vielleicht nicht auf mein Urteil verlassen, aber du sollst Wort für Wort hören, was Gunnar Markusson, der ganz nahe bei dem Bau wohnt, gestern nachmittag zu mir gesagt hat, als wir auf dem Arbeitsplatz zusammentrafen:

‚Zuerst, Joel, ja, zuerst hat es etwas Aufregung darüber im Dorf gegeben, weil Sven Elversson den Schulhausbau leitet,' sagte er zu mir. ‚Aber jetzt werden die Steuerzahler in der Gemeinde ihren Gefühlen sicherlich etwas Zügel anlegen, wenn es sich um einen Wohltäter wie Sven handelt. Jetzt läßt er das Schulhaus sogar mit Spundbrettern verkleiden, obgleich nach der Abmachung ungehobelte Bretter genügen sollten. Und er will mit Ölfarbe streichen lassen, obwohl nur die gewöhnliche rote Farbe vorgeschrieben ist. Er läßt das Dach mit Ziegeln decken, obgleich der Architekt Dachpappe für gut genug hielt. Er legt Steinstufen vor den Eingang, obgleich nur solche aus Zement vorgeschrieben waren. Nur die beste Arbeit ist diesem Eurem Sohne gut genug, und dennoch soll er, wie man sagt, nicht mehr für das Haus verlangen, als wenn er sich an die Pläne und die Kostenberechnung gehalten hätte."

Mutter Thala war mehr als erfreut darüber, weil sich ihr Sohn so gut anließ, und doch konnte sie die Empfin-

dung nicht loswerden, daß der Ekel, der ihn verfolgte, ihn nicht so leicht freigeben werde.

Erst im September fuhr Joel wieder zu dem Bau hinüber. Er blieb mehrere Tage aus, und als er zurückkam, brachte er den Sohn mit; nun sei alles fertig, berichtete er. Das Haus war besichtigt, und die besichtigenden Herren hatten nicht Worte genug gefunden, ihrer Zufriedenheit Ausdruck zu verleihen.

Die Frau war mit ihnen einer Meinung, daß das alles schön und gut sei. Sie meinte, ihr Sohn sehe aus wie einer, der aus einem Gefängnis losgekommen ist, und verstand wohl, daß er glaubte, er habe sich jetzt wieder ein bißchen Ehre und Ansehen errungen.

Seine Freude wollte sie ihm nicht gerne stören; aber sobald sie mit Joel allein war, fragte sie ihn, ob wirklich in ganz Applum niemand Sven angedeutet habe, er sei für eine solche Arbeit nicht gut genug.

„Es kann ja niemand wissen, was sich im verborgenen rührt," sagte Joel. „Aber ich will dir auf jeden Fall einmal erzählen, was der Schullehrer gestern zu mir gesagt hat, als ich nach der Einweihung mit ihm sprach.

‚Auf die Dankbarkeit der Menschen kann man sich ja niemals verlassen,' sagte er. ‚Aber wenn ich einer von den Vätern wäre, deren Kinder in diesem neuen Schulhaus ihren Unterricht erhalten sollen, so würde ich dem Baumeister gewiß keine saure Miene zeigen. Man ist ja außerordentlich erstaunt, wenn man sieht, wie gut er den Schulsaal eingerichtet, welche schöne Farben er gewählt, welche prächtige Bänke er angeschafft, welch helles Fensterglas er eingesetzt hat! Und wenn man sich alle die Vorrichtungen für Handfertigkeitsunterricht im Saal und in der Schulküche betrachtet, und die Turngeräte und die Wärmeleitung und noch so manches andere, worauf er verfallen ist, näher ansieht, so muß man sich sagen: ein wahrer Kinderfreund hat dies Haus gebaut. Ich glaube, es möchte mancher gerne wieder ein Kind sein, um in einer Schule lernen zu dürfen, die Sven Elversson gebaut hat.'"

Als Mutter Thala das hörte, konnte sie nicht anders, sie mußte befriedigt sein, und sie freute sich, daß all ihre Sorge unnötig gewesen war.

Die Hügel

Sven Elversson war in Göteborg gewesen, um die Lieferanten für den Schulbau zu bezahlen, und kehrte eben mit dem Zug auf die Applum am nächsten gelegene Bahnstation zurück. Aber siehe, das Fuhrwerk, das ihn hatte abholen sollen, war nicht gekommen.

Bis Applum war ein Weg von zwei Meilen, und er stand recht verlegen auf dem kleinen Bahnhof und wunderte sich, wie er wohl weiterkommen sollte, als ein kleines, mit zwei Pferden bespanntes Gefährt an den steinernen Stufen des Bahnhofsgebäudes vorfuhr. Es kam vom Gasthaus in Applum, und auf Svens Nachfrage wurde ihm mitgeteilt, es sei vom Pfarrer bestellt, der in den letzten Tagen seine Hochzeit mit einer Propsttochter weit droben im Norrland gefeiert habe.

Sven Elversson erwartete sein Gefährt von demselben Gasthof, und nun wurde ihm klar, daß seine Bestellung nicht angekommen und also für ihn kein Pferd abgeschickt war. Der Gastwirt schlug ihm vor, er solle den Pfarrer bitten, ob er nicht auf dem Kutschbock mitfahren dürfe; aber das kam Sven allzu aufdringlich vor, und darum lehnte er diesen Vorschlag ab.

Während sie noch darüber verhandelten, trat der Pfarrer mit seiner jungen Frau aus dem Bahnhofsgebäude heraus.

Es war ein schönes Paar. Der Pfarrer ein Mann von einigen dreißig Jahren, war von mittlerer Größe, von kräftigem Bau, mit einem prächtigen Kopf. Er hatte einen schwarzen, krausen Vollbart, eine breite, hohe Stirn, gutgeschnittene Züge, eine frische Gesichtsfarbe und weiße Zähne. Ein junges Mädchen konnte sich keinen Mann wünschen, der mehr imstande gewesen wäre, sie zu schützen und zu behüten, für sie zu arbeiten und ihr eine gute Stellung in der Welt zu verschaffen. Die Frau wiederum war geradezu überraschend schön. Sven Elversson mußte an den Typus schöner Frauen bei einigen berühmten englischen Malern denken, jenen Typus mit dem hohen, schlanken Körper, den abfallenden Schultern, dem etwas zur Seite geneigten Kopf, den reichen Haarmassen,

die das Gesicht schön beschatten, den geraden Augenbrauen, den zarten Wangen und dem weltfremden, dem Himmel zugewandten Blick in den strahlenden Augen.

Es ging Sven Elversson sonderbar: Nachdem er diese beiden Menschen eine Weile betrachtet hatte, schien ihm der Mann allmählich alles Anziehende, das er zuerst an ihm gesehen hatte, zu verlieren. Die feine Gestalt und die unglaublich zarten Farben der jungen Frau machten, daß der Mann daneben grob und gewöhnlich, ja beinahe häßlich erschien. Sven Elversson hoffte, daß nicht irgendein alter Groll gegen den Pfarrer von jenem Auftritt in der Kirche her es sei, der ihm diesen Mann nicht als den richtigen Gatten für dieses zarte und zerbrechliche Geschöpf erscheinen lassen wollte.

Als die beiden nähertraten, zog sich Sven Elversson von dem Wagen zurück, aber er hörte doch, wie der Kutscher an seiner Statt um einen Platz für ihn auf dem Bock bat. Darauf kam der Pfarrer sofort zu ihm her und bot ihm an, mit ihnen zu fahren.

Eigentlich war der Pfarrer immer freundlich gegen Sven Elversson gewesen, und als dieser nun auf dem Bock saß und der Wagen abgefahren war, verjagte er bald den ersten Eindruck.

„Ich habe mich geirrt, wie so oft," dachte er. „Jetzt muß ich zugeben, daß ich seit Jahren keine zwei Menschen gesehen habe, die so vollständig glücklich gewesen wären, wie diese beiden. Und sie haben ja auch allen Anlaß dazu. Hier sitzt nun der Mann und bewegt in seinem Herzen, wie ganz anders das Leben in dem kleinen Pfarrhaus in Applum werden wird, jetzt, wo eine junge Frau kommt, die es mit Leben und Fröhlichkeit erfüllt, und sie an seiner Seite träumt davon, wie sie ihm sein Heim so anziehend machen will, daß er es niemals gerne verlassen und sich immer nach Hause sehnen soll, wenn er auswärts ist."

Sven Elversson hatte sich ganz in diesen Gedankengang vertieft und war höchst überrascht, als er nach einer Weile die junge Frau mit müdem und zugleich ungeduldigem Ton rufen hörte:

„Nimmt denn das niemals ein Ende!"

„Was kann die junge Frau nur meinen, was soll denn

zu Ende gehen? Was mag sie nur an so einem Tag so unzufrieden machen?“ fragte sich Sven Elversson und schaute sich nach allen Seiten um.

Plötzlich verstand er, nichts anderes konnte sie meinen als die Hügel ringsum.

Ja, eigentlich war es eine sonderbare Landschaft, durch die der Wagen fuhr.

Ein Bergland konnte man die Gegend nicht nennen, denn es waren weder Bergrücken noch Berggipfel vorhanden, und doch war es auch keine Ebene, denn das ganze Land war mit größeren und kleineren Hügeln wie übersät. Zuweilen standen sie ganz dicht beieinander, und der Wagen konnte sich nur mit Mühe dazwischen durchwinden, zuweilen waren sie nur vereinzelt, und Äcker und Höfe hatten reichlich dazwischen Platz. Rechts und links, vorne und hinten standen sie, und Sven Elversson mußte der jungen Frau recht geben, sie wollten kein Ende nehmen. Der Weg schlängelte sich unten zwischen den Hügeln hin und ging niemals so weit bergauf, daß man einen Überblick hätte bekommen können. Wie weit man auch fuhr, immer wieder kamen Hügel, die einen hinter den anderen. Einige davon waren mit magerem Gras bedeckt, andere standen kahl, und auf einigen wuchsen Heidekraut und Gestrüpp, das war die ganze Abwechslung.

Zuweilen wurde es zwischen ein paar Hügeln etwas heller, daß man meinen konnte, jetzt komme man in offenes Land. Aber kaum hatte man das gedacht, so erhob sich auch schon ein neuer Hügel und schob sich in die Öffnung.

„In Norrland sieht es natürlich nicht so aus wie hier,“ dachte Sven Elversson. „Ach, wenn doch diese Hügel hier, die wirklich einen düsteren und häßlichen Eindruck machen, nicht das erste gewesen wären, was die schöne junge Frau von Boheslan gesehen hat!“

In diesem Augenblick hörte er, wie sie zu ihrem Manne sagte, sie komme sich zwischen diesen Hügeln so verirrt vor wie im finstersten Walde.

An einer Stelle weidete eine Schafherde, an einer anderen grasten ein paar Kühe und an einer dritten pflückte ein Kind Beeren. Und nun erklärte die junge Frau, es sei gut, daß diese da seien, denn wenn sie keine

Tiere und Kinder gesehen hätte, würde sie nicht geglaubt haben, sie sei in einem christlichen Lande.

„Aber Sigrun!“ rief da der Mann. „Denkst du denn nicht daran, daß dies mein Bohuslän ist, wo ich jeden Stein und jeden Heidehügel liebe! Was hättest du gesagt, wenn ich mich über die Fichtenwälder und Kiefernheiden droben in Norrland hätte beklagen wollen?“

Diese Worte hatten natürlich eine sehr starke Wirkung. Die neuverheiratete Frau schwieg zuerst eine lange Weile, dann flüsterte sie etwas mit Tränen in den Augen, und Sven Elversson verstand, daß sie ihren Mann um Verzeihung bat, weil sie so absprechend über Bohuslän gesprochen hatte.

„Sonst bin ich doch nicht so,“ sagte sie. „Ich weiß nicht, was heute über mich gekommen ist.“

Jedes Wort, was sie sagte, wurde ganz entzückend aufrichtig und ernsthaft gesprochen mit leiser, leicht lispelnder Stimme. — „Lieber Gott, ich wenigstens möchte sie nicht anders haben!“ dachte Sven Elversson. „Es ist doch schön von ihr, daß sie sich vor allem Häßlichen fürchtet.“

Nun blieb es eine Weile still; aber bald fing die junge Frau von neuem mit sonderbar bebender Stimme zu sprechen an.

„Ach, ich quäle dich, Eduard, das sehe ich wohl ein, aber ich kann mir nicht helfen, ich fürchte mich. Ich habe nun versucht, in der Stille gegen dieses Gefühl anzukämpfen, aber ich kann es nicht verjagen. Nun aber ist mir etwas eingefallen, von jetzt an muß ich ja nicht mehr allein kämpfen, jetzt hab' ich ja dich, der mir in meiner Schwäche beistehen wird.“

Es lag soviel zärtliche Hingebung in ihrer Stimme, daß Sven Elversson auf seinen Lauscherplatz vor Scham errötete. Er fühlte sich nicht würdig, an den Gedanken und Gefühlen der jungen Frau Anteil zu haben.

Die junge Frau versuchte jetzt, ihrem Manne klar zu machen, daß sie sich tatsächlich fürchte. Es sei ihr, als habe sie diese Hügel schon früher einmal gesehen. Da sei sie von einem mordgierigen Verfolger hier gehetzt worden und sei vor ihm geflohen. Oder vielleicht werde sie in Zukunft einmal hier verfolgt werden und müsse

entsetzt versuchen, zwischen diesem Wirrwarr von Hügeln ein Versteck zu finden. Oder vielleicht liege jetzt gerade jemand hinter einem der Hügel auf der Lauer und wolle sie überfallen. Irgend etwas Entsetzliches sei in der Nähe. Am liebsten möchte sie aus dem Wagen springen und auf und davon gehen.

Ihrer Stimme war anzuhören, daß sie sich mehr fürchtete, als sie mit Worten gestehen wollte, und daß ihr das alles tiefer Ernst war. Sven Elversson auf seinem Kutschbock konnte nicht umhin, ein wenig zu lächeln, und auch der Ehemann konnte nicht recht begreifen, wie sie sich um nichts und wieder nichts selbst so in Angst jagen konnte, und er versuchte, etwas Scherzhaftes und Lustiges zur Antwort zu geben.

Aber dieser Versuch wurde nicht gut aufgenommen. Sie behauptete mit unerwarteter Heftigkeit, wenn es in Applum ebenso kalt und eingeschlossen sei, könne sie nicht dort bleiben.

„Es ist verrückt und abscheulich, daß ich dir das heute sage," erklärte sie. „Aber seit ich zwischen diesen Hügeln hier hinfahre, muß ich immerfort denken: wenn sich nicht irgend etwas Schönes in Applum befindet, das mir hilft, so werde ich dort sicher von demselben Entsetzen erfaßt werden. Ich würde jeden Tag von neuem das Gefühl haben, es werde mir irgend etwas Schlimmes zustoßen."

Sven Elversson dachte an Applum, dessen Pfarrhaus hinter der Kirche in einer Bodensenkung lag, und dieser Platz war als geschützt und windstill mit der größten Sorgfalt ausgesucht worden. Er überlegte, ob ihr wohl die gleich großen Ackerstücke, die das Licht abschließende Bergwand, die mangelnde Aussicht, die roten, weißen und blauen Häuser und das baumlose, ebene Land gefallen könnten?

„Der da drinnen im Wagen hat es jetzt nicht gerade leicht," dachte Sven Elversson. „Ich wüßte durchaus nicht, wie ich sie beruhigen sollte. Aber er kennt sie und liebt sie. Das ist etwas anderes."

Der Pfarrer mußte derselben Meinung sein. Er schwieg eine Weile und dachte nach.

„Ich will dir einen Traum erzählen, den ich im vergangenen Winter gehabt habe," fing er dann an. „Dieser

Traum machte mich, als ich ihn träumte, sehr vergnügt, und ich will sehen, ob er nicht auch denselben Eindruck auf dich macht.

Nun, mir träumte also, ich fahre auf der Straße dahin, die zu deiner Heimat nach Stenbroträsk hinführt; es war noch recht winterlich, obgleich es dem Frühling zuging, ringsum nur ödes Feld und kahle Bäume, und der Weg schlecht und aufgeweicht. Die Brücken hatten überall Löcher, und das Pferd war eine elende Mähre, die kaum noch ein Bein vors andere setzen konnte.

Von Norden her wehte ein kalter, eisiger Wind, alles war grau und häßlich, die wenigen Höfe am Wege kamen mir arm und unansehnlich vor, und über der ganzen Gegend lag eine ungastliche und niederschlagende Stimmung.

Aber dann erreichte ich endlich eine Anhöhe, und da erblickte ich das Flußufer und die Kirche von Stenbroträsk und den Propsthof, und mit einem Male war alles wie verwandelt. Die Luft wurde warm, die Felder wurden grün, die Birken bekamen einen zarten Schleier, der Weg wurde gut und fest, alles wurde schön und freundlich und einladend, selbst in das Pferd kam neues Leben, und es fing an zu traben.

Aber eins war höchst sonderbar; ich fühlte deutlich, Lenz und Wärme gingen von mir aus. Vorher waren sie nicht dagewesen, jetzt aber wurden sie dadurch hervorgezaubert, daß mein Herz warm wurde, als ich deine Heimat erschaute. Und in meinem Traum kam mir das gar nicht verwunderlich vor, es war nur, wie es sein sollte."

Als der Pfarrer so weit gekommen war, hielt er inne, und Sven Elversson hörte, wie ihn seine Frau mit einer Stimme, die jetzt völlig verändert war, fragte, wie es weitergegangen sei.

„Es ging gar nicht weiter," erwiderte er. „Diese Wärme im Herzen empfand ich als so köstlich, daß ich darüber erwachte." Und als er das gesagt hatte, schwieg er von neuem.

Aber nun hatten diese Worte über die Liebe, dieser kleine Funken Schönheit die junge Frau ganz mit Begeisterung erfüllt, und der Lauscher auf dem Bock hörte, wie sie dem Manne mit einer vor Rührung fast erstickten Stimme zuflüsterte:

4*

„Und nun meinst du, wenn ich dieselbe Wärme im Herzen fühlte wie du, so würde ich auch die Schönheit dieses Landes und deiner Heimat erkennen, sogar die dieser schrecklichen Hügel."

Und ein wahrer Jubel klang aus der Stimme, als sie fortfuhr:

„Mache dir um mich keine Sorgen! Jetzt seh' ich nichts mehr, was mich erschreckt, und ich fühle dasselbe, was du in deinem Traum empfunden hast."

„Ei sieh da, wie wenig kann man doch nach dem ersten Eindruck urteilen!" dachte Sven Elversson. „Sie hätte wirklich keinen besseren Mann bekommen können, als den Pfarrer Rhånge. Er hat Herz und Verstand. Wer hätte ihr wohl eine schönere Antwort geben können?"

Das Meer

An einem Dienstag waren die Neuvermählten nach Hause gekommen. Am Samstag in derselben Woche ging Sven Elversson ins Pfarrhaus, um dem Pfarrer einige auf das Schulhaus bezügliche Urkunden zu überbringen. Er war ohne weiteres über Treppe und Flur ins Studierzimmer des Pfarrers gegangen, blieb aber dort dicht an der Tür stehen.

Es war Amtstag, das wußte Sven, und wenn es auch schon spät war, hatte er doch durchaus nichts anderes erwartet, als daß er den Pfarrer an seinem Schreibtisch finden werde; allein er konnte ihn weder da noch sonstwo im Zimmer entdecken. Die großen Bücher, die an Amtstagen immer vorhanden waren, lagen jedoch aufgeschlagen auf dem Schreibtisch, und die Feder steckte im Tintenfaß, der Pfarrer konnte also nicht weit sein, das war deutlich zu sehen.

Sven Elversson, der immer am liebsten so wenig Wesen als möglich aus sich selber machte, mochte nicht wieder über den Flur gehen, um in der Küche nachzufragen, ob der Herr Pfarrer zu Hause sei, auch mochte er ihn nicht in den anderen Zimmern aufsuchen. Er dachte, es sei gewiß nichts Böses, wenn er ruhig an der Tür stehen bleibe und warte.

Aber während er so dastand und wartete, hörte er im Nebenzimmer Stimmen, und da die Tür nur angelehnt war, konnte er jedes Wort ganz deutlich verstehen.

„Weißt du, Sigrun, um diese Zeit kommt die Post," hörte er den Pfarrer ganz heiter und sorglos sagen. „Ich kann aber nicht selbst gehen und meine Sachen holen, weil heute Amtstag ist."

„Liebster, das paßt ja ausgezeichnet!" erwiderte die junge Hausfrau ebenso heiter und unbekümmert. „Malin hat gerade einen Gang zum Krämer zu machen, da kann sie die Zeitungen gleich mitbringen."

„Also um dies zu sagen, ist er weggegangen," dachte Sven Elversson, und er nahm an, der Pfarrer werde nun, nachdem das geschehen war, zurückkommen.

Aber wieder war die Stimme des Pfarrers im inneren Zimmer zu vernehmen.

„Hättest du nicht Lust, selbst zu gehen, Sigrun?" fragte er. „Jetzt am Nachmittag ist das Wetter prächtig geworden, und die Wege sind nach dem vielen Regen, den wir seit Dienstag gehabt haben, auch wieder trocken. Die frische Luft würde dir gewiß gut tun."

Das wurde sanft und freundlich gesagt, nur wie ein guter Rat, und ebenso freundlich gab die junge Frau Antwort.

„Ich würde dir sehr gerne die Post holen, Eduard, aber du siehst ja, die Vorhänge liegen im ganzen Zimmer verstreut; ich kann nicht gehen, ehe ich sie aufgemacht habe."

„Nun ist diese Frage wohl erledigt," dachte Sven Elversson. Zugleich aber fiel ihm auf, daß die Stimme des Pfarrers, die eigentlich männlich und klangvoll war, wenn man sie neben der weichen und leisen Stimme der jungen Frau hörte, beinahe ihren Wohllaut verloren hatte und einen rohen und ungebildeten Eindruck machte.

Aber seine Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Der Pfarrer schien noch keine Lust zu haben, den Gegenstand fallen zu lassen.

„Ist vielleicht die Prinzessin von Stenbroträsk zu gut dazu, mir meine Zeitungen zu holen?" fragte er. Das sollte natürlich ein Scherz sein, aber es war doch zu merken, daß er ärgerlich war, weil sie sich nicht hatte nach seinem Wunsch richten wollen.

„Nein, Eduard, das ist nicht der Fall.“

„Oder ist es vielleicht zu häßlich und zu langweilig hier in Applum? Die gnädige Frau kann wohl nicht ausgehen, wenn keine Herrenhöfe und Eisenwerke da sind, die man beschauen kann? Soll ich vielleicht Pferd und Wagen kommen lassen, damit — — —“

„Eduard!“ rief sie.

„Ja, ich weiß wohl, mit Stenbroträsk kann nichts verglichen werden,“ sagte der Mann mit einem etwas zornigen Lachen. „Aber ich hätte gedacht, es wäre nicht unter deiner Würde, auf dem Boden von Applum zu wandeln.“

„Das ist es nicht, Eduard. Ich kann nicht ausgehen.“

„Du kannst nicht?“ fragte der Mann scheinbar außerordentlich erstaunt.

Die eine Äußerung war so rasch auf die andere gefolgt, daß Sven Elversson ganz verdutzt stehen geblieben war. — „Das sollte ich eigentlich nicht mit anhören,“ dachte er. Er faßte die Türklinke, öffnete die Tür und machte sie wieder zu, trat hart auf und hustete, damit die beiden seine Anwesenheit werken sollten; allein sie ließen sich nicht stören, und das Zwiegespräch ging weiter.

„Nein, ich kann nicht,“ wiederholte die junge Frau. „Es ist etwas hier, was mich erstickt und mir den Atem raubt. Und das ist nicht etwa Heimweh, nein, es ist etwas anderes. Ich bin frisch und glücklich, solange ich im Zimmer bin, aber sobald ich hinauskomme, fällt es über mich her.“

Sie redete heftig und abgebrochen, stieß die Worte eigentlich nur hervor.

„Aber Sigrun!“ rief der Pfarrer. „Was ist das nur mit dir? Ich hab' es ja gar nicht so schlimm gemeint!“

„Nein, ich bin nicht hochmütig!“ rief sie. „Frage doch zu Hause an, so wirst du hören, daß ich niemals hochmütig gewesen bin. Und ich kann auch nicht deshalb nicht ausgehen, weil es hier häßlich ist. Ach, es ist etwas anderes! Wenn ich nur selbst wüßte, was es ist.“

„Höre, Sigrun, du mußt mir erklären, was du meinst,“ sagte der Pfarrer. „Das scheint mir etwas zu sein, dem wir gleich mit rechtem Ernst zu Leibe gehen müssen.“

Sven Elversson wußte gar nicht, was er anfangen sollte. Hatte er nicht schon zu viel gehört, um jetzt noch seine Anwesenheit zu erkennen zu geben? Er ging bis zur Flurtür, blieb aber dort stehen und kehrte dann wieder um. Immer war er unsicher, wie er sich benehmen sollte. Niemand konnte so ratlos und so ohne alles Selbstvertrauen sein, wie er.

„Ich wollte nicht gerne mit dir darüber reden," sagte die junge Frau, und wieder sprach sie stoßweise und ungeduldig. „Eigentlich ist es ja auch gar nichts. Es ist nur etwas, das mich überfällt, sobald ich das Pfarrhaus verlasse. Aber es ist nichts, was ich sehe und höre, sondern etwas, das mir ein Gefühl des Mitleids mit mir selber einflößt. Ich bedauere mich selbst, weil ich nie wieder von hier fortkommen werde. So muß es den Verbannten zumute sein, wie mir hier. Und doch ist es nichts anderes als das Gefühl, gerade an dem einen Platz bleiben zu müssen, an demselben engen, eingeschlossenen, einförmigen, trostlosen Ort."

„Ganz gewiß sagt sie das nur, um wieder etwas ebenso Schönes zu hören wie neulich," dachte Sven Elversson. „Und der Pfarrer hat Verstand und Gemüt, er wird sie schon wieder froh machen. Das geht bei ihm wie im Spiel."

„Wenn hier nur irgendwo eine freie Aussicht wäre! Wenn ich nur nicht in einer Grube wohnen müßte, wenn ich nur nicht diese Bergwand um mich her hätte! Aber ich bin wohl zur Strafe für irgend etwas Böses, das ich getan habe, hierhergekommen. Kannst du mir denn gar nichts sagen, was mir helfen kann?"

„Ganz gewiß werde ich jetzt etwas Schönes vernehmen," dachte Sven Elversson. „Ich freue mich darauf, zu hören, wie er ihr diesmal helfen wird."

In der Tat war ihm jetzt auf seinem Lauscherposten an der Tür gar nicht mehr so unbehaglich zumute. Die Stimme der jungen Frau klang köstlich in seinen Ohren, und von dem Pfarrer erwartete er jetzt etwas Stimmungsvolles und Ergreifendes.

„Ich hab' es immer wieder versucht, auszugehen," sagte sie, „aber es geht nicht. Du kannst dieses Gefühl nicht verstehen. Es ist mir, als müßte ich ersticken. Es

schnürt mir die Kehle zu. Und dann stürzen mir die Tränen aus den Augen."

„Nun sieh einmal, Sigrun! Das ist doch eigentlich gar nichts," sagte der Pfarrer. „In der Luft hier ist sicher nichts, das wir nicht sehen. Du bildest dir das also nur ein."

„Nein, nein!" erklärte sie. „Es ist hier etwas Böses, das mich haßt und mir mein Glück rauben will. Weißt du, was ich immer wieder tue? Ich stelle mich vor das ärmliche Bildchen von Stenbroträsk, das mir eine meiner Basen gemalt hat und über das ich nur lachte, als ich es bekam. Und wenn ich dann eine Weile lang den Fluß und die Propstei mit den großen Linden am Tor betrachtet habe, dann steigt wieder etwas mehr Lebensmut in mir auf."

„Ich fürchte, dies ist der Anfang zu einer fixen Idee, Sigrun," sagte der Pfarrer, und dann hörte Sven, daß er in einen ermahnenden, überlegenen Predigerton verfiel. „Und dies muß meiner Ansicht nach gleich zu Anfang bekämpft werden. Ich fürchte, ich muß von dir verlangen, daß du sofort hingehst und mir die Zeitungen holst."

„Aber ich kann nicht!" rief sie. „Ich kann nicht!"

Sven Elversson begriff recht wohl, wie ernstlich der Pfarrer bemüht war, seiner Frau zu helfen. Aber er hatte erwartet, der Pfarrer werde es auf eine andere Art tun, obgleich diese vielleicht die ganz richtige sein mochte. Er seinerseits hätte gewiß nicht gewußt, wie er es hätte angreifen sollen.

„Nun hör' mich einmal an, Sigrun," fuhr der Pfarrer fort. „Du siehst wohl selbst ein, daß mit so etwas nicht zu spaßen ist. Gegen so etwas muß man ankämpfen. Du bist frisch und gesund. Du kannst mir nicht im Ernst weismachen wollen, du seiest nicht imstande, diesen kleinen Gang zu machen. Ich bin auf jeden Fall gezwungen, es von dir zu verlangen, um unseres gemeinsamen Glückes willen, damit es ausreiche, nicht nur für einige kurze Flitterwochen, sondern für unser ganzes Leben, verstehst du?"

„Ich werde später gehen," sagte sie mit flehendem und verzweifeltem Tonfall. „Aber willst du es mir nicht

heute erlassen? In einigen Tagen will ich es versuchen. Morgen will ich es versuchen."

Sven Elversson blieb noch einen Augenblick stehen, um zu hören, ob der Aufschub bewilligt werde. Aber als der Pfarrer fest auf seinem Verlangen des Zeitungholens verblieb, tat Sven etwas, woran er schon längst hätte denken können, was ihm aber in seiner Unsicherheit bis jetzt nicht eingefallen war: er machte ganz vorsichtig die Tür auf und schlich sich davon. Bis er an der Kirche vorbei war, ging er langsam; sobald er aber vom Pfarrhaus aus nicht mehr gesehen werden konnte, fing er an zu laufen.

Und als nun die junge Pfarrfrau so langsam, ach so langsam auf den Pfad herauskam, noch mit Tränen in den Wimpern nach der ernsten Unterredung, und nicht recht wußte, was sie tat, und schwankte, als ob sie eben erst von einem schweren Krankenlager aufgestanden wäre, da brauchte sie nur wenige Schritte zu gehen, als ihr auch schon ein junger Mann entgegentrat.

Er grüßte sie und redete sie an, indem er sagte, er sei vor einigen Tagen mit ihr und dem Herrn Pfarrer vom Bahnhof nach Hause gefahren.

Sie gab keine Antwort. Sie starrte ihn nur an, ohne zu verstehen, was er sagte. Dann versuchte er, ihr zu erklären, daß er eben vom Kaufladen gekommen sei, und später meinte sie, er habe ihr sagen wollen, der Krämer habe ihn gebeten, die Zeitungen fürs Pfarrhaus mitzunehmen. Er habe so schüchtern und mit übermäßiger Unsicherheit gesprochen, sie hätte ihn kaum recht verstehen können, wenn sie auch vollständig gemütsruhig gewesen wäre.

Er reichte ihr auch eine Zeitung hin, und sie nahm sie entgegen, ging aber dennoch weiter, denn sie konnte nicht gleich fassen, daß sie nun das habe, was sie hatte holen sollen, und nun sofort wieder heimgehen könnte.

Da kam ihr der fremde junge Mann nach und sagte, wenn sie spazieren gehen wolle, so sollte sie lieber nach einer anderen Seite gehen. Sie möge verzeihen, er bitte tausendmal um Entschuldigung, daß er sich die große Freiheit nehme; aber da sie noch neu am Ort sei, so möchte er ihr raten, sich an einem so schönen Abend das Meer anzusehen.

Und trotz ihrer Verwirrung und ihrem Schrecken, trotz des erstickenden Gefühls, das ihr gleichsam den Hals zuschnürte, erfaßte sie doch, daß er etwas vom Meere sagte; da blieb sie stehen und sah ihn an.

„Kann man hier in der Nähe irgendwo das Meer sehen?" fragte sie.

„Gewiß sieht man das Meer," erwiderte er. Und wenn sie ihm nur die große Ehre erweisen wolle, wenn sie keine Bedenken trage, in seiner Gesellschaft zu gehen, so könne sie es sehr bald zu sehen bekommen.

Er schlug einen kleinen Seitenpfad ein, der in gerader Richtung nach Westen führte, und sie folgte ihm. Sie sah ihn an: er war wie ein besserer Arbeiter gekleidet und hatte ein freundliches, anziehendes Gesicht, obgleich sein Benehmen beinahe lächerlich unterwürfig war, und so trug sie keinen Augenblick Bedenken, ihm zu folgen.

Der Abend versprach außerordentlich schön zu werden. Ein wunderbar rötlicher Schimmer senkte sich vom Himmel hernieder. Sigrun war es geradezu, als nehme die Luft um sie her Farbe an und werde sichtbar, ja als werde sie ganz erfüllt mit kleinen zarten Rosenblättchen, die wie Schneeflocken niederrieselten und die ganze Gegend umher rosig färbten wie eine errötende Braut. Und als sie an der westlichen Bergwand angelangt war, da sah sie, daß diese nicht zusammenhängend war, wie sie gemeint hatte. Sie bestand aus mächtigen Felskuppen, die jedoch nicht dicht beieinander standen, sondern an mehreren Stellen einen Durchgang frei ließen.

Und der junge Arbeiter führte Sigrun zwischen den Klippen hindurch, und sie sah weißen Sand auf dem Boden und die eine und die andere verstreute Muschel. Nachher, als sie einen Felsvorsprung umgangen hatten, mußte die junge Frau stehen bleiben und tief Atem holen.

Weiter, offener Horizont breitete sich vor ihr aus. Das ganze rötliche Luftmeer wogte und wallte, darunter dehnte sich das hellglänzende Wassermeer aus, und nichts war mehr da, was einengte. Alles war frei und offen bis hin zur Sonne, die dort im Westen eben unterging.

Kein Land lag vor ihr, nur ein schmaler Sandstreifen

mit einer langen Steinmole und weiter draußen im Meer einige Klippen, die schwarz aus dem perlmutterfarbigen Wasser aufragten.

Und im selben Augenblick, wo Sigrun dieses sah, wußte sie, daß sie gerettet war. Wo hätte sie lieber sein mögen, als an einem Ort, wo sie solch großartige Schönheit in der Nähe hatte, eine so großartige Schönheit, die sie alle Tage schauen konnte?

Daß ihr davon bis jetzt niemand ein Wort gesagt hatte! Sie setzte sich auf einen Stein und blieb da lange still sitzen. Sie sog das Licht förmlich mit den Augen in sich ein und ließ ihre Blicke durch den weiten Raum gleiten; sie konnten schweifen, so weit sie Lust hatten, gleich Vögeln, die aus einem engen Käfig entflogen sind.

Und sie dankte Gott für ihr Heim, in dessen Nähe das große, gewaltige, weite, frische Meer war.

Aber sie saß gewiß allzu lange, ohne ein Wort zu sagen, denn als sie endlich aufschaute, merkte sie, daß der junge Mann seines Weges gegangen war.

Damit war sie eigentlich recht zufrieden. Sie wollte ihm schon noch ein andermal danken. Jetzt freute sie sich ihrer Einsamkeit.

Sie fühlte sich stark und hoffnungsvoll. Jetzt konnte sie auf ganz andere Weise denn zuvor gegen das Gefährliche und Beklemmende, das über der Gegend lag, ankämpfen.

Plötzlich gedachte sie ihres Mannes daheim; gewiß war er besorgt um sie. Und sie erhob sich, um nach Hause zu gehen und ihm zu erzählen, daß sie geheilt und glücklich sei. Und sie wollte ihm für seine Strenge danken, ja danken, weil er sie ausgeschickt hatte, ihrem Feinde trotzig die Stirn zu bieten.

Die Segelfahrt

Es war an einem Sonntagvormittag gegen Ende Oktober. Ein schwerer Wind wehte aus Süden, aus Ländern, in denen die Wärme noch immer zu Hause war, wo die Reben noch blühten und Knospen trieben, wo die

Weintrauben eben geherbstet worden waren und der erste Traubensaft in den Bütten gärte.

Der schwere Südwind führte unruhige und angstvolle Laute mit sich. Horchte man längere Zeit darauf, so wurde man verwirrt im Kopf, als höre man einen Fremden in einer unbekannten Sprache reden. Man wußte nicht, was das für Sachen waren, von denen er berichten wollte, ob es große Geheimnisse waren, oder ob er einem nur etwas ins Ohr flüstern wollte von all den golden gefärbten Bäumen, den abgefallenen Schmetterlingsflügeln und den vielen leeren Vogelnestern, an denen er auf der Herfahrt vorbeigesaust war.

An diesem Sonntag hatte Sven Elversson seinen Vater im Segelboot nach dem kleinen Hafen jenseits der Bergwand in Applum gefahren, und der Vater war in die Kirche gegangen, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Aber der Sohn hatte ihn nicht bis ins Kirchdorf begleitet, sondern eine Kluft zur Rechten in der Felswand aufgesucht. Die kannte er noch von alten Zeiten her; schon als Junge hatte er dort oben im grünen Heidekraut gelegen.

Die jetzige Zeit war die beste, die Sven Elversson seit seiner Heimkehr in sein Vaterland erlebt hatte. Jenes geduldige und verzagte Lächeln fing an von seinem Gesicht zu weichen, und die bitteren Seelenschmerzen hatten beinahe aufgehört, ihn zu quälen.

Als er nun so auf der Klippe lag und auf den Wind lauschte, und sich fragte, was der ihm wohl zu sagen haben könnte, und aufs Meer hinausstarrte, das groß und weit vor ihm lag, da mußte er an ein Gesicht denken, das er einmal gehabt hatte, als er ebenso wie jetzt am Meeresstrand auf einem Felsenhang lag, mit der weiten, offenen See vor Augen.

Damals war er müde geworden von dem starken Sonnenglanz auf den Wogen, er hatte die Augen geschlossen und war eine lange Weile regungslos liegen geblieben. Aber als er dann rasch die Augen aufgeschlagen und gerade vor sich hin auf die große Wasserfläche hinabgeschaut hatte, da hatte er eine Meerjungfrau gesehen.

Doch es war nur für den kürzesten Augenblick gewesen.

Sie war sofort wieder verschwunden; sobald sein Blick sie getroffen hatte, war sie in ein Nebelwölkchen verwandelt, das über dem Wasser hinschwebte.

Aber gesehen hatte er sie jedenfalls, und das hatte eine große Freude in ihm erregt, er hatte sich bevorzugt, geehrt und überglücklich gefühlt, darum daß er nun einen Schimmer von einem der schönen Naturwesen erschaut hatte, die Luft und Wasser erfüllen und sich gewöhnlich so eifersüchtig vor den Menschen versteckt halten.

Er hatte auch das sichere Gefühl gehabt, daß die ganze Schar der Meerjungfrauen auf dem Wasserspiegel gespielt hatte, aber als er anfing, die Lider zu heben, waren sie allesamt verschwunden. Nur diese eine hatte nicht zu rechter Zeit untertauchen können.

Jenen Anblick hatte er niemals wieder vergessen, und niemals saß er einsam am weiten Meer, auf dem kein Segel zu schauen war, ohne daß er die Augen schloß und eine lange Weile regungslos liegen blieb, damit die Meerjungfrauen glauben sollten, er schlafe, und sich heraufwagen aus der Tiefe. Aber niemals seit jenem erstenmal hatte er Glück gehabt und eine von ihnen gesehen.

Nun machte er an diesem Tag wieder einen Versuch, wenn auch mit wenig Hoffnung. Als er dann meinte, lange genug stillgelegen zu haben, und die Augen aufschlug, wurde er ganz betroffen, denn er sah allerdings keinen weißen Leib, halb Jungfrau halb Fisch, draußen auf den Wogen, aber auf einem hohen Steine, der am Saume des Wassers lag, saß ein junges Weib. Und wie sie so in ihrem hellen Gewande geschmeidig angeschmiegt oben auf dem Steine saß, konnte sie ebensogut dem Wasser entstiegen als vom Lande gekommen sein.

Doch eines war bald zu merken: die dort auf dem Steine gehörte nicht zu jenen sorglosen Naturgeistern. Einmal ums andere trocknete sie ihre Augen mit einem Taschentuch, nein, sie konnte nichts anderes sein als ein armes Menschenkind, dem Schmerz und Tränen nicht fremd waren, das sah er ganz deutlich.

Sven Elversson schaute sie an und fragte sich, was das wohl für ein Kummer sein könnte, der sie drückte. Und er hätte gerne gewußt, ob es nun wieder häßliche Hügel oder einengende Bergwände seien, die ihr Angst

einflößten, infolgedessen sie nicht in die Kirche gehen konnte, sondern einsam und allein am Meeresstrand sitzen und weinen mußte.

Sven sah, wie der zarte Körper von Schluchzen durchschüttelt wurde, und aus ihrer ganzen Haltung konnte er ersehen, wie schwer das Unglück war, das sie getroffen hatte. Ach, er begriff sehr gut, sie war hierher ans Meer gegangen, um Trost zu suchen, weil sie sonst keine Seele hatte, an die sie sich hätte wenden können; diesmal jedoch hatte ihr auch das Meer nicht zu helfen vermocht.

Einen Augenblick darauf hörte die junge Frau, die auf dem Steine saß, ein schwaches Geräusch hinter sich. Sie sah einen Mann von einer Klippe herunterklettern und meinte den jungen Arbeiter wiederzuerkennen, der ihr vor einigen Wochen das Meer gezeigt hatte. Eiligst trocknete sie daher ihre Augen und ging ihm entgegen, um ihm endlich ihren Dank zu sagen.

„Ich sah Sie hier sitzen, und da nahm ich mir die Freiheit, herzukommen," sagte der junge Arbeiter. „Dort an der Landungsbrücke liegt mein Boot. Es ist ein guter Segler, so einfach es ist, und vielleicht könnte ich die Ehre haben, Ihnen eine Segelfahrt anzubieten?"

An einem anderen Tage hätte sie wahrscheinlich sein Anerbieten nicht angenommen. Aber gerade jetzt war sie besonders empfänglich und dankbar für jede kleine Freundlichkeit, und so konnte sie nicht nein sagen. Und der junge Arbeiter, der so nett und bescheiden aussah, sollte auch nicht meinen, sie lehne es ab, mit ihm zu fahren, weil sein Boot ein ganz einfaches, unbemaltes und ungedecktes Fischerboot und er selbst ein einfacher Mann im Arbeiteranzug war, der sich am heutigen Tage in großen Wasserstiefeln, einem groben Wams und einem äußerst kleidsamen Südwester, der anzusehen war wie der eiserne Helm eines alten Seekönigs, zeigte.

So stießen sie also von Land, und er zog das Großsegel auf; der schwere Südwind füllte es und neigte das Boot auf die Seite. Er aber hielt das Steuer in fester Hand, lenkte das Boot gerade gegen Westen, und sie flogen dem offenen Meere zu.

Die junge Pfarrfrau war, wie gesagt, nicht darum

mit auf die Segelfahrt gegangen, weil sie sich irgendein Vergnügen davon versprochen hätte. Sie hätte nicht geglaubt, daß es auf der weiten Welt noch irgend etwas gäbe, das imstande wäre, den großen Kummer, der an diesem Morgen auf ihr lastete, zu verringern.

Aber nachdem sie eine Weile gesegelt waren, rann ihr das Blut unwillkürlich lebhafter durch den Körper, und das Schwere, das ihr auferlegt war, erschien ihr nicht mehr ganz so unerträglich schwer.

An diesem Tag leuchtete der Himmel in hellem, reinem Blau, nur da und dort zeigten sich kleine lichte Wölkchen.

Aber so klar und hell der Himmel auch war, so fand sich doch in der Luftschicht nahe bei der Erde genügend Feuchtigkeit, um das Licht zu brechen und alle nackten und kahlen Schären grauviolett oder rötlich oder blaugrau zu färben. Diese Strahlenbrechung reichte auch aus, sie höher und größer erscheinen zu lassen, und so erhoben sich die nüchternen Felsenklippen majestätisch aus dem Wasser.

Und sie reichte auch aus, jede Spalte tiefer und schwärzer, jeden Abhang jäher und schwindelnder zu machen und jeden Abstand zu betonen, so daß man Bergkamm hinter Bergkamm in immer weicheren und feineren und himmlischeren Farbentönen sich erheben sah.

Und nachdem wieder eine Weile vergangen war, da bekam die junge Frau einen gar stillen, frommen und fragenden Blick in die Augen, und sie legte die Hände gefaltet in den Schoß wie in Anbetung versunken vor all dem Herrlichen, das sich rings um sie her ausbreitete.

Eine gute Weile dachte sie an nichts anderes mehr, als daß sie jetzt Bekanntschaft mit einem Wunder Gottes mache. Nun machte sie erst richtig Bekanntschaft mit dem Meere. Seither hatte sie nie geahnt, welches Gefühl es war, ihm so nahe zu kommen, seine Atemzüge in den Ohren rauschen zu hören, ihm in das ewig wechselnde Gesicht zu schauen, sich an seinen wogenden Busen zu legen und zu fühlen, wie es war, von ihm in Ruhe gewiegt zu werden.

Sven Elversson drehte das Steuer, und sie lenkten

jetzt gen Norden zwischen die Schären hinein; nun sah sich die junge Frau unter zerklüfteten Felswänden hinsegeln, und sie erblickte kleine rote Fischerhütten unter alten, mit schweren rotbraunen Früchten bedeckten Birnbäumen, sie endeckte kleine Wiesenfleckchen zwischen den Schroffen, die giftig grün, ja giftiger und lebenslustiger grün aussahen, als sie der lockendste Frühling zeigen kann.

Sven Elversson führte Sigrun von Sund zu Sund. Sie begegneten weißen Dampfschiffen, schweren, überlasteten Schuten und leichten Jachten, die wie riesige Segelfalter übers Wasser hinglitten.

Aber Sven Elversson verwunderte sich über das Meer und die Schären und die Hütten und die Wiesen und die Birnbäume. Denn einer solchen Größe und eines solchen Farbenreichtums und solcher Schönheit konnten sie sich nicht jeden Tag rühmen. Und er freute sich, daß die junge Frau sie in ihrer Festtagspracht zu sehen bekam.

„Sie müssen gewußt haben, wie hoch sie die Schönheit schätzt," dachte er.

Und auch mit Sven Elversson war es dasselbe, wie mit dem Meer und mit den Schären. Er zeigte sich mehr zu seinem Vorteil, als es sonst der Fall war.

Die beiden im Boote sprachen zuerst vom Wetter und von der Schönheit um sie her, und er nannte ihr die Namen der Klippen und Inseln, an denen sie vorüberfuhren. Aber allmählich kamen sie auch auf andere Dinge zu sprechen, und sie redeten von allem möglichen, wie wenn sie schon langjährige Freunde wären.

Sven legte die hinderliche Unterwürfigkeit und Schüchternheit ab und sprach frei und natürlich, und sie verwunderte sich und dachte, solche jungen Männer, die in den Schären aufwachsen, frühzeitig zur See kommen und fremde Länder sehen, die müßten sich ja eine ganz andere Bildung und Weltkenntnis erwerben, als Leute, die beständig am Lande bleiben.

Sie faßte ein wirklich großes Vertrauen zu dem jungen Manne, denn er war bescheiden und fein und klug, und sie hätte gewünscht, ihn besser zu kennen und zu wissen, wer er war, auch hätte sie gerne einen Menschen wie

ihn gehabt, den sie hätte um Rat fragen können, wenn sie etwas erlebte, wobei sich ihr eigener Verstand nicht zu helfen wußte.

Und was Sven Elversson betrifft, so überkam ihn, während er mit ihr redete, mit dieser Unschuldigen, die nicht wußte, was Sünde war, eine große Lust, von seinem Vergehen zu berichten.

Er überlegte, daß die Menschen, die sich seither an ihm geärgert und ihn verdammt hatten, alle wohl vertraut mit Sünde und Laster gewesen waren. Wohl alle hatten einmal betrogen, gelogen, gelästert, gestohlen, waren hochmütig, unbarmherzig, faul, geizig, rachsüchtig oder boshaft gewesen.

Aber diese junge Pfarrerstochter hier hatte ein stilles und wohlbehütetes Leben geführt. Sie war nicht mit Begierden und Leidenschaften befleckt. Sie hatte noch keine große Erfahrung von eigener und anderer Leute Sündhaftigkeit. Sie hatte nie einen schlechten Gedanken gehegt und niemals einem Menschen Böses gewünscht.

Von ihr konnte er kein allzu mildes Urteil erwarten, denn sie war über alle Maßen zartfühlend, sie konnte ihren Abscheu vor allem, was ihr widerstand, nicht zurückhalten. Aber er hätte sie doch gerne um ihr Urteil angegangen. Sie sollte sein höchster Richter sein. Er konnte nicht um ein gerechtes Urteil zum König gehen, aber er konnte zu ihr gehen.

Er widerstand jedoch lange, schüchtern und unsicher wie er war, und während er noch immer schwankte, sah er die junge Frau wieder in Schweigen versinken. Offenbar wollte sie gerne etwas sagen, fand aber nicht die Worte dazu.

Endlich schien sie aber doch zum Entschlusse zu kommen, und dann packte sie auch gleich den Stier bei den Hörnern.

„Sie haben doch gesehen, daß ich weinte, als Sie vorhin zu mir herunterkamen?“ fragte sie.

„Ja,“ erwiderte er. „Das kann ich nicht leugnen.“

„Es war gerade kein großer Kummer,“ sagte sie. „Es war nur ein Brief, den ich erhalten habe. Er war von einer guten Freundin von mir, einer reichen Bauerntochter, die sich vor kurzem verheiratet hat und einen

sehr braven, vermöglichen und hervorragenden Mann bekam; ich und jedermann glaubte, sie werde ungemein glücklich werden."

„Und jetzt ist diese Hoffnung vielleicht nicht in Erfüllung gegangen?" fragte Sven Elversson. Dabei legte er beide Hände auf die Ruderpinne, beugte sich zu ihr hinüber und schien den größten Anteil an allem zu nehmen, was die gute Freundin betraf.

„Nein," sagte sie und schaute weit hinaus aufs Meer, als scheue sie sich, seinem Blick zu begegnen. „Glücklich ist sie nicht geworden. Sie schreibt, ihr Mann sei geradezu unzufrieden mit ihr. Aber sie kann durchaus nicht begreifen, weshalb. Sie fragt mich, ob ich ihr nicht eine Erklärung geben könne. Aber ich kann es nicht; ich möchte ihr so gerne helfen, aber auch ich begreife es nicht. Sie können sich wohl denken, wie traurig mich das gestimmt hat, und darum hab' ich weinen müssen."

„Das kann ich wohl begreifen," erwiderte Sven Elversson. „Aber könnten Sie nicht den Herrn Pfarrer fragen, Frau Rhånge? Er hat doch große Erfahrung."

Sie errötete und warf ihm einen schnellen und beinahe etwas argwöhnischen Blick zu. Aber als sie seine Augen klar und offen, ohne den geringsten Hintergedanken, in die ihren schauen sah, fuhr sie fort:

„Meine Freundin würde es wohl nicht gerne sehen, wenn ich meinen Mann um Rat fragte. Die Unzufriedenheit ihres Mannes zeigt sich hauptsächlich, wenn sie eingeladen gewesen sind und wieder nach Hause fahren. Dann ist er schlechter Laune und gönnt ihr kaum ein Wort. Und was sie auch sagen mag, er antwortet ihr nur spöttisch oder unfreundlich."

„Aber sind Sie ganz sicher, daß in dem Benehmen der jungen Frau nichts ist, was der junge Mann unpassend finden könnte?" fragte Sven Elversson.

„Nein," entgegnete die junge Frau sehr eifrig, „das ist nicht der Fall, dessen bin ich fast ganz sicher. Er und sie sind beide ernsten Sinnes. Und wo sie hinkommen, geht es still und ehrbar zu, und von Tanz und ausgelassenen Spielen ist keine Rede. Meine Freundin hat aber auch schon daran gedacht, sie sei ihrem Mann vielleicht zu munter und lebhaft, darum ist sie, als sie das letzte-

mal ausgingen, die ganze Zeit bei den alten verheirateten Bauernfrauen gesessen und hat verständig mit ihnen gesprochen. Und nur, als der Hausherr selbst kam und ihr seine Gartenanlagen zeigen wollte, ist sie von ihnen gegangen. Der Hausherr war jedoch ein älterer Mann und sprach von nichts als von Obstbäumen und Blumen, und daß viel zu wenig Gärten in der Gegend seien. Da wurde sie von ihm angesteckt und meinte, er habe sehr recht, und sie fragte, ob er nicht meine, es ließe sich da, wo sie wohnte, auch ein Garten anlegen. Er versprach ihr, seine eigenen Gärtner hinzuschicken, die ihr jetzt im Herbst einen Garten abstecken sollten, und im Frühjahr wollte er ihr Bäume und Sträucher schicken. Aber am Abend, als sie nach Hause fuhren und sie meinte, sie könne ihrem Manne mit diesem Versprechen eine Freude machen, sah sie, daß er, während sie berichtete, die Finger so fest um den Peitschenstiel preßte, daß die Knöchel ganz weiß wurden, und als das Pferd bergauf stolperte, versetzte er ihm in hellem Zorn einen Peitschenschlag um den anderen. Zu ihr aber sagte er, sein Hof müsse so bleiben, wie er bei seinen Vorfahren gewesen sei, und es würden da keine neuen Anlagen gemacht. Außerdem verlangte er von ihr, sie solle nie mehr ein derartiges Übereinkommen treffen, ohne ihn vorher um Erlaubnis gefragt zu haben. Nun schreibt sie mir, sie sei über die Maßen erschrocken gewesen und habe kein Wort erwidern können. Sie habe nur die Hände gefaltet und Gott gebeten, er möge sie erleuchten, damit sie herausbringe, was das sei, und was es bedeute."

Die junge Frau sprach die ganze Zeit über sehr langsam und wog ihre Worte mit großer Vorsicht ab, und Sven Elversson hörte mit wachsender Teilnahme zu. Er konnte nicht unterlassen, zu denken, die Beschreibung von dem alten Manne, der für Gartenanlagen schwärmte, passe hervorragend genau auf einen Gutsbesitzer, der auf einer Insel bei Applum wohnte und einen großen Garten hatte, und bei dem die Pfarrleute selbstverständlich eingeladen gewesen waren. Aber davon sagte er kein Wort zu der, die mit ihm redete.

„Dieses Bauernmädchen ist gewiß sehr schön," sagte er nur.

5*

Wieder warf sie ihm verstohlen einen forschenden Blick zu.

„Ja, ich glaube, die Leute meinen, sie sehe recht gut aus," sagte sie etwas nachlässig. „Aber was hat sie davon, wenn der Mann so viele Fehler an ihr findet und an allem, was sie tut, etwas zu tadeln hat. Wenn es so aussieht, als ob sie niemals mehr einen eigenen Willen haben dürfte, und als ob alles, was sie vornimmt, verwerflich wäre. Und wenn sie nie wissen kann, was sie darf und was ihr verboten ist."

Doch jetzt eben war Sven Elversson damit beschäftigt, das Segel herumzuwerfen und zu kreuzen, so hatte er keine Zeit, eine Antwort zu geben, bevor die Pfarrerin fortfuhr:

„Früher, als sie noch zu Hause war, da bekam sie niemals Vorwürfe. Da war sie allen recht. Sie war das Vorbild für ihre kleinen Geschwister, und als sie die Heimat verließ, sagte jedermann, nun werde es aus sein mit dem Behagen. Wenn sie jetzt daran denkt, kann sie nicht umhin, über sich selbst zu lächeln, denn jetzt, seit sie ein eigenes Heim hat, scheint sie ja gar nichts mehr zu taugen; sie wird gescholten für das, was sie sagt, und für das, was sie nicht sagt, für das, was sie tut, und für das, was sie unterläßt."

„Herr Gott, was soll ich nur antworten?" dachte Sven Elversson. „Sie ist allein und hat niemand, dem sie sich anvertrauen kann, sie ist wehrlos und fremd. Und sie muß über ihr Unglück reden. Es ist ihr ein Trost, in dieser Weise davon zu sprechen."

Er machte nur die Bemerkung, Frau Rhånge sei offenbar mit ihrer Schulkameradin sehr eng verbunden.

„Ich möchte ihr gerne helfen," sagte die junge Frau, und wieder wollten ihr die Tränen kommen. „Ich weiß, sie ist ein gutes und freundliches Menschenkind. Sie geht gerne zu den Armen und Alten und tröstet sie in ihrer Betrübnis, aber das soll sie auch nicht tun, und das fällt ihr beinahe am schwersten. In der Kirche soll sie auch nicht auf einer Bank sitzen, die zum Pfarrhaus gehört, wo sie doch so gerne sitzt, weil sie im Chor steht und etwas erhöht ist, von wo sie die ganze Gemeinde überschauen kann."

Sven Elversson dachte an die kleine Bank in der Kirche von Applum, die für die Frauen des Pfarrhauses bestimmt war; sie stand tatsächlich etwas erhöht und gewährte einen guten Überblick. — „Aber ich kann ihr doch nicht sagen, daß ihr Mann eifersüchtig ist," dachte er. „Das würde sie verletzen. Es gibt sich ja vielleicht auch wieder. Es ist besser, wenn sie nichts weiß."

Er legte das Steuer herum und schlug den Heimweg ein. Es war wohl am besten, wenn der Mann bei seiner Rückkehr aus der Kirche seine junge Frau zu Hause fand.

Und in seinem Schmerz, weil er nicht wagte, ihr zu helfen, oder vielleicht um sie von ihrem eigenen Kummer abzulenken, sagte er, indem er auf einen spitzen Holm weit draußen im Westen deutete:

„Das ist die Grimö. Dort ist Sven Elversson zu Hause. Sie haben gewiß von ihm gehört?"

Sie nickte. „Ja, ich kenne die ganze Geschichte."

Sie schien darüber nicht weiter reden zu wollen, sondern machte plötzlich eine Bemerkung, die dem bißchen Glücksgefühl, das Sven Elversson an diesem Vormittag empfunden hatte, ein jähes Ende bereitete.

„Sie wissen wohl, daß das Schulhaus, das er im Kirchdorf gebaut hat, gestern abend abgebrannt ist?"

„Abgebrannt!" rief er aus, und vor Schrecken ließ seine Hand die Ruderpinne fahren; sofort warf der Wind das Segel herum, und das Boot wäre beinahe gekentert.

„Ja, es ist bis auf den Grund abgebrannt," sagte die Pfarrerin mit der größten Seelenruhe. „Und es ist gut so."

Sven Elversson bemühte sich, das Boot wieder in den rechten Kurs zu bringen. Unterdessen stieß er zwischen hart zusammengebissenen Zähnen hervor: „Warum sagen Sie, es sei gut, daß das Haus abgebrannt ist? Ich habe sagen hören, die Leute von Applum seien zufrieden damit gewesen."

„Das hab' ich auch gehört," erklärte sie. „Aber was half das, wenn die Kinder nicht hineingehen wollten?"

„Die Kinder wollten nicht in die Schule gehen?" wiederholte er völlig hilflos. „Ich bin nicht an Land

gewesen, seit die Schule angefangen hat, darum weiß ich gar nichts."

Sie merkte, wie erregt er über ihren Ausspruch, es sei gut, daß das Schulhaus abgebrannt sei, war, darum erzählte sie jetzt ganz eifrig, die Kinder seien von der ersten Stunde an nur sehr ungern in die neue Schule gegangen. Sie hatten gehört, sie sei von einem Menschenfresser gebaut worden, und so bekamen sie Angst, sie könnten die ewige Seligkeit verlieren, wenn sie in einer Stube lernten, wo es nach vergossenem Christenblut roch.

Während die Pfarrfrau das erzählte, wunderte sie sich darüber, daß der junge Mann verstummt und wie betäubt dasaß, daß er einen ganz nach innen gerichteten Blick bekam und daß ein duldendes und gequältes Lächeln um seine Lippen spielte.

Und um noch mehr zu rechtfertigen, was sie eben gesagt hatte, erzählte sie weiter, der Schullehrer habe sein Bestes getan. Er habe freundlich und verständig mit den Kindern getan. Er habe ihnen gezeigt, wie gut das neue Haus eingerichtet und wie alles zu ihrem Nutzen und ihrer Wohlfahrt ausgedacht sei. Aber die Kinder hätten nichts davon hören wollen, sondern seien dabei geblieben: das Haus sei von einem Mann der Sünde erbaut und sei darum unheilig.

Einige unter ihnen hatten während der Unterrichtsstunden plötzlich Weinkrämpfe bekommen. Andere hatten gemeint, Gesichte zu sehen, und Angst und Ekel hatten mit jedem Tag zugenommen. Zuletzt hätten die Eltern ihre Kinder kaum mehr dazu bringen können, die Schule zu besuchen, ja man hätte fürchten müssen, die erregtesten von ihnen könnten Schaden an ihrem Verstand erleiden.

Sven Elversson saß da und schaute vor sich hin. — „Jetzt vernehme ich mein Urteil, wie ich es mir gewünscht hatte," dachte er. „Und sie urteilt wie alle anderen."

Die junge Frau redete noch weiter und sagte, sie habe an die Kinder gedacht, als sie gesagt habe, es sei gut, daß das Schulhaus abgebrannt sei. Der Brand selbst sei einzig und allein durch einen unglücklichen Zufall ausgebrochen. Die Frau, die das Schulzimmer reinzumachen hatte, habe am Samstagnachmittag zufällig ihre Lampe umgeworfen. Das Feuer habe sich sofort aus-

gebreitet, und ehe sie noch Hilfe habe herbeirufen können, hatte es schon überhandgenommen.

„Ja, jetzt ist Sven Elversson sein Urteil von Gott und den Menschen gesprochen worden," sagte der Mann am Steuer. „Jetzt kann man wohl sagen, Gott hat nicht zulassen wollen, daß ein so unheiliger Mann wie er eine Schule baut."

„Man könnte beinahe glauben ..." fing die junge Frau an, brach dann jedoch plötzlich ab. Plötzlich kam ihr eine Ahnung, wer der Mann war, in dessen Gesellschaft sie sich jetzt seit zwei ganzen Stunden befand; es mußte Sven Elversson sein.

Hatte sie nicht diesen Namen nennen hören, als er mit ihnen vom Bahnhof nach Hause gefahren war, obgleich sie damals nicht darauf geachtet hatte?

Und wenn sie ihn nun näher anschaute! O, sie hatte sich durch den einfachen Anzug beirren lassen. Was sie hier vor sich sah, war das Gesicht eines gebildeten Mannes. Und der fremde Klang in der Sprache, über den sie sich gewundert hatte! Das war wohl noch ein Überbleibsel von seiner englischen Erziehung.

Er hatte die Augen niedergeschlagen, sie aber betrachtete das duldende Lächeln, das um seine Lippen spielte, und fühlte sich grenzenlos unglücklich darüber, daß jetzt durch sie die Last, die er durch den Abscheu und die Verachtung zu tragen hatte, noch vermehrt worden war.

„Soll ich nun heimgehen mit dem schmerzlichen Gefühl, den Ärmsten gegen meinen Willen gekränkt zu haben?" dachte sie. „Dann hab' ich noch mehr Grund zum Betrübtsein, als ich schon hatte, als ich heute morgen ans Meer hinunterging. Er soll ja ein vielversprechender junger Gelehrter gewesen sein," dachte sie weiter. „Und das alles hat er nun aufgeben müssen. Da hat er nun Geld und Arbeit für das Schulhaus geopfert, um sich die Achtung der Menschen wieder zu erwerben. Dies ist ein harter Schlag für ihn. Ich hätte nicht so reden sollen, wie ich es getan habe."

Während der ganzen Heimfahrt herrschte Schweigen in dem kleinen Boote. Weder er noch sie machte einen Versuch zu sprechen.

Als sie an der Steinmole unter der Felsenwand an-

legten und Sven Elversson aufstehen wollte, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein, griff sie nach seiner Hand.

„Verzeihen Sie mir," sagte sie. „Ich wußte nicht, daß Sie Sven Elversson sind."

Sie beugte sich zu ihm nieder und streifte mit ihren Lippen seine Stirn, die von dem schirmlosen Lederhelm nicht bedeckt war.

„Was tun Sie!" rief er und sah böse aus, beinahe als ob sie ihn hätte beißen wollen.

„Ich möchte Ihnen gerne klarmachen, daß ich Ihnen gegenüber nicht so empfinde wie alle anderen," sagte sie.

Damit sprang sie aus dem Boot auf die Lände und schritt über den Sandstreifen am Ufer zwischen die Klippen hinein.

Aber ehe sie weit gekommen war, kam ihr Sven Elversson nach und legte seine Hand auf ihren Arm, um sie aufzuhalten.

„Dank Ihnen und Segen über Sie!" sagte er mit gedämpfter und fast gebrochener Stimme. „Aber so etwas dürfen Sie nie, nie wieder tun," fuhr er fort. „Vergessen Sie das ja nicht. Und Sie dürfen Ihrem Manne nicht erzählen, daß Sie es getan haben! Sonst könnte er so eifersüchtig werden, daß er Sie umbrächte."

* *
*

Sven Elversson hatte die junge Pfarrfrau verlassen, und während sie ihre Wanderung durch die Felder fortsetzte, klangen seine letzten Worte in ihrem Herzen nach.

Eifersucht! Konnte es wahr sein, konnte ihr Mann eifersüchtig sein?

„Ach nein!" dachte sie. „Das ist doch vollständig unmöglich. Ich gehöre ihm, ja ihm allein mit ganzer Seele, mit allen meinen Gefühlen und Gedanken, das muß er doch wissen."

Es kam ihr so unrecht, so kränkend vor, daß jemand meinen konnte, ihr Mann sei eifersüchtig, daß ihr von neuem Tränen in die Augen traten.

„Weiß Gott, was das mit diesem Sven Elversson ist!" sagte sie zu sich selbst. „Obgleich viele Ekel vor

ihm empfinden, sagen doch alle, er sei ein guter Mensch. Aber vielleicht muß er doch nicht ganz unschuldig leiden. Wie sollte Eduard eifersüchtig auf mich sein können? Also das hat er sich im Innern zurechtgelegt, während ich im Boot mit ihm sprach.

Wenn er nur hier wäre, daß ich ihm die Wahrheit sagen könnte!" fuhr sie fort. „Die Wahrheit ist, Eduard hat aufgehört, mich zu lieben. Das ist sein Unglück und das meine. Aber eifersüchtig ist er nicht. Ach, auf wen könnte er, der so hoch steht, eifersüchtig sein? Und dieser Mensch meinte, er könnte sogar eifersüchtig auf ihn sein!

Er hat aufgehört, mich zu lieben," wiederholte sie. „Er kann nichts dafür, daß er mich nicht mehr liebt, aber er kann nicht aufgehört haben, an mich und meine Liebe zu glauben. Das wäre unrecht, das wäre kurzsichtig, ja, es wäre beinahe lächerlich."

Als sie nach Hause kam und in den Flur trat, kam ihr das Dienstmädchen mit verstörtem Gesicht entgegen. Sie sagte, der Gottesdienst sei längst zu Ende, der Herr Pfarrer sei aus der Kirche nach Hause gekommen und sehr erschrocken, als er seine Frau nicht zu Hause getroffen habe. Er habe sie überall gesucht, sei sogar unten am Meere gewesen. Jetzt sitze er in seinem Zimmer, und es wäre am besten, wenn die Frau Pfarrer sofort zu ihm ginge.

Sie öffnete die Tür zum Studierzimmer. War er denn krank? Da saß der große starke Mann, hatte die Ellbogen aufgestützt und das Gesicht in den Händen vergraben, wand sich, ächzte und wimmerte.

Als nun Sigrun zu ihm hereintrat und ihn verwundert fragte, was ihm fehle, sah er auf und war so verändert, daß sie ihn kaum mehr erkannte. Sein ganzes Gesicht war eingesunken und verzerrt, die Augen waren glanzlos und hohl, und der schwarze Bart hing ihm in Streifen und Zotteln von den Wangen herunter. Nie hätte sie geglaubt, daß in so kurzer Zeit eine solche Verwandlung mit einem Menschen vor sich gehen könnte.

Er schaute sie mit großen Augen an, als ob er sie nicht wiedererkenne. Dann strich er sich mit den Händen übers Gesicht. Er gab sich Mühe, sich zusammenzunehmen, derselbe vorsichtige, würdige und selbstbewußte Mann zu

sein, der er immer war; aber er mußte den Versuch aufgeben, seine Rührung wurde übermächtig, und die Tränen stürzten ihm aus den Augen.

Er streckte ihr einen Arm entgegen und zog sie, ohne vom Stuhle aufzustehen, zu sich hin. Er küßte sie weder, noch liebkoste er sie, er legte nur seinen Kopf an ihre Brust und weinte zum Herzbrechen.

Sie bat ihn und bat ihn immer wieder, ihr zu sagen, was ihn quäle, allein es währte lange, bis er darüber sprechen konnte.

Und es war nichts anderes, als daß er aus der Kirche nach Hause gekommen war und sie nicht gefunden hatte. Er hatte sie dann in der Nähe und bis zum Meere hinunter überall gesucht, und als er sie nicht fand, hatte er geglaubt, sie habe ihn verlassen und sei heimlich von ihm gegangen.

Sie konnte ein leichtes Lachen der Befriedigung und des Triumphes nicht unterdrücken.

„Du darfst nie mehr von mir gehen," sagte er. „Du wirst mich niemals verlassen, das mußt du mir geloben. Und du mußt mir geloben, mich immer wissen zu lassen, wo ich dich finden kann, denn sonst verliere ich, wie du siehst, den Verstand."

Sie gelobte ihm alles, was er wollte. Sie gelobte ihm, nichts solle sie trennen als der Tod.

Und dann stand sie neben ihm und strich ihm über die Haare, bis er wieder wie ein Mensch aussah. Und es war ihr leicht ums Herz, weil sie einen Beweis seiner Liebe erhalten hatte. Aber zugleich fühlte sie sich etwas abgestoßen und fremd berührt, denn das war eine Art Liebe, die sie nicht verstand. Diese Liebe war ihr zu heiß und zu wild.

Sie fragte ihn, wie es ihm denn überhaupt habe einfallen können, zu glauben, sie wolle ihn verlassen, und da brach es aus ihm heraus: Ja, er wisse wohl, wie hoch sie über ihm stehe, sie sei aus einer anderen Welt. Sie sei gut, ganz von selbst gut, ohne daraan denken zu müssen, gut sein zu wollen. Er aber schwebe beständig in der Angst, sie könnte ihm entschwinden. Er sei nicht wert, sie behalten zu dürfen.

Und sie war der Ansicht, das sei sein Ernst nicht, das

könne sein Ernst nicht sein. Nur seine Liebe sei es, die sie auf eine so hohe Stufe stelle, was ja die Liebe immer tun wolle. Auf dieselbe Weise habe sie seither ihn in ihrem Herzen erhoben.

Nun war sie nicht mehr unglücklich und mutlos, wie sie es am Morgen gewesen war, aber in ihrem Herzen erhob sich ein Gefühl von Furcht vor ihrem Manne. Und von ihrer Segelfahrt mit Sven Elversson sagte sie ihm kein Wort.

* *
*

Unterdessen war Sven Elversson mit seinem Vater auf dem Weg nach der Grimö. Der alte Joel steuerte, und der Sohn lag behaglich ausgestreckt im Vorderteil des Bootes. Joel war mit der Nachricht von dem Brande, die er in der Kirche vernommen hatte, zu ihm gekommen. Er sah alt und gebeugt und mutlos aus und meinte, nach diesem Unglücksfall seien für seinen Sohn nun alle Wege zum Emporkommen verschlossen.

Sven Elversson lag im Boote und strich sich sachte mit der Hand über die Stirne. Zuweilen fuhr er nur sanft mit dem Finger darüber, zuweilen mit der ganzen feinen, schmalen Hand.

In seiner Seele fühlte er eine merkwürdige Freiheit und Beweglichkeit. Die Gedanken kamen klar und unwiderleglich. Wege taten sich vor ihm auf.

„Vater!" rief er, nachdem er eine Weile stillgelegen hatte. „Ich glaube, es gibt nichts, was so mächtig ist, wie der Ekel. Er besiegt alles. Dagegen kann niemand ankämpfen. Das muß man sich von Anfang an klarmachen. Wer gegen den Ekel kämpft, wird unweigerlich geschlagen."

Der Vater zuckte nur leicht die Achseln und brummte etwas zur Antwort, das im Wogengebrause und Windessausen unterging.

Sven Elversson blieb weiter liegen und dachte nach. Als seine Seele etwas ausfindig gemacht hatte, das ihm wieder klar und unwiderleglich vorkam, erhob er die Stimme und rief dem Vater zu:

„Aber der Ekel ist nichts Böses. Er ist ein Warner

und Wächter. Und wer sich den Ekel zunutze machen und ihn zum Guten gebrauchen könnte, der vermöchte der Menschheit sehr zu nützen."

Der Alte schaute auf. In seinen wässerigen Augen entglomm ein Funke, und sein gebeugter Rücken straffte sich ein wenig.

Jetzt sprang der Sohn auf, stieg über die Bänke hinüber zu seinem Vater und setzte sich neben ihn.

„Heute ist mir etwas begegnet, was mir geholfen hat," sagte er. „Ich bin nicht betrübt über den Brand des Schulhauses. Ich habe anderes zu denken."

Dann legte er sich nieder, lauschte auf das schwere Brausen des Südwindes, betrachtete die farbenschimmernden Schären und strich sich über die Stirne mit seiner vornehmen schmalen Hand.

Der Schlechteste der Schlechten

Der Angeklagte, Julius Lamprecht, war in Untersuchungshaft; er lag auf seiner Pritsche im Gerichtsgebäude von Knapefjord und starrte in die graue Dämmerung hinein, die um ihn her herrschte.

Jetzt, wie schon so oft, seit er verhaftet worden war, lag er da und setzte sich selbst auseinander, daß er unschuldig sei und keinen Grund habe, zu gestehen.

„Wenn ich wirklich schuld daran wäre, daß diesen alten Menschen die Schädel eingeschlagen worden sind, so würde ich es natürlich nicht leugnen," dachte er und erinnerte sich dabei an einige Worte, die er während des Verhörs an diesem Vormittag geäußert hatte. „Ich weiß ja, es heißt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, und die Gerechtigkeit muß bestehen bleiben. Und es ist besser, seine Strafe in dieser vergänglichen Welt auf sich zu nehmen, als sie in der nächsten erwarten zu müssen, wo die Trübsal kein Ende nimmt."

Der Angeklagte war etwa fünfundvierzig Jahre alt und sah fast wie ein Riese aus, als er so auf seiner Pritsche lag. Er hatte goldene Locken wie ein Kind, die Haut seines Gesichtes hatte die hellen Farbentöne der Jugend beibehalten mit einem Anflug von Rot auf den Wangen.

Sein Schnurrbart war blond und von auffallender Länge. Das Gesicht war im ganzen genommen schön mit wohlgeschnittenen Zügen. Nur die Augen, die übrigens ebenfalls schön waren, machten einen unbehaglichen Eindruck, weil ihr Blick einmal starr gradaus gerichtet war und dann wieder unsicher vom Fußboden zur Decke, von Ecke zu Ecke flackerte.

„Jeder nach seiner Art," dachte der Angeklagte. „Mit dem Richter und dem Staatsanwalt muß man eine besondere Art von Wahrheit reden, weil ihnen die wirkliche Wahrheit nicht eingeht und ihnen erst verdolmetscht werden muß."

Als er so dalag und sich klar machte, daß er durchaus keinen Mord begangen habe, sah er sich selbst hungernd und frierend, in Lumpen gekleidet eines Winterabends spät in eine einsame, zwischen steinigen und unfruchtbaren Hügeln versteckt liegende Hütte treten. Die Tür war zufällig unverschlossen gewesen, und er erinnerte sich noch, wie entsetzt die beiden alten Leute, die an einem Tisch am Fenster saßen, aufgeblickt hatten, als er hereinkam, und wie hastig sie die Tischlade zugestoßen hatten. Er sprach freundlich mit ihnen, saß mit ihnen am Feuer und wärmte sich, aß mit ihnen von ihrer Grütze, ohne irgendwelche Scheu zu zeigen, fühlte aber die ganze Zeit über wohl, wie ungern sie sein Hiersein sahen und ihn tausend Meilen weit wegwünschten.

„Wenn man ein freigelassener Strafgefangener ist, der auf Lebenszeit verurteilt war, und wenn einem auch die Strafe wegen ausgezeichneter Aufführung auf zwanzig Jahre herabgesetzt worden ist," dachte der Angeklagte und war nun wieder mitten in der Rede, die er sich heute bei Gericht zu halten erlaubt hatte, „so liegt es auf der Hand, daß man verdächtig ist. Man kann nichts anderes verlangen. Man würde selbst ebenso denken."

Dabei sah er vor seinen inneren Augen ganz deutlich, wie er und die beiden Alten, in einer Ecke der Stube, sich niedergelegt hatten, sie in ihr Bett und er auf einen Strohsack auf dem Fußboden.

Auf dem Herde brannte, nachdem sie sich gelegt hatten, noch das Feuer, und er sah die zwei alten Köpfe nebeneinander ruhen. Er selbst lag hart und unbequem, ihn

fror, und er fühlte sich unbehaglich, vor allem aber ärgerte er sich, weil die beiden Alten dort in dem Bett ihm die Nachtherberge nicht gönnten. Die Axt, mit der der alte Mann einige Äste kleingehackt hatte, um sie unter den Grützenkessel zu schieben, lag noch auf dem Hackklotz. Er fragte sich, ob sie wohl mit Absicht so liegen gelassen worden sei, daß das Metall im Feuerschein glänzte, um vielleicht gut sichtbar und schnell zur Hand zu sein.

Er wurde schläfrig, fürchtete sich aber vor dem Einschlafen. Wenn er schlief, konnten ja die beiden mit ihm anfangen, was sie wollten. Der Alte war noch recht kräftig trotz seiner siebzig Jahre, und sie waren zwei gegen einen.

„Wer zwanzig Jahre Strafarbeit hinter sich hat, sollte weniger als ein anderer, der nicht weiß, was es heißt, im Zuchthaus zu sitzen, dem Verdacht ausgesetzt sein," murmelte der Angeklagte, und er gedachte wieder an einige der ermahnenden und zurechtweisenden Worte, die er während des Verhörs am Vormittag dem jungen Richter, der die Gerichtsverhandlung leitete, gesagt hatte. „Aber man weiß ja, daß dies nicht so betrachtet wird, wenigstens wird nicht nach dieser Regel gehandelt."

Und während sich der Angeklagte dieser seiner schönen Worte erinnerte, sah er sich zugleich in der Hütte auf dem Fußboden liegen und sich anstrengen, das Geflüster des alten Paares zu verstehen. Der Mann bestand auf etwas, dem die Frau widersprach. „Warte nur, bis er eingeschlafen ist!" hörte er sie sagen. Der Wanderer auf dem harten Strohsack fühlte sich immer unbehaglicher. Es war klar, der Alte hatte Geld im Hause und befürchtete, er könne es ihm stehlen. Es ist unglaublich, wie viele Gefahren einem armen Landstreicher begegnen können!

Er verstellte sich, tat, als ob er schliefe, und schnarchte laut, um zu sehen, was sie vornehmen würden. Es geschah aber nichts, nur der alte Mann sprach laut ein Abendgebet. Er dachte, das sei die Höhe der Verstellung, er, der doch genau wußte, was sie im Sinne hatten. Er, der sah, wie die blanke Axt im Scheine der verglimmenden Kohlen glänzte und fertig und bereit dalag. Er, der

begriff, daß sie nur seine Wachsamkeit einschläfern wollten.

„Aber das ist etwas, was ein Richter niemals einsehen wird,“ dachte der Angeklagte. „Niemals wollen sie etwas von Notwehr hören, besonders nicht, wenn es sich um einen armen Wanderer handelt, der schutz- und waffenlos in eine fremde Wohnung kommt. Was mich betrifft, ich kann so etwas keinen Mord nennen. Hätte ich den beiden nicht die Schädel eingeschlagen, so hätten sie es mir getan. Ich glaube, sie waren gar nicht wirklich eingeschlafen, obgleich sie still dalagen und sich nicht rührten. Sie taten nur so. Und wenn ich mich hätte verleiten lassen, im Ernst einzuschlafen, so hätte man ja sehen können, was geschehen wäre. Wupps wären sie aus dem Bett gesprungen und hätten die Axt ergriffen! Und es ist keine Kunst, in solcher Einöde eine Leiche zu begraben und gut zu verstecken. Es ist gar nicht recht, die Menschen solchen Versuchungen auszusetzen.“

Je öfter der Angeklagte auf diese Weise die Geschehnisse der Mordnacht wieder durchging, um so überzeugter wurde er, daß er nur in der Notwehr gehandelt habe.

Verhaftet zu werden, das hatte er zuerst gar nicht erwartet. Einesteils lag die Hütte, in der die beiden Alten, jedes mit seinem Axthieb in der Stirne, den ewigen Schlaf schliefen, sehr abgelegen, und er konnte hoffen, es werde nichts aufkommen, ehe er sich in Sicherheit gebracht hätte. Andererseits fühlte er sich die ganze Zeit über so unschuldig, daß er meinte, die höhere Gerechtigkeit müsse ihn beschützen. Denn die höhere Gerechtigkeit war etwas ganz anderes als die niedere, die irdische. Die sah es ein, wenn sich ein Ärmster in einer Notlage befand. Mit der höheren Gerechtigkeit ließ sich, sozusagen, ein verständiges Wort reden.

Was die höhere Gerechtigkeit gegen ihn einzuwenden haben konnte, das waren — das erkannte er bereitwillig an — ein paar Notlügen, die er sich während der Untersuchung erlaubt hatte, betreffs der Orte, wo er sich in der Mordnacht und in den ersten Tagen nach dem Mord aufgehalten hatte. Aber so gewissenhaft er auch war und so sehr er die Gerechtigkeit liebte, so war er doch der Ansicht, in seinem Fall sei dies verzeihlich. Denn wenn

man, gegen Recht und Billigkeit, nur darum verhaftet wird, weil man vorbestraft war, und vielleicht auch ein kleines bißchen deswegen, weil man sich im Besitz des Sparkassenbuches der Ermordeten befand, so war man doch gezwungen, ein wenig von der Wahrheit abzuweichen. Man hatte doch erklären müssen, man habe das Buch einem Mitreisenden auf der Eisenbahn aus der Tasche gestohlen. Man hatte nicht einmal den Versuch gemacht, zu behaupten, man sei auf ehrliche Weise dazugekommen, sondern hatte es als gestohlen anerkannt. Und woher der Mitreisende das Sparkassenbuch hatte, das konnte man doch natürlich nicht wissen. Das war zuviel verlangt. Wie sollte man von dessen Tun und Treiben etwas wissen können?

Einmal ums andere ging der Angeklagte diesen Gedankengang durch, und er fühlte sich mehr und mehr unschuldig. Als sich dann nach einer Weile die Türe des Untersuchungsgefängnisses öffnete und der Referendar, der am Vormittag das Verhör geleitete hatte, mit dem Gefangenenaufseher, der vom Gerichtsgefängnis mit ihm hergeschickt war, sowie mit einem jungen Mann, der nach seinem Anzug eine Art von besserem Arbeiter zu sein schien, bei ihm eintrat, war er felsenfest davon überzeugt, daß er nur durch eine besondere Gnade davor bewahrt worden sei, einem Meuchelmord zum Opfer zu fallen.

Der Gefangene erhob sich sofort von seiner Pritsche und nahm eine höflich abwartende Haltung ein. Wie er dem Gefängnisgeistlichen versprochen hatte, wollte er sich jederzeit eines guten Betragens befleißigen und zeigen, daß er nicht nur ein Freund der Gerechtigkeit, das heißt der Obrigkeit, sei, sondern auch ihr Diener.

„Ich will Ihnen mitteilen, Lamprecht, daß morgen das Urteil in Ihrer Sache gefällt wird," sagte der junge Richter. „Und ich will Sie noch einmal ermahnen, sich vorher durch aufrichtige Reue und ein offenes Geständnis das Gewissen zu erleichtern, um dadurch Aussicht auf eine mildere Strafe zu erlangen."

Der Angeklagte antwortete auf die Ermahnung des Richters mit einem energischen Kopfschütteln. Sonst aber nahm er sie mit Verständnis und Kopfschütteln entgegen.

„Ich sehe ja wohl ein, daß sich der Herr Referendar

in einer schwierigen Lage befindet," sagte er. „Ich habe gelernt, die Gerechtigkeit zu lieben, die die Grundlage von allem ist, das, worauf wir uns verlassen können. Man hat seine Bedenken, ich sehe es ein. Man möchte weder einen Unschuldigen verurteilen, noch einen Verbrecher freisprechen."

Während der Angeklagte dies sagte, machte der Richter einige Male eine Bewegung mit der Hand, um ihn zu unterbrechen; der Angeklagte sah es wohl, aber er tat nicht, als ob er es merke. Wenn man zwanzig Jahre im Zuchthaus gewesen ist, hat man einige Erfahrung gesammelt und weiß einiges zu sagen, was einem Referendar, der vielleicht zum erstenmal zu Gericht sitzt, nützlich zu hören sein kann.

Er durfte bis zum Schluß ausreden. Dann fuhr der Richter vollkommen unberührt fort:

„Es wird Ihnen schwer, Lamprecht, eine klare und deutliche Antwort zu geben. Darum hab' ich Ihnen drei Punkte aufgesetzt, die Sie zu beantworten haben." Damit zog der Referendar ein Papier hervor, das er, während er den Inhalt vorlas, dem Angeklagten vor die Augen hielt:

„Gesteht der Unterzeichnete, Julius Martin Lamprecht, ein, in der Nacht vor dem dreizehnten Februar 1909 den Häusler Jonas Mikaelsson mit einem Axthieb ermordet zu haben?

Gesteht der Unterzeichnete, Julius Martin Lamprecht, ein, in der Nacht vor dem dreizehnten Februar 1909 die Häuslersfrau Brita Gustava Mikaelsson durch einen Axthieb ermordet zu haben?

Gesteht der Unterzeichnete, Julius Martin Lamprecht, ein, gewußt zu haben, daß die beiden Ehegatten im Besitz eines Sparkassenbuches über zweihundert Kronen waren, und daß er die Morde begangen hat, um sich dieses Sparkassenbuches zu bemächtigen?"

Der Referendar legte das Papier auf den Tisch.

„Nun überlegen Sie sich das, Lamprecht," sagte er. „Sie wissen selbst, Sie haben keine Aussicht, freigesprochen zu werden, aber ein freiwilliges Geständnis kann das Urteil mildern. Hier liegt das Papier, und ich werde Ihnen Tinte und Feder hierherbringen lassen."

Der Angeklagte war über die Kritik, die der Richter an seiner Art, sich auszudrücken, ausübte, tief beleidigt und hatte seine gute Laune vollständig eingebüßt. Sein Blick war starr und leer geworden.

„Sie haben doch verstanden, was ich gesagt habe, Lamprecht?" fragte der Richter. „Sie wissen also, es sind drei Fragen, die Sie beantworten sollen, und Tinte und Feder werden hier auf dem Tisch bereit sein."

Der Angeklagte zog die Luft tief in die Lungen ein. Er war so beleidigt, daß er keinen Wert mehr auf ein gutes Benehmen legte. Er spuckte auf das Papier. Dann ging er zu seiner Pritsche, warf sich darauf und schloß die Augen.

„Es wird Ihnen sogleich ein neues Papier gebracht werden, Lamprecht," sagte der Richter mit derselben Gelassenheit, die er seither gezeigt hatte. „Sie haben eine Stunde Zeit, Lamprecht. So lange bleib' ich hier im Gerichtsgebäude, um Ihre Antwort zu erwarten. Sie suchen Aufschub und Ausflüchte, Lamprecht. Dafür ist jedoch die Zeit vorbei, und es ist meine Absicht, Ihnen das klarzumachen."

Der Angeklagte antwortete nur mit einem Fluche.

Gleich darauf hörte er, wie die Tür geöffnet wurde, und er nahm an, seine Besucher hätten das Untersuchungsgefängnis verlassen, gab sich aber nicht die Mühe, die Augen zu öffnen und nachzusehen, ob es wirklich der Fall sei.

Lamprecht fühlte, daß er als Sieger aus dem Wortwechsel hervorgegangen war. „Dieses Jüngelchen wagt nicht, eine Verurteilung auszusprechen," dachte er. „Jedenfalls nicht, solange ich entschieden leugne. Was sein Papier angeht, so brauche ich das nicht zu beantworten. Wozu sollte das dienen?"

Als er wieder ausgestreckt auf seiner Pritsche lag, sah er dieselben Gesichte wie vorhin, führte dieselben Auseinandersetzungen mit dem Richter und dem öffentlichen Ankläger und wurde mit jeder Minute mehr und mehr von seiner völligen Unschuld überzeugt. Die Alten in der Hütte hatten im Hinterhalt auf einsame Wanderer gelegen und mehr als einen Landfahrer auf dem Gewissen, dessen war er nun völlig sicher.

Zugleich war es ihm ein sehr reizvoller Gedanke, daß

ihn der Richter im Gefängnis besucht hatte, um ihn zu einem Geständnis zu überreden. Das war ihm ein Beweis, daß man ihn für einen bedeutenden und gefährlichen Menschen hielt, den man nicht gerne wieder aus dem Gefängnis entlassen wollte.

„Sieh da!" sagte er zu sich selbst und brüstete sich. „Jetzt weiß man also, wie die Sache steht. Rund herum im Lande fürchten sich die Menschen, der Mörder könnte nicht verurteilt werden. Man hat ja gesehen, was das heute im Gerichtsgebäude für ein Gedränge war. Man begreift, wie eifrig die Zeitungen sich bemühen werden. Man begreift, wie der Richter schwankt. Ja, man begreift sehr gut, was das heißen will. Man möchte gerne verurteilen, aber man hat nicht genügend Beweise. Man möchte ein Geständnis hervorlocken, um verurteilen zu können. Man weiß, daß man einen Angeklagten gegen sein entschiedenes Leugnen nicht verurteilen kann, wenn man keinen Beweis hat."

Er fühlte sich vollkommen sicher und fing sogar an zu pfeifen.

Vielleicht würde es sich, genau betrachtet, herausstellen, daß diese schwere Prüfung nicht ohne Nutzen für ihn gewesen war. — „Von nun an," dachte er, „wenn man in eine einsame Hütte kommt, wird es nicht mehr heißen, sich mit kalten Kartoffeln und ein wenig Breischarre vom Boden der Breipfanne zu begnügen. Von nun an wird man nur seinen Namen zu nennen brauchen, Julius Martin Lamprecht, damit die Leute wissen, wonach sie sich zu richten haben. Dann werden Pfannen und Kessel rasch auf den Herd kommen, und alles Gute, was sich im Hause findet, wird aufgetischt werden. Von nun an wird nicht mehr von einem Strohsack auf dem Fußboden die Rede sein. Jetzt wird es der Gast, der Wanderer sein, der sich im Bette streckt, und die Bewohner können auf dem Fußboden liegen, oder im Stall, wo sie Lust haben."

Wieder wurde der Angeklagte in seinem Gedankengang gestört. Er hörte, wie eine sanfte und bescheidene Stimme neben ihm sagte:

„Jetzt sind fünf Minuten von der festgesetzten Zeit vorbei."

Er schlug die Augen auf. Der Mann in dem Arbeiter-

6*

anzug, der mit dem Richter in die Zelle gekommen war, stand neben ihm. Er hielt seine Uhr in der Hand und deutete mit dem Finger darauf, während er sprach.

„Was haben Sie hier verloren? Wer sind Sie?“ rief der Angeklagte, höchst unangenehm überrascht, weil er nicht allein war. Er hatte doch wohl um alles in der Welt nicht mit sich selbst gesprochen?

„Ach, ich bin gar nichts,“ sagte der in dem Arbeiteranzug. „Ich heiße Sven Elversson und bin der Sohn von Joel Elversson auf der Grimö. Aber es ist mir eingefallen, Sie könnten vielleicht in Gedanken versinken oder einschlafen und so die Zeit verstreichen lassen und das Geständnis versäumen, deshalb hab' ich den Richter gebeten, hierbleiben und mit Ihnen reden zu dürfen.“

Julius Martin Lamprecht fand den Mann nicht unangenehm. Es war so etwas äußerst Bescheidenes in seinem Lächeln, in seiner Stimme, in seiner Haltung. Selbst die Art, wie seine Haare gekämmt waren, deutete Bescheidenheit an. Auch die Bartlosigkeit des Gesichtes sprach von Bescheidenheit. Nichts von dem, was Eigenliebe, Selbstgefühl, Selbstgerechtigkeit genannt wird, war bei diesem Menschen zu bemerken. „Das ist einer von denen, die herumlaufen und es gut meinen,“ dachte der Angeklagte. „Na, bei mir wird er nicht viel Seide spinnen.“

„Glauben Sie denn auch nur eine Minute, ich werde ein Wort auf dieses Papier schreiben?“ rief er.

„Ach, weisen Sie es doch nicht gleich von Anfang an völlig von der Hand!“ sagte Sven Elversson und schaute dem Angeklagten ganz lieb und freundlich und bescheiden ins Gesicht. „Sie sind ja früher schon vor Gericht gewesen und wissen, daß hier auf dem Kreisgericht, solange Sie leugnen, keine Verurteilung erfolgen kann, und daß Sie aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden müssen. Aber ehe Sie Ihren Entschluß fassen, will ich Ihnen etwas mitteilen. Es sind einige Personen hier, die Ihnen fünftausend Kronen zur Verfügung stellen wollen, wenn Sie sich herbeilassen, zu gestehen. Diese Leute glauben, annehmen zu dürfen, Sie würden Wert darauf legen, in den Besitz von fünftausend Kronen zu kommen, obgleich Sie sie natürlich nicht selbst verzehren würden.“

Der Angeklagte fühlte ein Zittern durch seinen ganzen

Körper laufen, von der Ferse bis zum Hals hinauf. Dabei konnte er es nicht unterlassen, eine Grimasse zu schneiden. Aber bald überwand er diese Zeichen der Schwäche.

„Was der tausend sagen Sie da!" rief er aus.

„Jawohl," erwiderte Sven Elversson, „es ist die volle Wahrheit; wenn Sie gestehen, wollen wir Ihnen diese Summe aushändigen. Alle Menschen hier in der Gegend, ja, ich kann sagen, alle Menschen in ganz Schweden sind von Furcht erfüllt. Und wir sind alle miteinander einig darüber, daß Sie nicht frei auf der Landstraße gehen und bei einsam lebenden Menschen Nachtherberge suchen dürfen. Nein, das wollen wir nicht haben. Das ist eine eine zu große Versuchung für Sie. Ein Mensch wie Sie muß auf Lebenszeit eingesperrt werden. Wir wünschen Ihnen sonst nichts Böses, wollen Ihnen gar nicht an Leib und Leben schaden, wir wollen Sie nur hinter Schloß und Riegel setzen. Ich und noch mehrere haben gehört, was Sie bei der Gerichtsverhandlung gesagt haben. Sie sind nicht gerade ein schlechter Mensch, aber Sie bilden sich Sachen ein, Sie werden leicht ängstlich und meinen, alle anderen Menschen könnten Ihnen gefährlich werden. Und wenn Sie recht darüber nachdenken, so haben Sie es im Gefängnis am besten. Da sind Sie im Frieden und brauchen nicht um Ihre Sicherheit besorgt zu sein. Darum glaube ich, es wäre zum Nutzen für Sie und alle anderen, wenn Sie die fünftausend Kronen nehmen und ein offenes Bekenntnis ablegen würden."

„Nein, und wenn's hunderttausend wären!" sagte der Angeklagte.

Sven Elversson war, während er sprach, dem Angeklagten immer näher gekommen, und setzte sich jetzt neben ihn auf die Pritsche.

„Sagen Sie das nicht!" mahnte Sven Elversson, indem er dem Angeklagten die Hand auf seinen Rockärmel legte und ihm freundschaftlich darüber hinstrich. „Sagen Sie doch nicht, Sie hielten fünftausend Kronen etwa nicht für eine schöne Summe und sie wären nicht vollständig zureichend für das, wofür Sie das Geld haben sollen. Mehr wäre für den Menschen, der das Geld bekommen wird, nicht gut, weniger wäre auch nicht gut. Fünftausend sind gerade recht."

„Ich begreife Sie gar nicht!" sagte der Angeklagte. „Wozu sollte ich denn das Geld haben? Wem sollte ich es denn nach Ihrer Meinung geben?"

„Ich danke Ihnen für diese Frage!" sagte Sven Elversson. „Gerade darüber hätte ich gerne mit Ihnen gesprochen. Es hat, wie Sie wohl begreifen werden, in der letzten Zeit so viel von Ihnen in der Zeitung gestanden, und unter anderem war auch davon die Rede, daß Sie überall, wohin Sie gekommen seien, nach Ihrer Tochter gefragt hätten. Sie seien verheiratet gewesen, ehe Sie vor zweiundzwanzig Jahren Ihren ersten Mord begingen, und als Sie freigelassen wurden, hätten Sie sofort versucht, Ihre Frau aufzufinden, die aber sei tot gewesen. Sie hätten auch eine Tochter, die jetzt einige zwanzig Jahre alt sein müsse, und man wisse nicht anders, als daß sie noch am Leben sei, aber niemand könne Auskunft geben, wohin sie sich gewendet habe. Danach hätten Sie Land und Reich durchstreift, um sie aufzusuchen. Man sagt, sobald Sie in ein Haus kämen, frügen Sie zuerst, ob man nichts von einem Mädchen wisse, das Julia Lamprecht heiße. Und dies halte ich wirklich für einen sehr schönen Zug von Ihnen," fügte Sven Elversson hinzu. „Ich habe gedacht, es müsse doch ein guter Kern in Ihnen sein, wenn Sie sich so eifrig nach Ihrer Tochter erkundigen."

„Aber was in aller Welt Namen hab' ich mit Ihnen zu tun?" fragte der Angeklagte. „Warum sitzen Sie hier und warum reden Sie mit mir? Warum sagen Sie mir durchaus nicht, was Sie eigentlich von mir wollen?"

„Ich danke Ihnen noch einmal," sagte Sven Elversson mit sehr sanfter Stimme, wie wenn er bange wäre, das Mißfallen des Angeklagten zu wecken. „Das sind lauter Fragen, die zu beantworten ich gerne die Gelegenheit haben möchte. Ich wohne, wie gesagt, auf der Grimö, und die Insel liegt weit draußen im Meere. Sie könnten mir eigentlich gleichgültig sein, denn Sie wandern doch wohl nur auf dem Festlande umher. Aber ich habe eine Mutter, die das zweite Gesicht hat, und letzten Winter am Morgen des dreizehnten Februar bat sie mich, aufs Festland hinüberzufahren und nachzusehen, wie es mit zwei alten Verwandten von uns stehe, die in einer ein=

samen Hütte zwischen den Hügeln wohnten, weit entfernt von der Landstraße und von jeder Nachbarschaft. Sie hatte einen schweren Traum gehabt und meinte, es wäre gut, wenn jemand nachsähe, wie es den Alten gehe. Und ich tat, wie sie mir aufgetragen hatte. Dadurch war ich der erste, der sah, was Sie in der Nacht getan hatten. Es war ein schrecklicher Anblick, das kann ich nicht leugnen, und ich habe seither immer gewünscht, es möchte so kommen, daß Sie nie mehr frei umhergehen könnten. Und darum hab' ich auch das Geld gesammelt. Verstehen Sie, ich wünsche Ihnen gar nichts Schlimmes, das habe ich Ihnen ja schon gesagt. Ich möchte Sie nur für Lebenszeit eingesperrt wissen."

Während er das sagte, rückte er auf der Pritsche näher zu dem Angeklagten hin und strich ihm freundschaftlich über den Rockärmel. Es war augenscheinlich sein Wunsch, Julius Martin Lamprecht möge nicht den Eindruck von einem persönlichen Widerwillen seinerseits bekommen. Wenn er ein zufällig aus seinem Käfig entsprungener Löwe gewesen wäre, so hätte sein Wärter auf gleiche Weise versucht, ihn wieder hinter die Gitterstäbe zu locken.

Es wäre unrichtig, wollte man behaupten, der Angeklagte habe seinen Besucher nicht mit Unruhe betrachtet. Alle Menschen beunruhigten ihn, der Richter, die Schöffen, der Gefängnisaufseher, der Vogt und die Zeugen, aber trotzdem kam ihm Sven Elversson recht ungefährlich, ja geradezu etwas närrisch vor. „Das ist so einer, der herumläuft und es gut meint," wiederholte er bei sich. „Das ist ein Menschenfreund."

„Jetzt fange ich an zu begreifen," sagte der Angeklagte. „Als Sie hörten, daß ich meine Tochter suche, dachten Sie, Sie könnten diese als Köder verwenden, um einen armen Kerl wieder hinter Schloß und Riegel zu bekommen."

Er lachte Sven Elversson gerade ins Gesicht. Der Löwe wollte seine Freiheit behalten, er machte sich nichts aus dem hingehaltenen Köder.

„Jawohl," erwiderte Sven Elversson mit seinem unterwürfigsten Lächeln. „Diese Worte bringen mich gerade auf das, was ich sagen wollte. Sehen Sie, ich war letzten Sommer hier in der Gegend mit einem Bau beschäftigt,

nicht auf eigene Rechnung, sondern für andere. Und ich ließ Steine aus einem Steinbruch nahe bei dem Fischerdorf Knapefjord, wo wir jetzt sind, hinschaffen, und dabei kam ich auch einigermaßen mit den Leuten in Berührung, die da arbeiteten. Und unter diesen war ein junges Mädchen, das Julia Lamprecht hieß. Das war ja kein ganz gewöhnlicher Name, und sobald ich den Ihrigen in der Zeitung las, mußte ich an sie denken."

Der Angeklagte stand auf. Wieder fühlte er ein Zittern, das ihm von den Beinen aus das Rückgrat hinauflief. In seinem Gesicht arbeitete es, und er blinzelte mit den Augen. Augenscheinlich war in seinem Innern etwas in Aufruhr geraten, als von seiner Tochter gesprochen wurde, obgleich er sie seither nicht eigentlich aus einem warmen Herzensgefühl heraus aufzufinden gesucht hatte, sondern in der Hoffnung, es gehe ihr vielleicht gut, und sie könne ihm eine Heimat bieten.

Rücksichtslos stieß er Sven Elversson zur Seite und stellte sich mitten in die Zelle.

„Ist sie da?" fragte er. „Ich will sie sehen!"

Er sprach wie ein Mann, der keinen Augenblick zweifelt, daß seinen Befehlen gehorcht werde; aber Sven Elversson wagte doch, ihm zu widersprechen.

„Sie sollen sie zu sehen bekommen. Sie sollen mit ihr sprechen, wie Sie jetzt mit mir sprechen," sagte er bescheiden und freundlich, aber nicht ohne Festigkeit. „Nur ein Ding muß vorher geschehen. Sie müssen Ihre Antwort dort auf das Papier schreiben. Sie denken vielleicht, es sei schlecht, Vater und Tochter zu trennen, aber wir müssen vorher dieses Papier unterzeichnet haben."

Der Angeklagte wurde rot vor Zorn. Er war es nicht gewohnt, sich einen unschuldigen Wunsch versagt zu sehen. Seit seiner Festnahme war er mit der größten Rücksicht behandelt worden, damit er guter Laune bleibe, damit es ihm in seinem Gefängnis, sozusagen, gefalle und er das Geständnis ablege, auf das hin er immer drinbleiben müßte. Er fühlte große Lust, sich auf Sven Elversson zu stürzen und ihn zu züchtigen, aber er beherrschte sich. Er warf sich auf der Pritsche auf den Bauch und wendete das Gesicht nach unten, so daß nichts mehr davon zu sehen war, denn er fühlte, wie es in seinen Zügen ar-

beitete. Er wußte selbst nicht, woher es kam, aber er meinte, es sei am besten, seine Rührung zu verbergen.

„Ich bin Ihnen dankbar, ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich bedenken," sagte der Gast. „Es geht Julia Lamprecht nicht besonders gut, das sollen Sie wissen. Sie hat ja frühe ihre Mutter verloren, und man kann beinahe sagen, sie sei auf der Gasse aufgewachsen. Hierher kam sie zusammen mit einem Steinarbeiter. Sie waren nicht verheiratet, aber es ist unter den Steinarbeitern nicht sehr gebräuchlich, zu heiraten, und so stieß sich niemand daran. Und Julia ist gut, es gibt viele, die schlechter sind als sie. Aber vor einigen Tagen, als der Mann hörte, daß Julia Ihre Tochter sei, ging er auf und davon und ließ sie sitzen. Er habe einen Abscheu vor ihr, sagte er, und nun ist Julia einsam und verlassen. Sie ist schön, wie Sie mit blonden Haaren, und sie findet auch wohl wieder einen anderen, aber etwas Rechtes wird es wohl nicht mehr. Wenn sie aber fünftausend Kronen hätte, so könnte sie sich ein nettes kleines Häuschen kaufen und sich richtig verheiraten. Fünftausend wären dazu gerade recht. Mehr wäre nicht gut und weniger auch nicht. — Ja, nun wissen Sie also, wie wir uns die Sache gedacht haben. Sobald Sie die Fragen beantwortet haben, können Sie mit Julia zusammenkommen und ihr die fünftausend Kronen in die Hände legen. Das wäre doch schön. Dann würde sie erkennen, daß sie einen Vater hat. Sie würde erkennen, daß Sie, was Sie auch getan haben mögen, doch ein Vaterherz für sie haben."

Der Angeklagte gab lange Zeit keine Antwort. Er warf sich auf der Pritsche hin und her und stöhnte. Es war wirklich etwas in ihm, das nach der Tochter rief. Sie war blond, und sie war schön und glich ihm. Und vielleicht war sie draußen auf dem Gang und wartete.

Plötzlich setzte er sich auf, strich sich die Haare aus der Stirn und schaute Sven Elversson fest ins Gesicht.

„Können Sie mir sagen, warum ich hier auf dieses Papier schreiben soll? Morgen werde ich freigesprochen."

„Gewiß, es ist möglich, daß Sie freigesprochen werden," sagte der Gast. „Aber es ist doch noch nicht durchaus sicher. Und auf alle Fälle werden Sie deshalb noch

nicht freigelassen. Es dauert vielleicht noch Jahre, bis die Sache alle Instanzen durchlaufen hat und Sie auf freien Fuß gesetzt werden. Es dauert vielleicht sogar noch länger. Und was wird inzwischen aus Julia? Bis dorthin kann sie völlig untergegangen sein. Ich fürchte, sie wird schließlich aus einer Hand in die andere gehen. Aber wenn sie jetzt fünftausend Kronen hätte, das wäre eine Hilfe für sie. Verschaffen Sie ihr die jetzt, dann haben Sie etwas, was Ihnen Ihr ganzes Leben lang das Herz fröhlich macht, so oft Sie daran denken. Dann hätten Sie etwas getan zur Sühne für das, was auf Ihnen lastet. Es würde mit Anerkennung von Ihnen in den Zeitungen die Rede sein."

Der Angeklagte stand auf.

„Still!" rief er und stampfte auf den Boden. „Sie machen einen ganz wirr im Kopf mit Ihrem Geschwätz."

Sein Gast schwieg auf der Stelle.

Der Angeklagte stand da und forschte in seinem Herzen. Er suchte nach der Liebe zu seiner Tochter, die man so selbstverständlich bei ihm vermutete. Durch diese Liebe zu seiner Tochter wollte man ihn ans Gängelband nehmen. Aus Liebe zu seiner Tochter sollte er sein ganzes ihm noch bevorstehendes Leben opfern, das verlangte man von ihm. Er, der nichts besaß als seine Freiheit, sollte diese für immer der Wohlfahrt seiner Tochter zum Opfer bringen. Um seiner Liebe willen! War denn wirklich Liebe in seinem Herzen zu finden? Jetzt, wo er danach suchte, fand er keine. Ja, vielleicht ein klein wenig, aber wie wenig! Opfer bringen, Opfer bringen! Es ist nicht so leicht, Opfer zu bringen. Der Schwätzer da vor ihm wollte ihn einsperren und unschädlich machen, aber ob er wohl bereit wäre, selbst für diese Sache ein Opfer zu bringen?

„Ich werde tun, was Sie wollen," sagte der Angeklagte. „Ich werde auf die drei Fragen antworten. Aber nur unter einer Bedingung. Es ist ja schön und gut, wenn Julia Geld bekommt. Aber ist ihr mit Geld auch geholfen? Was Julia wirklich helfen würde, das wäre ein braver Mann. Wenn Sie mir versprechen, Julia zu heiraten, dann schreibe ich auf das Papier."

Sven Elversson sah wirklich sehr bestürzt aus.

„Das hatte ich nicht erwartet,“ sagte er sehr leise.

„Ich frage, ob Sie meine Tochter heiraten wollen?“ sagte der Angeklagte höhnisch. „Was geben Sie darauf für eine Antwort? Ich soll mich um meiner Tochter willen unglücklich machen, das verlangen Sie von mir, aber Sie selbst wollen nichts tun.“

„Aber sie ist doch Ihre Tochter. Sie haben sie in die Welt gesetzt. Ich habe kaum ein paar Worte mit ihr gewechselt.“

„Dann wird auch nichts aus der Antwort auf die drei Fragen,“ erklärte der Angeklagte. „Es ist etwas Besonderes mit Ihnen. Ich möchte Sie gerne zum Schwiegersohn haben.“ Er brach in ein wildes Gelächter aus.

Sven Elversson legte die Hand über die Augen. Dann atmete er einige Male tief auf. — „Ich verstehe,“ dachte er. „Wer Macht über andere haben will, muß bereit sein, sich selbst ans Kreuz zu schlagen. Mit weniger ist es nicht getan.“

Lange und forschend betrachtete er den Mann vor sich.

„Er will sich darum drücken,“ dachte er. „Und er will mir die Schuld daran aufladen. Er ist fest überzeugt, daß ich nein sagen werde. Aber ich sage nicht nein. Ich habe ihn in eine Ecke bekommen, und ich werde ihn fangen.“

„Es soll sein, wie Sie es haben wollen,“ sagte er kurz. „Wenn Ihre Tochter einwilligt, soll sie mich haben. Schreiben Sie nur.“

Der Angeklagte zauderte.

„Ich danke Ihnen in Julias Namen,“ sagte er. „Aber wie soll ich wissen, ob Sie auch Wort halten?“

„Ganz richtig,“ sagte Sven Elversson. „Das ist eine Frage, die ich erwartet habe und über die ich mich freue. Wenn Sie recht über die Sache nachdenken, so wissen Sie doch, daß an einem Ort wie hier die Wände Ohren haben. Es sind Zeugen vorhanden für das Versprechen, das ich Ihnen gegeben habe, das Versprechen, Julia Lamprecht zu meiner Frau zu machen, wenn sie mich haben will. Ich kann mich dem nicht entziehen. Soweit ich ein Ehrenmann bin, kann ich mich dem nicht entziehen. Setzen Sie sich nun her an den Tisch und schreiben Sie!“

Der Angeklagte setzte sich wirklich auf den Stuhl am Tisch. Er ergriff die Feder, tauchte sie ins Tintenfaß und stöhnte.

Während er so mit der Feder in der Hand dasaß, suchte er wieder nach dieser seiner Liebe zu seiner Tochter. Es hatte eine solche vielleicht in seinem Herzen bestanden zu der Zeit, wo er hoffte, bei der Tochter eine Heimat zu finden, aber jetzt, wo von ihm verlangt wurde, er solle ihretwegen seine Freiheit opfern, fand er keine.

Er schrieb mit steilgehaltener Feder; er schrieb mit schräggehaltener Feder. Einmal ums andere tauchte er ein und verspritzte freigebig Tinte um sich her; endlich wurde er fertig.

„Ich habe Ihnen nichts anderes versprochen, als daß ich eine Antwort auf die Fragen geben würde," sagte er und übergab Sven Elversson das Papier.

Und Sven Elversson las und sah: die drei Fragen des Richters waren mit drei krummen, sehr schlecht geschriebenen Nein beantwortet. Darunter stand der Name Julius Martin Lamprecht und zuletzt ein ganzer Satz: „Ich soll gestehen, daß ich schuldig sei, aber das bin ich nicht."

„Dafür bekommen Sie die fünftausend Kronen nicht," sagte Sven Elversson ganz gelassen.

„Nein, das weiß ich," erwiderte der Angeklagte. „Aber Julia bekommt Sie zum Mann. Ihnen hab' ich nichts anderes versprochen, als daß ich die Fragen beantworten würde, wenn Sie meine Tochter heiraten. Und das hab' ich getan. Ich selbst werde frei, und Julia hab' ich einen guten Mann verschafft."

Ganz siegesstolz stand er da und warf sich in die Brust.

Sven Elversson wurde rot vor Zorn. Nun ließ ihn seine Demut im Stich, und er fing an, den Angeklagten mit weniger Rücksicht als bisher zu behandeln.

Noch einmal beugte er sich über das Papier und prüfte es genau.

„Ja, das hätte ich mir denken können," sagte er. „Ich hätte wissen müssen, was für ein elender Schuft Sie sind. Ich habe es ja gesehen an der Art, wie Sie mit den beiden Toten verfahren sind. Warum haben Sie ihnen die Augen ausgestochen?" rief er heftig.

„Ich hätte ihnen die Augen ausgestochen?" schrie der

Angeklagte. „Das ist nicht wahr! Das hat jemand anders getan. Als ich von ihnen wegging ...“

Er schwieg, biß sich auf die Zunge und lehnte sich todesblaß an die Wand seiner Zelle.

„Vielen Dank!“ sagte Sven Elversson trocken. „Ich wußte ja, wie ich mit Ihnen fertig werden würde. Aber ich wollte so lange wie möglich warten. Ich wollte Ihnen bessere Bedingungen geben.“

Im nächsten Augenblick lag der Mörder vor ihm auf den Knien.

„Ich habe nichts gesagt! Ich habe nichts gesagt!“ jammerte er. „Lassen Sie es ungesagt sein! Sie haben mich angelogen.“

Er war nur noch ein elendes, jämmerliches Häufchen von Reue und Zerknirschung. Seine ganze Rüstung von Wichtigtuerei und Einbildungen, alle seine Ausflüchte und Entschuldigungen waren von ihm genommen.

„Sie wissen, daß Zeugen da sind,“ sagte Sven Elversson. „Ich habe Sie gewarnt.“

„Lassen Sie mich noch einmal schreiben! Geben Sie mir ein neues Papier! Ich will gestehen! Ich will Ihnen alles sagen. Ich will Julia helfen.“

Sven Elversson erhob die Stimme ein wenig.

„Ich reiße dieses Papier in Stücke,“ sagte er. „Gleich werden wir ein anderes hier haben. Wenn das neue Papier richtig beantwortet und unterzeichnet ist, so nehme ich an, daß die Wände von diesem ersten nichts gehört haben. Wir fangen nun wieder bei dem Augenblick an, wo Sie sich niedergesetzt haben, um zu schreiben. Die zugemessene Stunde ist noch nicht um. Julius Martin Lamprecht, Sie haben noch Zeit, ein freiwilliges Geständnis abzulegen.“

Eine Weile darauf saß der Mörder im Untersuchungsgefängnis auf einem Stuhl dem Richter gegenüber. Sein Aussehen war verändert, er hatte etwas von einem gründlich gebadeten und gewaschenen Menschen an sich, obgleich keine äußerliche Reinigung mit ihm vorgenommen worden war. Aber er hatte gestanden. Nicht nur hatte er auf dem Papier die beiden ersten Punkte mit ja beantwortet und den dritten mit nein, sondern er hatte auch ein vollständiges und offenes Geständnis abgelegt. Jetzt

war er äußerst ermattet, und man hatte ihm einen Stuhl geben müssen, damit er nicht umsank. Aber trotzdem sah er glücklich und befriedigt aus. In diesem Augenblick hegte er keinen Groll gegen irgendeinen Menschen. Er war gereinigt, freigemacht von Sünde. Seit seinem ersten Gang zum Abendmahl war ihm nicht mehr so wohl zumute gewesen.

Nicht der Richter allein befand sich bei ihm in der Zelle, sondern auch der Gefängnisaufseher, der Vogt, der Amtsdiener, Sven Elversson und Julia Lamprecht. Der Gefangene liebte sie alle, aber am meisten liebte er seine Tochter, der er vor einigen Augenblicken die fünftausend Kronen überreicht hatte. Er bewunderte ihr Aussehen. Sie war schön, mit blonden, krausen Haaren, und sie hatte ein gesetztes, bescheidenes Wesen. Unter vier Augen hatte er noch nicht mit ihr sprechen können; aber nach einem Versprechen des Richters sollte sie so lange bei ihm in der Zelle bleiben dürfen, als er wünschte.

Zuweilen richtete der Mörder seine Blicke auf den Mann, der ihn zum Geständnis gebracht hatte, und er mußte sich selbst gestehen, daß er ihm Mitleid einflößte.

Schon wenn man ihn anschaute, wie er, den Blick auf den Boden geheftet, mit umwölkter Stirn, zusammengesunken an der Wand der Zelle stand, mußte man Mitleid mit ihm haben. Der Mörder meinte, er könne ihn besser verstehen als sonst jemand. Er, der Mörder, konnte seine Schuld bekennen und sie abverdienen, dieser Mann aber konnte niemals den Schandfleck loswerden, der ihm anhaftete.

Der Richter und alle übrigen Diener der Gerechtigkeit hatten Sven Elversson die Hand geschüttelt und ihm gedankt, das hatte der Mörder wohl gesehen. Vor allem hatte der Richter sich äußerst dankbar gezeigt. Er war froh gewesen, weil er das Urteil jetzt nicht zu fällen brauchte, ohne seiner Sache sicher zu sein.

Aber Sven Elversson hatte trotzdem noch ebenso gedrückt und demütig ausgesehen. Ja, seine Demut war nur noch größer geworden. Er machte den Eindruck, als könne er sich selbst nicht ertragen.

Als Julia Lamprecht in die Zelle hereingeführt und ihr die fünftausend Kronen überreicht worden waren, war

dieser Sven Elversson vorgetreten und hatte ausgesagt, daß er dem Gefangenen versprochen habe, seiner Tochter einen Heiratsantrag zu machen. Aber die Tochter hatte kurzerhand abgelehnt, nein, diesen Mann würde sie niemals heiraten. Und sie hatte ihm mit deutlichen Worten gesagt, was für ein Mensch er sei.

Sven Elversson hatte diese Weigerung sehr übel aufgenommen; sie schien ihn vollkommen niedergeschmettert zu haben. Ohne ein Wort zu erwidern, war er zurückgewichen, bis zur Wand der Zelle getaumelt und dort stehen geblieben. Der Gefangene aber fühlte deutlich, nun war er gerächt.

Durch seine Tochter, die er bis zu diesem Tag nie gesehen, war er an dem gerächt worden, der ihn besiegt hatte. Ja, er und die Tochter, sie waren eines Blutes, das fühlte er deutlich, und er liebte sie.

Nicht, daß er sein Geständnis bereute! Er fühlte sich erleichtert, rein geworden, glücklich, geachtet, fast wie ein vollständig ehrlicher Mensch. Und er hatte seine Tochter sehen dürfen, die er nun sein ganzes Leben lang lieben würde, und die auch ihn lieben würde, weil er ihretwegen seine Freiheit geopfert hatte.

Auf das tatsächliche Geständnis ging der Mörder in seinen Gedanken nicht weiter ein, das löschte er in seiner Erinnerung aus. Er war ein Mann, der sich selbst in einem schönen Licht sehen mußte. Und er dachte sich schon eine prächtige, rührende Geschichte aus, wie er nur seiner Tochter wegen ein Geständnis abgelegt und die Verzeihung von Gott und den Menschen angerufen hätte. Solange er lebte, würde er nun an dieser Geschichte weiterspinnen; er wollte an sie glauben, und sie würde ihm während der langen, schweren Jahre, die ihm bevorstanden, die Selbstachtung aufrechterhalten.

Zweiter Teil

Lotta Hedman

In dem Zuge, der an einem der letzten Septembertage des Jahres 1914 von Norrland nach den südlicheren Teilen Schwedens fuhr, saß in einem Wagen dritter Klasse eine junge Frauensperson. Sie war sehr ehrbar und schlicht gekleidet, in einem schwarzen Anzug, mit einem fast jeglichen Aufputzes entbehrenden schwarzen Hut. Sie unterhielt sich mit den anderen Reisenden, wobei sie häufig die Stimme erhob, und da diese von Natur aus etwas schrill war, verstand man sie in dem ganzen Wagenabteil. Bald wußte jedermann, daß dies ihre erste Reise mit der Eisenbahn war. Und dieses merkwürdige Ereignis, in die Welt hinauszukommen und fremde, freundliche Menschen zu treffen, schien die Person in eine Art Verzückung versetzt zu haben. Alles, was jahrelang in ihrem Innern verschlossen gewesen war, brach hervor. Sie redete unaufhörlich und die ganze Zeit über nur von sich. Denn sie wollte die Gelegenheit benutzen, den Leuten zu sagen, wer sie war und was für eine wichtige Botschaft sie auszurichten habe.

„Ich bin eine, die nichts studiert hat, außer einzig und allein die Bibel," sagte sie. „Mein Kopf ist durch kein Wissen beschwert. Er ist von keinen Irrlehren verwirrt. Ich bin wie ein unbeschriebenes Papier, bin wie ein weißes Blatt, auf das Gott selbst seine Gedanken niederschreibt. Weit, weit droben im Lappland bin ich geboren. Ich wohne in einer größeren Gemeinde und arbeite jeden Tag in einer Kistenfabrik, und ich bin arm und einsam und habe weder einen Mann noch Kinder. Und kein Mensch fragt danach, ob ich lebe oder sterbe, und niemand kommt und sieht sich nach mir um, wenn ich krank bin, und ich habe niemand bei mir, mit dem ich über das sprechen kann, was wichtig für mich ist. Ich merke auch, daß sich die Leute hinter meinem Rücken

über mich lustig machen, und ich scheue mich allmählich, unter Menschen zu gehen."

Eine freundliche Frau ihr gegenüber, die sich zuerst mit ihr in ein Gespräch eingelassen und sie zum Reden veranlaßt hatte, legte ihr beruhigend die Hand aufs Knie; aber sie fuhr wie von einem unwiderstehlichen Zwange getrieben fort:

„Und Zeit meines Lebens ist der Tod hinter mir her gewesen wie ein hungriger, gieriger Wolf. Seine Anschläge gegen mich waren gar mannigfaltig. Schon ehe ich den Mutterleib verließ, wollte er mich umbringen. Er sandte einen Wahnsinnigen aus, der meine Mutter so erschreckte, daß ich zu bald und über die Maßen elend zur Welt kam. Und einmal wollte er mich beim Baden ertränken, und ein anderes Mal ließ er im Wald einen Baum auf mich niederstürzen, und wieder ein andermal ließ er mich, während ich Beeren suchte, von einer Schlange in den Fuß beißen, und einmal warf er mich gar von einem Baugerüst herab. Und mit Krankheiten hat er mich grenzenlos gequält."

Jetzt hörte ihr nicht mehr nur die freundliche Frau zu. Auch eine Bäurin und ihr Mann, die neben ihnen in demselben Abteil saßen, verfolgten mit großer Aufmerksamkeit jede Silbe. Der Tonfall und die Worte, die die Fremde wählte, erinnerten sie an den Vortrag in einem Vereinshaus, und ihre Gesichter nahmen einen fast andächtigen Ausdruck an.

„Und in meinen Jugendjahren," berichtete die Sprecherin, die jedenfalls nicht mehr als höchstens sechs- bis siebenundzwanzig Jahre alt sein konnte, „hob ich die Arme zu Gott empor und fragte ihn, warum er dem Tode das Recht gebe, mich mit Wunden und Schlägen und Krankheiten zu verfolgen; aber in letzter Zeit hab' ich aufgehört zu fragen. Denn ich weiß nun, daß der Böse mir nach dem Leben trachtete, weil Gott durch mich reden, durch meinen Mund reden und der Grausamkeit des Bösen eine Grenze setzen wollte."

Sie holte einen Augenblick Atem und schaute sich um, als sie indes nur freundliche Aufmerksamkeit, ja fast Andacht bei den um sie her Sitzenden sah, fuhr sie fort:

„Und ich habe mich gefragt, warum ich so weit oben

im Norden wohnen und immer auf den gleichen Dorfgassen umherlaufen müsse, und warum ich nie etwas von der Herrlichkeit dieser Welt sehen dürfe? ‚Warum bin ich so ungeschickt, es gut für mich einzurichten, und warum kann ich keine Freude an dem finden, was anderen Freude macht?' dachte ich. ‚Warum sagt der Vorarbeiter in der Fabrik nie ein freundliches Wort zu mir, selbst wenn ich mir mit der Arbeit noch so viel Mühe gebe? Warum bekomme ich nur so schwer Milch und warum muß ich in einem Zimmer wohnen, mit dem sich sonst niemand begnügen würde?'

Aber jetzt frage ich nicht mehr, denn ich weiß, es ist Gott, der alles um mich her so öde und ärmlich gemacht hat. Ich darf froh sein, daß er mich nicht in den Wald oder auf das Gebirge schickt, daß er mich nicht in einem Lappenzelt wohnen und mit Renntieren in der Wüste umherziehen läßt. Ja, ich darf froh sein, daß er mich an einem Ort leben läßt, wo es doch Menschen gibt."

Jetzt waren es nicht mehr nur die drei in der Nähe, die auf die Worte der jungen Frauensperson achteten, sondern auch ein paar weiter weg Sitzende waren aufgestanden, um sie besser zu verstehen. „Was sagt sie?" murmelte einer. „Wer ist das nur, der so schreit, daß man es im ganzen Wagen hört? Ist es jemand von der Heilsarmee?"

„Denn Gott ist es, der meine Gedanken für sich allein haben will," fuhr die Schwarzgekleidete fort. „Er will, ich soll Berechnungen anstellen, ich soll Daniel auslegen und Hesekiel erklären und aus dem Buch der Offenbarungen Weisheit schöpfen. Und wenn abends die anderen zu Tanz und Spiel gehen, dann sitzt Lotta Hedman vor ihrer Bibel, dann sucht sie Gottes Absichten zu erforschen, dann erhält sie Klarheit über das, was kein anderer auf der weiten Welt ergründen kann."

Durch den ganzen Eisenbahnwagen geht ein erstauntes Flüstern, und Lotta Hedman bemerkt das sehr wohl. Sie wird durch das Aufsehen, das sie erregt, immer weiter getrieben. Selbst wenn sie es wollte, wäre sie jetzt nicht imstande, aufzuhören, ehe sie alles gesagt hat. Ihre so lange verschlossenen Lippen bewegen sich mit oder gegen ihren Willen.

„Und in den Winternächten, wenn die Dorfuhr zwölf und ein Uhr schlägt, wenn ganz Schweden sich zur Ruhe gelegt hat und alle Lichter erloschen sind, und wenn das große, weite Land in tiefem Schlummer daliegt, dann sitze ich in meiner ärmlichen Stube, in der niemand andres wohnen will, und ich sehe Gottes Finger auf Worte und Reden in der Heiligen Schrift deuten. Und dann wird mir offenbar, wie es allen den anderen, allen denen, die in der Winternacht schlafen, ergehen wird. Mir, die so gering und ausgestoßen ist, wird das geoffenbart, aber keinem von den anderen, keinem von den Großen und Weisen und Weltklugen."

Ihre Stimme wurde immer schriller. Wieder legte ihr die freundliche Frau die Hand aufs Knie. Ein Schaffner aber, der seine gewohnte Runde durch den Wagen machte, blieb stehen, um zu fragen, ob einer der Reisenden einen plötzlichen Anfall von Geisteskrankheit bekommen habe.

„Und alles, was ich gesehen und erfahren habe, das hab' ich mit deutlichen Worten niedergeschrieben, und ich habe den Brief versiegelt und ihn an den König geschickt. In das große Schloß zu Stockholm ging ein Brief von der geringen Fabrikarbeiterin aus Stenbroträsk ab, von dieser Arbeiterin, der die Kinder auf der Straße nachlaufen, die sie herumhetzen, als seien sie Lappenhunde auf der Jagd nach der wilden Wölfin.

Und ich habe viele Tage lang auf die Antwort des Königs gewartet, aber von dem König ist keine Antwort gekommen. Und ich habe meinen Brief noch einmal geschrieben und ihn an die Zeitung geschickt, und die Zeitung hat ihn nicht gewollt, sondern sie hat ihn mir zurückgeschickt.

Und ich bin in große Angst geraten, weil mein Brief von ungeheurer Wichtigkeit ist. Denn ich weiß, wann der große Krieg zu Ende geht, und ich weiß, daß nach ihm die große Verwüstung der Natur und nach dieser Verwüstung der Natur das herrliche tausendjährige Reich kommen wird. Und ich weiß, daß ein Drittel aller Menschen in dem großen Krieg umkommen und ein Drittel bei der großen Verwüstung der Natur zugrunde gehen wird, aber das letzte Drittel wird in dem tausendjährigen Reich des Herrn leben."

Diese mit gewaltiger Kraft hervorgestoßenen Worte drangen in die Herzen der Zuhörenden wie kalter Stahl. Es lief ihnen ein Schauder über den Rücken. Ein paar Jahre früher würde eine so seltsame Rede großen Spott hervorgerufen haben. Aber man lebte im ersten Jahre des Weltkrieges, man war voller Entsetzen und Erwartung, war keinen Tag sicher und fragte sich, was die Russen da droben bei Haparanda eigentlich vorhätten.

„Und das alles und noch vieles andere steht in meinem Brief an den König. Und ich hab' ihm geschrieben und ihm gesagt, wie er handeln solle, damit er und alle Schweden in der bevorstehenden Zeit Gottes Zorn entgehen und das Recht erlangen können, auch in Gottes tausendjährigem Reiche zu leben.

Aber ich habe Gott um Hilfe gebeten und ihn gefragt, wie mein Brief in die Welt hinauskommen solle, da niemand mir helfen will. Und Gott hat mir befohlen und gesagt, was ich zu tun habe, denn ich habe eine Sünde begangen, die erst gesühnt sein muß, ehe mein Brief hinausgehen und den Menschen vor Augen kommen darf. Um diese meine Sünde wieder gutzumachen, bin ich jetzt auf dem Weg nach dem Süden."

Die Spannung in dem Wagenabteil hatte ihren Höhepunkt erreicht. Dieses Menschenkind behauptete, es wisse, was alle wissen wollten: wann der Krieg ein Ende nehmen werde. Sofort richtete jemand weiter hinten im Wagen die Frage an die junge Person: „Wann wird der Krieg zu Ende sein?" Und andere fielen mit ein: „Ja, wann ist er zu Ende? Wenn Sie es wissen, so sagen Sie es uns!"

Das Aufhören der schrecklichen Angst, die über der Menschheit lag, schien plötzlich in greifbarer Nähe zu sein. Man würde vielleicht bald noch einmal eine Zeit erleben, wo das Morden in der Welt draußen ein Ende nahm, wo man wieder das Recht hatte, an etwas anderes zu denken als an den Krieg, wo man nicht Tag und Nacht von dem Gedanken an trauernde alte Frauen, an verzweifelnde Flüchtlinge und an verschmachtende Gefangene verfolgt wurde.

Die Bauern dachten an die Tage, wo sie nicht mehr ihre Söhne und Knechte zur Bewachung der Neutralität

hergeben müßten, die Kaufleute, die zu Anfang des Krieges glänzende Geschäfte gemacht hatten, jetzt aber von Warenknappheit bedroht waren, die Arbeiter, denen die kommende Teuerung und der Mangel an Lebensmitteln immer drohender näherrückte, sie alle fragten wie aus einem Munde: „Wann hört das auf? Wann wird dieses Elend ein Ende nehmen?"

Diese Wirkung ihrer Rede schien die Hellseherin aus Stenbroträsk nicht erwartet zu haben.

„Das hab' ich in meinem Brief niedergeschrieben!" rief sie. „Es wird veröffentlicht, sobald ich meine Schuld gesühnt habe, dann läßt Gott meinen Brief in die Welt hinausgehen."

In dem Eisenbahnwagen war eine deutliche Abnahme der Teilnahme zu spüren. Diese Person da wußte ebensowenig wie alle anderen. Man setzte sich wieder.

Dem Schluß ihrer Rede, den paar Worten, die sie dann noch sprach, lauschte kaum noch jemand, ausgenommen die freundliche Frau, die das Gespräch begonnen hatte.

„Und ich habe keine andere Zeit zum Schreiben als die Nacht," sagte die junge Arbeiterin, „die Nacht, wenn ich mit der Arbeit fertig bin, und wenn meine Finger steif und müde sind, und die schwedische Sprache ist mir nicht geläufig. Sie ist anders als die Sprache, die wir untereinander sprechen. Ich werde sehr müde vom Schreiben.

Und ich lebe in sehr traurigen Verhältnissen," fuhr sie fort. „Ich bin arm, krank und einsam, und ich hab' eine Wohnung, mit der sich niemand anderes begnügen würde, und es graut mir vor alledem, was geschehen wird."

Sie hatte recht gut gemerkt, wie die Teilnahme an ihren Worten verschwunden war. Ihre Stimme wurde leiser, und es kam etwas Träumerisches über sie; zuletzt sprach sie bloß noch flüsternd und mit gesenkten Blicken. Nur die ihr zunächst Sitzenden konnten die Worte noch verstehen.

„Aber ich bitte Gott, er möge mein Leben verschonen und mich in die geläuterte Schar aufnehmen. Ich bitte ihn, er möge mich zu dem letzten Drittel zählen und mich, die dazu ausersehen war, das Kommen seines

tausendjährigen Reiches unter großem Hohn zu verkündigen, auch in diesem Reich leben und unter den Auserwählten sein lassen, die diese Erde in Gerechtigkeit erstrahlen sehen werden."

Die schöne Musik

Unaufhörlich rollte der lange Zug aus dem Norden von Haltestelle zu Haltestelle, und die Reisenden, die in demselben Abteil wie Lotta Hedman saßen, stiegen allmählich aus: zuerst der Bauer und die Bäuerin, dann die freundliche Frau, die Lotta dazu veranlaßt hatte, zu sagen, wer sie war. Als die freundliche Frau verschwunden war, kam ein Mann, der große Ähnlichkeit mit einem Laienprediger hatte, und setzte sich auf den guten Eckplatz. Er war schon vorher in demselben Wagen gewesen, hatte aber einen unbequemen Platz mitten auf einer Bank gehabt.

Dieser Mann ließ sich sofort mit Lotta Hedman in ein Gespräch ein. Er fragte sie, ob sie schon vor dem Weltkrieg Offenbarungen gehabt habe, oder ob sie erst nach dessen Beginn hellseherisch geworden sei. Er sprach mit einer sanften, leisen, sehr angenehmen Stimme, die warme Anteilnahme bezeugte, ohne geradezu Zweifel oder Glauben zu verraten. Anderen Menschen kam seine Art, sich auszudrücken, fast ärgerlich demütig vor, aber Lotta Hedman gefiel es, daß sie in einer fast ehrfurchtsvollen Weise angesprochen wurde, nachdem sie zum erstenmal vor fremden Menschen bekannt hatte, wozu sie auserwählt war.

„Es würde mich sehr freuen, wenn Sie mir etwas von Ihren Gesichten erzählen wollten," sagte der Mann. „Ich weiß nicht, ob ich das verlangen kann, da ich Ihnen doch fremd bin, aber Sie dürfen überzeugt sein, ich würde es als eine große Ehre betrachten."

Dem konnte die junge Frauensperson nicht widerstehen, und so begann sie, von dem erstenmal zu berichten, wo ihr etwas Merkwürdiges begegnet war. Doch sprach sie jetzt mit einer ganz anderen Ruhe als vorher. Sie erhob

allerdings die Stimme und bekam auch jetzt mehr Zuhörer als nur den, mit dem sie sprach, aber der Mann vor ihr übte einen beruhigenden Einfluß auf sie aus und dämpfte unwillkürlich ihren Eifer.

„Ich war damals erst vierzehn Jahre alt," begann sie, „und hatte mich soeben von einer schweren Krankheit erholt, die der Tod, mein Verfolger, mir geschickt hatte, und so war ich sehr schwach und hatte das Gefühl, wie wenn mein ganzer Körper verwelke und zusammenschrumpfe. Aber ich lebte nicht allein wie jetzt, sondern wohnte bei meinen Eltern. Und sie waren nur arme Bauersleute, aber sie nahmen Rücksicht auf meine Schwäche und ließen mich zu Hause, und ich mußte nicht zu Fremden in den Dienst gehen. Und die Mutter verlangte nichts weiter von mir, als daß ich ihr ein bißchen half und Gänge für sie machte und ihr jeden Tag ein Kapitel aus der Bibel vorlas.

Zu jener Zeit gab es noch keine Sägemühle und keine Kistenfabrik, keine Arbeiterwohnungen und noch keine eigene Gemeindeverwaltung in Stenbroträsk. Auf unserer Seite des Flusses lagen nur ein paar kleine Bauernhöfe. Die Kirche, der Pfarrhof und die größeren Bauernhöfe aber lagen am jenseitigen Ufer, wie heutigentags auch noch.

Es war an einem Sonntagabend, als die Mutter sagte, ich solle mit der Milch zur Propstei hinüberrudern. Im Sommer hatten alle anderen Bauern ihre Kühe droben auf den Almen, und so war es im Dorf mit Milch schlecht bestellt; wir waren die nächsten Nachbarn, bei denen der Propst welche bekommen konnte.

Als ich mich ins Boot gesetzt hatte und zur Propstei hinüberruderte, fiel mir das merkwürdig leicht. Es war, als sei der schwere, flache Kahn mit einem kleinen, schmalen Flußboot vertauscht worden, als habe sich das Wasser in glattes, schönes, fettes Öl verwandelt, und als seien die Ruder frohe, leichte Vogelschwingen geworden. Ganz still und ruhig war es um mich her. Ich hörte kein Knirschen an den Ruderspillen und kein Plätschern im Wasser und kein Geräusch von den Ufern her. Nicht einmal eine Kuhglocke ließ sich vernehmen. Am Flußufer saßen keine plaudernden Buben und Mädchen, und alle die Schwal-

ben, die zwischen den Strandhügeln dem Fluß entlang ihre Wohnung hatten und sonst beständig vor ihren Nestern herumflogen, waren heute verschwunden, und man wußte nicht, wo sie sich aufhielten.

Und als ich über den Fluß hinübergerudert war, meine Milchflasche herausgenommen und mich auf den Weg nach der Propstei gemacht hatte, fiel mir das Gehen gar nicht schwer, obgleich der Hügel steil war und obgleich ich die Sonne gerade im Gesicht hatte. Die Sonne brannte nicht, und die Milchflasche war ganz leicht.

Und ich dachte im stillen, ich müsse gewiß mit großer Sehnsucht erwartet werden, und es werde mir sicher irgendwie etwas Erfreuliches bevorstehen, denn so leicht war mir der Weg nach der Propstei noch nie geworden.

Als ich in die Küche gekommen war, da war es auch dort ganz still, und ich sah keinen Menschen, der die Milch hätte in Empfang nehmen können, ich blieb also stehen und wartete an der Tür.

Fast im selben Augenblick aber, da ich hereinkam, fing jemand im oberen Stockwerk an Klavier zu spielen, und ich hörte jeden Ton so deutlich, fast wie wenn sich das Klavier in demselben Raume, wo ich stand, befunden hätte. Es klang wunderbar schön, und ich freute mich über die Abwesenheit der Mägde und der Haushälterin, nun konnte ich doch ganz ruhig dableiben und zuhören. Ich hatte gar kein Verlangen, fortzukommen. Im Gegenteil, — die ganze Nacht hätte ich dastehen und zuhören mögen und hätte es doch nicht satt bekommen.

Bis dahin hatte ich kein anderes Instrument je gehört, als eine Handharmonika oder die alte Orgel in der Kirche von Stenbroträsk, und deshalb fragte ich mich immer wieder, was für ein schönes Instrument das sein könne, auf dem gespielt werde. Und es waren keine von den Melodien, die ich kannte, sondern langgezogene Töne, die wie starke Windstöße dahergezogen kamen; sie waren voller Wohlklang und so deutlich, daß mir war, als liebkosten sie mir im Vorübergehen die Wangen.

Und während ich so atemlos lauschte, da erwachten in mir wunderbare, herrliche Gedanken. Mir war, als habe ich die Erde verlassen, als sei ich schon halbwegs droben bei Gott im Himmel.

Aber dann kamen Leute in die Küche herein, und plötzlich war das schöne Spiel vorbei.

Als die Haushälterin die Milchflasche ausgeleert hatte, brachte sie mir etwas zu essen und forderte mich auf, am Tisch Platz zu nehmen. Sie sagte, an diesem Tag sei jemand von der Propstei begraben worden. Die alte Dame, die Mutter des Propstes, sei gestorben, und mehrere von den Leidtragenden hätten bei ihnen zu Mittag gegessen. Nun wolle sie mich von dem Essen dieses Gastmahls kosten lassen.

Da sie nun so gut und freundlich gegen mich war, faßte ich mir ein Herz und fragte, wer wohl so schön im oberen Stockwerk gespielt habe.

Doch die Haushälterin war äußerst erstaunt und konnte kaum auf meine Frage antworten.

‚Was sagst du da, Kind?' fragte sie. ‚Du kannst doch unmöglich jemand im oberen Stockwerk haben spielen hören. Das Klavier steht ganz im anderen Ende des Hauses, das hört man nicht einmal bis hierher in die Küche. Außerdem wirst du wohl begreifen, daß an dem Tag, an dem die alte Dame auf den Kirchhof hinausgetragen wurde, niemand daran denkt, zu musizieren.'

Nachdem sie das gesagt hatte, wurde es mäuschenstill in der Küche. Ich wußte recht wohl: was ich gehört hatte, hatte ich gehört, wollte jedoch nicht widersprechen.

Die Haushälterin dachte einen Augenblick nach, dann wollte sie mich aufs neue überzeugen.

‚Es ist das Zimmer der alten Frau Propst, das hier über der Küche liegt,' sagte sie, ‚und dies wäre der letzte Platz auf der ganzen Welt, wo an diesem Tag jemand musizieren würde.'

Mir traten die Tränen in die Augen, denn ich sah wohl, daß sie meinte, ich hätte eine Unwahrheit gesagt. Und ich wäre am liebsten auf und davon gegangen, aber das konnte ich nicht, ehe ich das aufgegessen hatte, was mir vorgesetzt worden war.

Doch siehe da, als ich noch so dasaß und mich hundert Meilen weit weg wünschte, ging plötzlich die Tür auf, der Propst steckte den Kopf herein und fragte, ob seine Leute denn nicht gehört hätten, daß es zum Abendgebet geläutet habe.

Da wurden alle in der Küche verlegen, und sie begannen sich zu entschuldigen.

‚Diese Lotta Hedman hier hat uns ganz außer Fassung gebracht, und so haben wir alles andere vergessen,‘ sagte sie. ‚Sie behauptet, sie habe, als sie vor einer Weile in die leere Küche kam, gehört, wie im oberen Stockwerk jemand Klavier spielte; aber wir verstehen nicht, was sie meint, denn wir wissen doch, daß heute am Begräbnistag niemand eine Taste angerührt hat.‘

Und ich, ich Ärmste, die auf diese Weise angeklagt wurde, wußte nicht, was ich tun sollte. Schnell legte ich Messer und Gabel weg, schob den Teller zurück und schickte mich an, rasch zur Tür hinauszugehen.

‚Ach, wenn es so ist!‘ sagte der Propst. ‚Dann müssen wir alle Gott danken. Dies ist eine große Gnade. Ich wußte es ja, meine liebe Mutter würde mir einen Gruß senden, falls es in ihrer Macht stünde. Sie würde nicht für immer von mir gehen, ohne mir ein Zeichen zu geben, das für mich, der noch in der Finsternis und Ungewißheit lebt, ein Leitstern sein könnte.‘

Darauf trat er zu mir und legte mir die Hand auf den Kopf.

‚Also du bist eine von den Auserwählten,‘ sagte er. ‚Du bist eine von denen, die Grüße von den Toten zu den Lebendigen bringen sollen. Ja, vielleicht spricht Gott selbst einmal durch deinen Mund.‘

Mehr sagte er nicht. Er hob nur meinen Kopf in die Höhe und sah mir tief in die Augen, und dann seufzte er und ging hinaus.

Als ich später über den Fluß heimwärts ruderte, dachte ich über alles nach, was ich erlebt hatte. Und mir war, als sei ich auf eine wunderliche Weise verwandelt und als könne ich nie mehr dieselbe werden, die ich bis dahin gewesen war.

Und dies war das erstemal, wo mir etwas Merkwürdiges widerfahren war, das erstemal, wo ich Kenntnis davon bekommen hatte, daß ich dazu auserwählt war, das zu hören und zu sehen, was den Weisen und Gelehrten verborgen bleibt.

Und in diesem Augenblick dachte ich beinahe, ich würde einer von den Propheten des Herrn werden, von denen

ich in der Heiligen Schrift gelesen hatte. Ich glaubte, ich würde dahinkommen, Worte auszusprechen, die ebenso lange bestehen würden wie Himmel und Erde. Ja, ich glaubte, ich würde unter den Menschen erhöht werden, und es fiel mir nimmermehr ein, zu denken, daß ich nichts weiter werden sollte, als eine arme Arbeiterin in einer Kistenfabrik."

Die Mitkonfirmandin

Der fremde Mann dankte Lotta Hedman sehr herzlich für diese Erzählung.

„Ich bin mehr als froh, daß ich gerade heute mit diesem Zug fuhr," sagte er. „Ach, man sollte viel öfter himmlische Musik zu hören bekommen! Dann würde vieles in der Welt anders werden."

Als er diese Ansicht geäußert hatte, lehnte er sich in seine Ecke zurück und zog den Hut über die Augen. Aber Lotta Hedman war fest davon überzeugt, daß er es nicht tat, um zu schlafen, sondern nur um über das, was er gehört hatte, ungestört nachdenken zu können.

Nachdem einige weitere Augenblicke vergangen waren, empfand sie große Lust, mehr mit ihm zu sprechen.

„Du mußt mit diesem Mann von Sigrun reden. Du mußt dich mit ihm wegen deiner Reise beraten," flüsterte eine mahnende Stimme in ihrem Herzen. „Aber warum soll ich mit einem Mann über Sigrun sprechen, der ihr und auch mir völlig fremd ist?" beruhigte sie sich selbst. Einen Augenblick später jedoch war die Lust aufs neue da. „Sprich mit ihm von Sigrun! Sieh ihn dir jetzt an, wo sein Hut auf die Seite gerutscht ist. Das ist ein guter Mann, der viel Kummer erlebt hat. Er hat ein demütiges Herz. Wem er auch immer begegnet, er mag noch so heruntergekommen und sündhaft sein, sicherlich hält er ihn für mehr als sich selbst. Mit diesem Mann kann man über alles sprechen. Sprich mit ihm über Sigrun!"

„Nein, Lotta Hedman, sei vorsichtig, du bist jetzt nicht daheim in Stenbroträsk, wo du alle Menschen kennst! Woher weißt du, daß dieser Mann so vortrefflich ist?

Vielleicht macht er sich gerade jetzt im stillen über dich lustig," flüsterte eine andere Stimme gleich nachher.

Der Zug fuhr und fuhr immer weiter. Von Haltestelle zu Haltestelle ging es. Leute stiegen aus und stiegen ein. An einem großen Bahnhof, wo sich mehrere Eisenbahnlinien kreuzten, verließen alle Reisende bis auf Lotta Hedman und den Mann, der ihr gerade gegenüber saß, den Wagen dritter Klasse.

Kaum waren sie allein, so richtete sich der Mann auf, legte den Hut in das Netz hinauf und begann sich mit Lotta zu unterhalten.

Er war freundlich, klug, höflich und vor allen Dingen demütig und gütig. Und gerade wegen dieser Güte konnte kein Mensch länger als fünf Minuten mit ihm zusammen sein, ohne sich danach zu sehnen, ihm alle seine Sorgen anvertrauen zu dürfen.

„Dieser Mensch wird meine Schwachheit verstehen," dachten alle, die mit ihm zusammenkamen. „Es müßte wohltun, wenn man mit ihm reden könnte. Er würde begreifen, wie schwer ich es habe."

So dauerte es auch nicht lange, bis sich Lotta Hedman mitten in einem Gespräch über die Kistenfabrik und die Arbeitsverhältnisse in Stenbroträsk unterbrach und sagte:

„Ich würde Sie gern wegen einer Angelegenheit um Rat fragen, die mich bedrückt. Sie wissen, ich lebe allein und habe niemand, den ich fragen könnte."

„Sagen Sie nicht, Sie wollten mich um Rat fragen!" erwiderte er. „Einen Rat kann ich Ihnen sicher nicht geben. Aber erzählen Sie mir trotzdem, was Sie auf dem Herzen haben. Sie sprechen so gut, und die Reise ist lang. Ich selbst muß mit dem Zug bis nach Dalsland fahren. Bis ich heimkomme, dauert es noch mehrere Tage."

„Nun also, ich war einstmals mit der ältesten Tochter des Propstes von Stenbroträsk sehr befreundet," begann Lotta Hedman. „Wir gingen zusammen in den Konfirmationsunterricht."

Sie konnte nicht weitersprechen, die Tränen traten ihr in die Augen.

„Ich habe noch nie einen Menschen so lieb gehabt wie sie," fuhr sie nach einem kurzen Kampf bewegt fort.

Der Mann saß ganz still da und machte keinen Versuch, zu drängen oder zu helfen. Er sah eher entmutigt aus.

„Sie müssen mir erlauben, zu erzählen, wie es war, als sie zum erstenmal mit mir sprach, damit Sie begreifen, wie sie gewesen ist."

„Ja, tun Sie das!" sagte er. „Es ist gewiß das beste. Beeilen Sie sich ja nicht. Wir haben den ganzen Tag vor uns."

„Also damals, wo wir zusammen in den Konfirmationsunterricht gingen, standen wir eines Vormittags während einer Pause zu elf oder zwölf in einer Ecke des Kirchhofs beisammen und sprachen über ein Stück aus dem Katechismus. Und ich erinnere mich noch genau, wie einer von den Jungen sagte, es könne gar nicht anders sein, Gott müsse die Menschenkinder liebhaben. Er habe uns doch erschaffen, und darum müsse er wohl auch mit uns zufrieden sein.

Wir, die dort in der Ecke standen und miteinander plauderten, waren die ärmsten und jüngsten von den Konfirmanden. Die anderen, die besseren und vornehmeren, gingen vor der Kirche in kleinen Gruppen auf und ab, und manchmal scharten sie sich um die älteste Tochter des Propstes, die dieses Jahr auch den Konfirmationsunterricht besuchte. Sie war schön und hatte etwas an sich, das jeden anzog. Man war kaum imstande, wo anders hinzusehen als nach der Seite, wo sie sich befand.

Aber wir anderen, wissen Sie, wir wußten, daß die Tochter des Propstes niemals eine von uns als Freundin wählen würde, und wir standen in einer Ecke und versuchten uns zu trösten, indem wir über ein Stück aus dem Katechismus sprachen.

‚Ja, wenn wir der dort glichen,' sagte ich, ‚dann würde Gott sicher mit uns zufrieden sein.'

Ich dachte dabei an die Tochter des Propstes, und plötzlich wendeten wir uns alle zusammen um und starrten sie wieder an.

Sie hatte herrliches, weiches braunes Haar, das sich an den Schläfen kräuselte und in Locken über Scheitel und Nacken herabfiel. Und sie hatte ein längliches Gesicht

mit schmalen Wangen und langen Augenwimpern und Augen, die einem tiefen Brunnen glichen. Ja, sie war gewissermaßen aus einem feineren Stoff als wir anderen. Sie erinnerte an eine durchsichtige Beere. Sie war sehr groß und neigte den Kopf auf die eine Seite, und wir fanden, daß dies ausgezeichnet zu ihrem ganzen Aussehen und ihrem Wesen paßte."

Der Mann, der dieser Geschichte lauschte, bedeckte plötzlich die Augen mit der Hand. Er sah ein heißgeliebtes Antlitz vor sich, sah es, wie er es draußen am Meer gesehen hatte, als ein schönes Bild nach dem anderen vor ihm aufgetaucht war. So merkwürdig jung und fragend hatte es ausgesehen.

„Sie hieß Sigrun," sagte Lotta Hedman, „und das war ein außergewöhnlicher Name; aber er war nicht das einzig Außergewöhnliche an ihr. Gerade an jenem Tage, wo ich sie im Sonnenschein auf dem Platz vor der Kirche stehen sah, begriff ich, warum man den Blick nicht von ihr abwenden konnte.

Freilich, rein äußerlich war sie uns anderen völlig gleich. Sie hatte zwei Augen, eine Nase und einen Mund, war in der Propstei zu Stenbroträsk geboren, und ihre Eltern waren nicht anders als die Eltern von anderen. Aber das konnte den nicht täuschen, der sehende Augen hatte. Denn Sigrun war nicht vom Schlage gewöhnlicher Menschen, sie stammte aus einer anderen Welt."

Der Mann, der noch immer die Hand vor den Augen hielt, nickte unwillkürlich. Das war das richtige Wort: „aus einer anderen Welt", ein verirrter Zugvogel, der sich von seinen Kameraden getrennt hatte und unter eine Schar von Vögeln geraten war, die nicht von seiner Art waren.

„Denn es gibt andere Welten," sagte Lotta Hedman, „es gibt viele außer der, die wir jetzt sehen. Und von einer dieser Welten stammte Sigrun. Aber Sie verstehen vielleicht nicht, was ich meine?"

„Doch," antwortete der Mann, „ich verstehe es. Ich habe selbst einmal einen Menschen gesehen, der aus einer anderen Welt war. Wenigstens glaube ich's zu verstehen," fügte er hinzu, wie wenn er meinte, er habe mit zu großer Sicherheit gesprochen.

„Und ich schlich mich in einen Winkel unter dem Glockenturm," fuhr Lotta Hedman in ihrer Erzählung fort, während sie das Gesicht in den Händen verbarg. „Ich mußte über das nachdenken, was das bedeutete, wenn man sagte, Sigrun sei kein gewöhnliches Menschenkind.

Sollte Sigrun, wenn sie aus einer anderen Welt stammte, mir nicht ansehen können, daß ich eine Auserwählte war und einmal Gottes Wort der Welt zu verkündigen haben würde? Und sollte sie gar nie ein Wort mit mir sprechen wollen? Sollte nicht sie, die anders war als die übrigen, ein besseres Urteil haben und besser wählen können?

Aber ich blieb nicht lange mit meinen Gedanken ungestört. Die anderen Konfirmanden, alle die zwölf, die sich nicht zu der Tochter des Propstes hinwagten, kamen herbei und gesellten sich zu mir.

‚Hier sitzt Lotta Hedman und weint, weil Sigrun sie nicht anschaut,' sagte eine von ihnen.

‚Du wirst doch begreifen, Lotta, daß sich Sigrun um ein Mädchen, das so aussieht wie du, nicht kümmert,' bemerkte eine andere, und sie versuchte, mich zur Vernunft zu bringen.

‚Bedenke doch, was für Haare du hast! Es steht dir ja um den Kopf wie dem Struwelpeter.'

Ich saß still da und hörte ihnen zu. — ‚Ach, wenn es nur das wäre, was uns trennt!' dachte ich. ‚Aber Sigrun stammt ja aus einer anderen Welt, das ist das Schlimmste.'

‚Und du hast einen so sonderbaren und verkrüppelten Körper,' sagten die anderen Konfirmanden. ‚Deine Kleider sitzen nie glatt und ordentlich wie bei uns anderen. Und du hast stechende Augen, und du schreist, wenn du sprichst!'

Bisher hatte ich keine Tränen in den Augen gehabt; aber jetzt fühlte ich, wie sie sich hervordrängen wollten, weil die anderen, indem sie mich zu trösten suchten, grausam und häßlich waren.

Aber da war mir plötzlich, als verbreite sich um mich her ein warmer, sanfter Lichtschein. Es war, wie wenn an einem kalten Wintertag ein Sonnenstrahl in die Kammer fällt.

Eine kühle, weiche Hand zog mir die Hände vom Gesicht, und als ich aufsah, stand Sigrun vor mir. Sie lächelte mich an und fragte, ob ich sie am Nachmittag, wenn der Unterricht vorbei sei, in meinem Boot an das andere Ufer hinüberrudern wolle.

Und obgleich ich sehr wohl begriff, daß die anderen Sigrun von meiner Armut und Kränklichkeit erzählt hatten, und obgleich ich wußte, daß sie mir diese Ruderfahrt nur aus Mitleid vorschlug, erfüllte mein Herz doch eine unaussprechliche Glückseligkeit. Sie können sich nicht vorstellen, wie es mir zumute war, und wie ich Sigrun von diesem Augenblick an liebte."

„Und wie ich sie von diesem Augenblick an liebte," wiederholte der Zuhörer im stillen, und er fühlte, wie ein Paar Lippen seine Stirne streiften, und hörte ein leises, melodisches Lachen. „Obgleich ich wußte, daß es nur aus Mitleid geschah," flüsterte er vor sich hin, „obgleich ich es vollkommen durchschaute, daß es nur aus Mitleid geschah."

„Sigrun," murmelte er fast hörbar, „warum kehrst du heute auf diese Weise zu mir zurück? Ich glaubte, ich hätte dich für immer verscheucht. Warum kehrst du zurück?"

„Aber am Nachmittag, als wir unterwegs waren," fuhr Lotta Hedman fort, „da fragte Sigrun, ob ich es sei, die am Begräbnistag ihrer Großmutter die schöne Musik in der Propstei gehört hatte, und bat mich, ihr doch alles noch einmal zu erzählen. Und sie bekam nicht nur das zu hören. Alles was ich gesehen und gehört hatte, berichtete ich ihr, und ich verhehlte nicht, daß ich glaubte, ich sei zu einer Hellseherin oder zu einer Prophetin von Gott bestimmt. Und sie machte sich nicht über mich lustig, sondern sagte nur ganz demütig, sie selbst könne nie dergleichen sehen, aber ihr Wunsch sei, Krankenpflegerin zu werden. Doch nicht von gewöhnlichen Kranken, sondern von Pestkranken oder Aussätzigen. Oder wenn das nicht möglich wäre, dann wolle sie sich der Blödsinnigen annehmen oder Blinde lesen oder Taubstumme sprechen lehren. Ihr größter Kummer, sagte sie, sei die Befürchtung, ihre Eltern würden ihr die Erlaubnis zu einer derartigen Beschäftigung nicht geben.

Heute noch sehe ich sie vor mir, wie schön sie aussah, als sie von dem allen sprach," sagte Lotta Hedman.

Der Mann ihr gegenüber schaute einen Augenblick auf, und seine Augen strahlten. „Sie machen mir eine große Freude durch Ihre Erzählung," sagte er. „Sie können sich gar nicht vorstellen, welche Freude mir das ist."

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, das zu sagen," erwiderte Lotta Hedman. „Ich fürchtete schon, Sie würden diese Erzählung jetzt recht langweilig finden."

„Wie können Sie so etwas denken!" rief der Mann. „Und wenn Sie mir von dieser Tochter des Propstes von Stenbroträsk erzählten, bis wir uns trennen, so würde es mir nie langweilig. Sie sind vermutlich seit dieser ersten Bootfahrt gut Freund mit ihr geworden?"

„Ja," antwortete Lotta Hedman, „soviel ist sicher, gute Freunde wurden wir. Wir ruderten fast jeden Abend, solange der Konfirmationsunterricht dauerte; denn Sigrun saß gern in einem Boot und glitt darin die Ufer entlang, ohne ein besonderes Ziel. Fahrten auf Dampfschiffen und Eisenbahnen waren ihr nicht sehr angenehm, und sie fuhr auch nicht gern in einem Wagen, aber es machte ihr Freude, in einem Ruderboot den Fluß hinabzutreiben. Ihre größte Sehnsucht war, auf das weite Meer hinauszukommen."

Der Mann, der Lotta Hedman gegenübersaß, hatte wieder den Kopf gesenkt und die Hand über die Augen gelegt. „Ach freilich," dachte er, „sie hatte sich lange danach gesehnt, auf das Meer hinauszukommen, das sagte sie zu mir. Sie hatte sich, seitdem sie fünfzehn Jahre alt war, danach gesehnt. Und ich durfte ihr diesen Wunsch erfüllen. So hab' ich doch etwas Gutes in meinem Leben getan."

Lotta Hedman, die keiner weiteren Aufmunterung von seiten ihres Zuhörers bedurfte, fuhr unverdrossen in ihrem Bericht fort:

„Ich dachte, sobald der Unterricht ein Ende habe, würden wir uns nicht mehr sehen; aber den ganzen Sommer danach kam Sigrun fast täglich zum Fluß hinunter, und ich war dann schon mit dem Boot da, und wir fuhren stundenlang flußauf und flußab. So machten wir es

Sommer für Sommer, und das war die glücklichste Zeit, die ich jemals erlebt habe."

Der Mann gerade gegenüber seufzte tief auf. — „Warum kehrst du zu mir zurück. Sigrun?" flüsterte er. „Warum kommst du so jung, so gut, so schön, so unerfahren und unberührt? Ich habe an dich zu denken versucht wie an eine alternde Frau, an eine Mutter mit ihrem Kind, an eine liebende und geliebte Gattin. Warum kehrst du in der ganzen Lieblichkeit deiner Jugend zurück?"

„Doch nun sollen Sie erfahren, wie es mit unserer Freundschaft weiterging," sagte Lotta Hedman.

„Als sie vier Jahre lang gedauert hatte, saß ich eines Sonntagsnachmittags auf unserer Seite des Flusses daheim in unserem Häuschen und betrachtete einen großen, rotangestrichenen Bauernhof, der vor dem nach Osten gehenden Fenster emporwuchs. Eine Hauswand nach der anderen trat hervor, und ich fragte mich, was für ein Hof das sein könne und warum er sich gerade an diesem Abend so prächtig aufbaue.

Der Tag war ziemlich weit vorgeschritten, es fing schon an zu dämmern. Mein Vater und meine Mutter waren am Vormittag in der Kirche gewesen, und jetzt saßen sie am Herd, jedes auf seiner Seite, und rauchten und plauderten. Ich aber saß vorn am Fenster und schaute auf den Hof hin, der noch immer an dem grauen Abendhimmel emporwuchs.

Es war ein rotes Wohnhaus mit zwei Stockwerken, das hoch oben auf einem Hügel stand, mit einer Menge alter Apfelbäume auf dem davorliegenden Abhang. Auf der einen Seite des Obstgutes sah ich einen Wirtschaftshof mit den Scheunen, und auf der anderen lagen das Waschhaus und der Stall und ein großer steinerner Keller mit einer einzelnen kleinen eingebauten Dachkammer darauf.

Neben diesem Keller stand ein Baum, den ich nicht mit Namen hätte nennen können. Er war verkrüppelt, hatte einen dicken Stamm und weit ausgebreitete Äste; er schien uralt zu sein und machte einen unwirschen, ja drohenden Eindruck.

Meine Eltern, die am Herd saßen, unterhielten sich

eigentlich nicht miteinander. Sie dachten nur gemeinsam, denn sie wußten recht gut, wie sie miteinander daran waren.

„Ach, das tut mir doch sehr leid für Lotta!" sagte die Mutter. Und der Vater erwiderte sofort, ohne zu fragen, ja, es tue ihm auch sehr leid. Denn er hatte natürlich soeben an dasselbe gedacht wie sie.

Ich aber dachte bei mir, sie wüßten ja gar nicht, was sie sagten, denn warum sollte ich ihnen leid tun, solange ich so viele Gesichte hatte und Stimmen vernahm, über die ich mich freute?

Und der große Hof stand noch immer ebenso deutlich da. Mir war, als könnte ich sofort durch das Gattertor treten und in dem Haus einen Besuch machen. Ich sah die Geräte, die auf dem hinteren Hof liegengeblieben waren und den Eimer neben dem Brunnen und die Hundehütte und den Taubenschlag, und ich sah, es war ein ganz besonderer Hof, wo alles großzügig angelegt war; aber es sah auch wieder altväterisch und altmodisch dort aus.

Totenstill und verlassen lag er da. Kein Mensch, ja nicht einmal irgendein Tier rührte sich.

Da sah ich etwas, das mich mehr als alles andere überraschte. Der Hof war von den Äckern durch eine steinerne Mauer getrennt, und mitten in dieser Mauer erblickte ich ein Gattertor. Und der eine Torpfosten stand aufrecht und richtig, der andere aber war grau und fast verfault, er wäre auch sicher umgefallen, wenn nicht von allen Seiten eine Menge Klötze eingerammt gewesen wären.

In dem Augenblick, wo ich diesen alten Torpfosten bemerkte, überlief mich ein Schauder, heiße Angst stieg in mir auf, und ich wollte am liebsten nichts mehr sehen.

Ich schlug die Hände vors Gesicht und drehte dem Fenster den Rücken; aber der Hof verschwand deshalb doch nicht. Als ich nach einigen Minuten hinausschaute, stand er noch ganz so da wie vorher, und er machte einen schönen, prächtigen Eindruck. Leuchtend hob er sich von den dunkeln Hügeln ab, die hinter ihm aufstiegen. Und wer einen solchen Hof in Wirklichkeit sah, der mußte

8*

denken, dort wohnten reiche, mächtige Leute. Alles war gut erhalten, außer diesem einen Torpfosten.

Ich versuchte, ihn nicht anzusehen, weil er mir Angst einflößte; aber gerade als ich den Blick von ihm abwendete, entdeckte ich, daß sich doch ein Mensch auf dem Hof befand. Es war eine alte Frau, die an dem Fenster der Kellerstube nahe bei dem Torpfosten saß und auf diesen hinausschaute.

Sie war alt und hatte ein strenges, aber schönes Gesicht und weißes Haar, das eine Haube bedeckte, wie sie zu meiner Zeit kein Mensch mehr trug. Ganz, ganz still saß sie da, die Hände im Schoß gefaltet, und hielt den Blick beständig auf den Pfosten gerichtet. Wie versteinert schaute sie auf ihn hinaus.

Ich fürchtete mich vor ihr noch mehr als vor dem Torpfosten, und ich wendete mich von dem Fenster ab und versuchte, den Anblick loszuwerden, indem ich an Sigrun dachte.

Ich stellte mir vor, was für gute Freunde wir gewesen waren und noch waren. Es gab nichts, was uns hätte trennen können. Im vergangenen Winter war Sigrun mehrere Monate bei Verwandten weiter südwärts auf Besuch gewesen, aber als sie zurückkehrte, waren wir dieselben guten Freunde wie vorher.

Wenn mich irgend etwas bedrückte und quälte, so brauchte ich mir bloß Sigruns Bild vor die Seele zu rufen, dann verschwanden alle quälenden Gedanken. Aber diesmal half es nichts. Als ich mich dem Fenster wieder zuwendete, stand der alte Hof noch immer da, und die alte Frau saß noch immer auf ihrem Platz und schaute finster und unentwegt auf dieselbe Stelle hinaus.

Und mein Vater und meine Mutter am Herd drüben redeten auch noch gerade so wie vorher.

‚Ja, das wird für Lotta schwer sein,‘ sagte die Mutter. ‚Aber sie ist ja jung, und wenn man jung ist, so vergißt man.‘

‚Ach freilich, solange einem die Jugend über vieles hinweghilft, geht es schon!‘ stimmte der Vater bei.

Und dann seufzten sie und taten einen langen Zug aus ihren Pfeifen.

Der Druck, der auf mir lastete, wurde immer schwerer.

Ich begann zu glauben, meine Eltern könnten recht haben. Gewiß drohte mir irgendein schweres Erlebnis.

Und dann machte ich noch einen Versuch. Ich dachte daran, wie Sigrun gewesen war, als sie mich vor ein paar Monaten aufgesucht und mir erzählt hatte, sie habe sich mit einem Pfarrer verlobt, den sie während des Besuchs bei ihren Verwandten kennengelernt hatte.

Ihr Verlobter war Pfarrer, und darüber war sie besonders glücklich gewesen. Das passe für sie als Tochter eines Propstes so sehr gut. Und ich solle nur annehmen, er sei erst Anfang der Dreißiger und doch schon erster Pfarrer in einem Kirchdorfe mit einer eigenen Gemeinde. Diese sei allerdings ziemlich klein, aber er werde auch nicht lange dort bleiben, denn er sei hochbegabt und bringe es gewiß noch bis zum Bischof.

Jedenfalls habe er sein eigenes Heim, und das sei herrlich, da könnten sie schon gegen den Herbst heiraten.

Zuerst war ich freilich ein wenig erstaunt, denn ich hatte ja immer gehört, Sigrun wolle Krankenschwester werden; aber sie erklärte, das sei ganz dasselbe wie eine Pfarrfrau. Ja, dies sei eigentlich ein viel schönerer Beruf, denn jetzt werde sie eine ganze Gemeinde bekommen, der sie helfen und beispringen könne.

In dem Augenblick, wo ich an dies alles dachte, schaute ich voller Zuversicht hinaus. Aber da sah es noch schlimmer aus, denn jetzt war die alte Frau aufgestanden, und ich begegnete ihrem Blick. Finsterer Zorn und tiefer Haß loderten darin; sie hob eine knochige Hand empor und schüttelte diese drohend gegen mich, während sie mit der anderen auf den Torpfosten deutete. Es war, als wolle sie sagen, wenn ich diesen Torpfosten berühre, werde es mir schlecht ergehen.

Sie war fürchterlich und flößte mir großen Schrecken ein, zugleich aber sah sie jämmerlich alt und ohnmächtig aus, und ich hätte am liebsten aus Mitleid mit ihr geweint.

Doch in dem Augenblick, wo sie die Hand erhob, war alles verschwunden. Alles miteinander, der Hof, die alte Frau und der Torpfosten. Es war, als sei alles niemals dagewesen. Und ich hatte wahrlich ein Gefühl großer Erleichterung.

Warum sollte ich ängstlich sein, wenn Sigrun ihren

Bräutigam ein paar Tage auf Besuch da hatte? Oder warum brauchten Vater und Mutter so besorgt dazusitzen, weil sie ihn heute in der Kirche gesehen hatten?

Und dann tauchten plötzlich ein paar Köpfe am Flusse auf. Ich empfand eine solche Freude, daß ich sofort den Eltern zurief:

‚Ich glaube wahrhaftig, da kommt Sigrun und will mir ihren Bräutigam zeigen! Kommt doch einmal her und seht, ob sie das sind, die dort vom Fluß her auf unser Haus zugehen.‘

Da versteckte die Mutter rasch ihre Pfeife, rückte sämtliche Stühle zurecht und wischte ein paar Tropfen Wasser auf, die auf dem Fußboden verschüttet waren.

Der Vater aber trat zu mir ans Fenster, und wir betrachteten die beiden. Und als der Bräutigam jetzt Arm in Arm mit seiner Braut daherkam, sah ich ihn zum erstenmal. Er war nicht besonders groß, aber kräftig gebaut, gut gewachsen und breitschultrig. Und er hatte einen schönen, wohlgeformten Kopf. Ich konnte keinen Fehler an ihm entdecken, es sei denn, daß er kurzsichtig war und eine Brille trug.

Als die beiden hereinkamen, sahen sie stolz und glücklich aus. Ich war auch sehr erfreut über Sigruns Verlobten und sehr glücklich, weil sie zu mir gekommen waren. Er sah aus, als könne er seine Frau vor allen Stürmen des Lebens beschützen. Solange sie eine solche Stütze neben sich hatte, würde sie nie unglücklich oder verzagt sein können.

Der Bräutigam begrüßte meine Eltern äußerst freundlich. Aber als er auf mich zukam, blinzelte er ein wenig mit den kurzsichtigen Augen und setzte eine scherzhafte Miene auf.

‚Ach so,‘ sagte er, ‚das ist also die große Seherin von Stenbroträsk. Vor ihr fürchte ich mich. Sie kann ja ganz durch die Menschen hindurchsehen. Wie schrecklich, wenn sie nicht mit mir zufrieden wäre!‘

Er lachte, und Sigrun lachte auch, und auch meine Eltern verzogen den Mund zu einem Lächeln.

Und es war, als sollte ich ebenso vergnügt sein, wie wenn ich nur dazu da wäre, daß man sich über mich lustig machte.

Zuerst wurde ich dunkelrot, denn das Blut schoß mir heiß in die Wangen. Und dann fühlte ich, wie etwas Steifes und Hartes über mich kam. Ich konnte nicht begreifen, daß ein Mensch so offen über das, was mein heiligstes Geheimnis war, zu sprechen wagte. Wie hatte Sigrun nur ihrem Bräutigam etwas verraten können, was ihr im tiefsten Vertrauen gesagt worden war?"

Lotta Hedmans Stimme bekam wieder jenen kreischenden Ton, wie bei der Erzählung von ihrem einsamen, harten Leben. In ihrer Seele erwachte von neuem ein durchdringender Schmerz.

Der Mann vor ihr schaute sie mit einem wehmütigen Lächeln an.

„Das hätten Sie sich denken können, daß Sigrun so handeln würde," sagte er. „Sie hatte sich ihrem Verlobten mit ihrer ganzen Seele, mit all ihrem Denken und allem, was sie erlebt hatte, zu eigen gegeben."

„Ja, das mag wohl sein," erwiderte die Erzählende, „aber es war schwer für mich. Meine Mutter versuchte statt meiner zu antworten," fuhr sie fort, „denn sie begriff wohl, daß ich nichts sagen könne.

‚Ja, dieses Mädchen hier hat eine recht unverständige Mutter,' bemerkte sie. ‚Aber Gott hat mein Gebet erhört, er hat mir eine Tochter geschenkt, die mehr sieht und versteht als andere Menschen.'

Ich fand meine Mutter wirklich tapfer. Am liebsten wäre ich auf die Knie gesunken und hätte ihr gedankt; aber auch sie verstummte, als sie jetzt ein scharfer Blick unter der Brille hervor traf, und der Pfarrer dann mit lauter, ernster und wuchtiger Stimme, wie wenn er auf einer Kanzel stünde, zu sprechen begann:

‚Wir müssen vorsichtig sein, wir Christen, damit wir nicht in das Heidentum zurücksinken!' sagte er. ‚Denn ein Mensch, der in das Übernatürliche einzudringen versucht, will gleichsam seinen eigenen Weg gehen und nicht den, den Jesus Christus uns gebahnt hat. Er will sich seine eigenen Götter wählen und macht sich schließlich vielleicht selbst zu einem Gott.'

Auf diese Weise predigte er eine ganze Weile. Und nun war niemand mehr im Zimmer, der ihm zu widersprechen gewagt hätte. Und wo war jetzt alles das, was

ich gesehen und gehört hatte? Es war im selben Augenblick, wo dieser Mann bei uns eintrat, wie weggeblasen. Und ich mußte hilflos still dasitzen und mich vor Sigrun und den Eltern von ihm zurechtweisen lassen.

Ich warf einen Blick auf Sigrun, sie schaute ihren Verlobten mit einem Gesicht an, das vor demütiger Bewunderung strahlte. Und ich sah, wie glücklich sie darüber war, daß sich ihr Bräutigam die Mühe gab, mich auf den rechten Weg zu bringen. Sie dachte jetzt genau wie er: alles das, worüber wir miteinander gesprochen hatten, war schädlich und gefährlich. Was er sagte, war nur zu meinem Besten, ich hatte nichts anderes zu tun, als von meinen bösen Wegen abzustehen und zu versuchen, wie alle anderen zu werden.

Ich war ganz niedergeschmettert vor Schmerz. Ach, wie viel lieber wäre ich tot gewesen, als hier zu sitzen und zu erleben, daß Sigrun mich im Stich gelassen hatte!"

Jetzt hob Lottas Zuhörer noch einmal den Kopf.

„Das war doch schön, daß sie keine eigenen Gedanken mehr hatte, sondern nur so dachte wie er," sagte er. „Gerade das ist ja das Schöne an ihr."

Lotta Hedman fuhr in ihrer Erzählung fort, ohne seine Bemerkung zu beachten.

„Die Brautleute blieben ziemlich lange bei uns, und sie sprachen natürlich nicht nur mit mir, sondern auch mit meinen Eltern, und alles, was der Bräutigam sagte, klang gut und freundlich, und er wußte seine Worte gut zu setzen. Als er den Kanzelton abgelegt hatte, klang seine Stimme frisch und lustig. Es war nicht schwer zu verstehen, daß Sigrun ihn liebte.

Ich sagte kein Wort, solange der Bräutigam da war; Sigrun sah mich erstaunt an, und schließlich fragte sie mich, ob ich krank sei. Aber ich schüttelte nur den Kopf. Sigrun dachte gewiß nicht anders, als daß ich vor Glückseligkeit nicht sprechen könne.

Ich aber empfand es als eine große Erleichterung, als sie endlich zur Tür hinaus waren. Aber siehe, Sigrun hatte ihre wollenen Handschuhe vergessen, und sie kam allein zurück, um sie zu holen."

Das Gesicht von Lotta Hedmans Zuhörer hatte jetzt einen gequälten Ausdruck.

„Was für ein Recht hast du, diese ganze Erzählung über Sigrun anzuhören?“ sagte er zu sich selbst. „Nimm dich in acht! Nimm dich in acht! Die Sehnsucht kehrt zurück, der Schmerz kehrt zurück, die Liebe erwacht aufs neue. Es wird wie vor sechs Jahren, wo du auf den Klippen saßest und Liebesträume träumtest. Tag für Tag saßest du dort und träumtest von ihr.“

„Und dann zog sie mich auf die Seite, um mich zu fragen, ob ihr Verlobter nicht ein ganz besonderer, herrlicher Mensch sei, und ob ich je geglaubt hätte, daß es seinesgleichen auf der Welt gäbe,“ fuhr Lotta Hedman fort. „Und als ich noch immer nichts sagte, verlor sie die Geduld.

Ich saß ganz still da, bis Sigrun schon dicht bei der Tür war, aber dann eilte ich ihr nach.

‚Ach, heirate ihn nicht, Sigrun!‘ rief ich aus. ‚Er macht dich unglücklich!‘ Und als mich Sigrun nun groß ansah, fügte ich in meiner Angst hinzu: ‚Er wird deine Seele töten, wie er die meine getötet hat.‘

Da richtete sich Sigrun hoch auf.

‚Was ist denn mit dir los?‘ rief sie. ‚Warum warst du so stumm und verdrossen? Ich dachte, es würde dir gut tun, mit einem Geistlichen zu sprechen. Und mein Verlobter wollte so gern mit dir reden. Ich hatte ihm so viel von dir erzählt und ihm gesagt, was für ein merkwürdiges Geschöpf du seiest. Was soll er jetzt denken?‘

‚Jetzt bist du schlecht!‘ sagte sie. ‚Wie kannst du so abscheulich reden, weil jemand dir etwas zu sagen wagte, was du nicht gerne hörst?‘

Hierauf ging sie unwiderruflich.

Und ich war froh, daß mein Vater und meine Mutter nichts sagten, weder um mich zu trösten, noch um etwas zu erklären. Leise schlich ich in die kleine, eiskalte Küche hinaus, setzte mich da nieder und weinte. Weinte eine Stunde um die andere. Ich beweinte diese schöne Freundschaft, ich beweinte meine Seele, die ihrer Kraft beraubt worden war und die sie nie wiedererlangen würde, und ich biß in die Frucht der Verachtung. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich ihre Bitterkeit geschmeckt.“

Lotta Hedmans Stimme war leiser geworden, wie bei dem Schluß ihrer Erzählung von dem Brief an den König

und von dem tausendjährigen Reich. Ihr Gesicht verriet einen großen Kummer. Sie empfand noch heute die Qual der Demütigung.

Hänger

Ach, wie glücklich war Lotta Hedman, daß sie das alles erzählen durfte! Wie herrlich war es, über Sigrun reden zu können! Wie bemühte sie sich, hochschwedisch zu sprechen! Wie trachtete sie danach, es in feierlichen Worten einem Erbauungsbuch gleichzutun! Wie dankbar war sie diesem Zuhörer, der immer noch still dasaß und lauschte, für seine unerschöpfliche Geduld!

„Jetzt hab' ich Ihnen nur noch ein Erlebnis zu berichten, damit Sie mir den Rat geben können, den ich brauche," sagte sie.

„Beunruhigen Sie sich ja nicht," erwiderte er. „Sprechen Sie, wie es Ihnen am besten paßt. Wir haben noch genügend Zeit vor uns."

Lotta Hedman fiel sofort in den Erzählerton.

„Ja, es war im Herbst desselben Jahres," begann sie, „und es hatte eben sehr heftig zu regnen angefangen. Wir alle drei, mein Vater und meine Mutter und ich, hatten ins Haus eilen müssen, damit wir nicht durch und durch naß wurden.

Doch kaum waren wir drinnen, da wurde die Tür nochmals aufgerissen, und ein paar große, gewaltige Männer kamen hereingestürmt. Sie baten höflich, wir möchten ihnen doch erlauben, bei uns unterzustehen, bis der Regenschauer vorüber sei. Mein Vater hieß sie willkommen, und die Mutter und ich stellten jedem einen Stuhl neben die Tür.

Und der eine von ihnen war gesprächig und fragte den Vater, ob sie wohl Arbeit bei dem neuen Sägewerk, das gerade in Stenbroträsk gebaut wurde, bekommen könnten. Aber der andere sprach kein Wort, sondern starrte nur zu dem nach Osten liegenden Fenster hinaus.

Und gerade gegen dieses Fenster schlug der Regen mit voller Kraft. An den Scheiben strömte unaufhörlich

Wasser herunter, und man konnte kaum durch sie hindurchsehen.

Ich fragte mich, was es wohl sein könne, auf das der Fremde so hinstarre. Denn etwas anderes als Regentropfen und Hagelkörner konnte er nicht sehen, das war mir sehr klar.

Dann setzte ich mich auf meinen gewohnten Platz am Fenster und schaute hinaus.

Aber es war nichts anderes zu erblicken, als die kleinen grauen Wirtschaftsgebäude und das Wasser, das von allen Dächern herunterströmte. Und es war so trüb und dunkel, daß man kaum bis zum Flußufer hinsehen konnte. Dort waren die grauen Regenwolken so dicht wie ein Vorhang.

Ich dachte daran, wie ich an diesem Fenster an dunkeln Abenden gesessen hatte, ohne daß mich die Dunkelheit daran gehindert hätte, etwas zu sehen, und wie ich auch bei dichtem Schneesturm von diesem Platz aus trotz der Schneeflocken gar vieles hatte sehen können. Schiffe, die vorüberfuhren, und Eisenbahnzüge, die dahinbrausten, und Könige, die in herrliche Städte einzogen, und Hochzeitszüge, die an mir vorbeiwanderten, und Engel, die vor meinen Augen gespielt und sich im Reigen gedreht hatten.

Was aber nützte es mir jetzt, wenn ich mich an dieses nach Osten liegende Fenster setzte? Mein hellsehendes Auge war seiner Kraft beraubt worden, und ich sah jetzt nichts anderes mehr als den Schuppen, den Hof und den herabströmenden Regen. Mir wurden keine Botschaft, keine Warnungen und keine Offenbarung mehr zuteil.

Und doch, etwas, das einem roten Haus und hohen Wäldern glich, sah ich jetzt von der grauen Wolkenwand sich abheben, aber es blieb dunkel und undeutlich.

Ich versuchte mich darüber zu freuen, weil ich nun wie alle anderen war; aber die Armut des Lebens bedrückte mich schwer, seitdem ich nichts Übernatürliches mehr sah oder hörte.

Ich hatte keine Freude mehr am Leben. Ich glich einem Menschen, der lange Zeit an einem reichbesetzten Hochzeitstisch gesessen hatte, jetzt aber kein Stückchen Brot mehr besaß, um seinen Hunger zu stillen.

Und ich hatte niemand mehr, der mich trösten konnte, denn Sigrun sollte in diesen Tagen heiraten und mit ihrem Manne nach der Pfarrei Applum in Bohuslän übersiedeln; sie hatte mich gefragt, ob ich sie in ihr neues Heim begleiten und ihr dort helfen wolle, denn so hatten wir es einmal vor langer Zeit miteinander ausgemacht. Aber ich hatte geantwortet, ich wolle lieber in Stenbroträsk bei meinen Eltern bleiben. Denn ich wollte nicht mit Sigrun fortziehen. Sie war nie wieder wie früher zu mir gewesen, seit ich über ihren Bräutigam etwas Schlechtes gesagt hatte; und ich konnte auch nicht mehr einen verirrten Vogel in ihr sehen, denn sie schien jetzt völlig in allem Menschlichen daheim zu sein.

Da, mitten in meinen trübsten Gedanken vernahm ich Schritte; der Schweigsame von den beiden Wanderern trat neben mich und beugte sich gegen die vollgeregneten Scheiben vor.

‚Das ist ein ganz merkwürdiges Fenster,' sagte er, während er meinen Arm berührte, damit ich hinausschaue. ‚Ich möchte wissen, ob Sie dasselbe sehen wie ich?'

‚Ich sehe gar nichts,' antwortete ich. ‚Aber warum sagen Sie, dieses Fenster sei merkwürdig?'

‚Nun, es ist doch gewiß merkwürdig, wenn ich durch das Fenster eines Hauses in Stenbroträsk den Hof Hånger in Dalsland sehe,' entgegnete er.

‚Ist das ein Hof, der hoch auf einem Hügel liegt, auf dessen Abhang Apfelbäume stehen?' fragte ich. ‚Gibt es dort ein Kellergebäude mit einem Dachstübchen und ein Gattertor mit einem alten, verfaulten Torpfosten, und sitzt dort eine alte Frau an dem Fenster der Kellerstube?'

‚Ja,' sagte er, indem er sich vorbeugte, um besser zu sehen. ‚So ist es. An dem Fenster der Stube sitzt eine alte Frau, es ist alles richtig.'

‚Und starrt sie nicht unausgesetzt auf den Torpfosten hin? Sieht es nicht aus, als könne sie den Blick nicht von ihm abwenden?'

‚Gewiß,' antwortete der Mann und holte tief Atem, ‚gewiß sitzt sie da und gibt acht, daß der Torpfosten nicht umfällt. Das muß sie bis ans Ende der Welt tun.'

Und ich sah, wie ihn das quälte, was er schaute. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, er war totenbleich, und es fiel ihm schwer, ein Wort herauszubringen.

Doch jetzt wendete er den Blick vom Fenster ab und drehte sich schnell nach mir um. — ‚Aber Sie sagen doch, Sie sähen nichts!‘ rief er.

‚Heute sehe ich nichts,‘ erwiderte ich. ‚Aber im letzten Frühjahr habe ich diesen Hof einmal gesehen.‘

Jetzt sah ich auch, daß sowohl meine Eltern als auch der andere fremde Mann zu uns hergekommen waren und uns zuhörten.

‚In unserer Familie sind viele, denen es ebenso ergeht,‘ sagte jetzt der zweite Fremde mit leiser Stimme zu meinem Vater, ‚aber ich habe bis heute nicht gewußt, daß mein Bruder hellseherisch ist.‘

Der jedoch, der mit mir gesprochen hatte, richtete den Blick wieder auf das Fenster, und gleich darauf wich er erschrocken zurück.

‚Jetzt hat sie mich angesehen!‘ rief er. ‚Und jetzt ist es gewiß aus und vorbei mit mir!‘

Es machte einen sonderbaren Eindruck, daß er, ein außerordentlich großer starker Mann, sich so fürchtete. Aber nicht einmal meine Mutter, die sonst leicht lachte, verzog den Mund auch nur zu einem Lächeln.

‚Wir wollen ein Gesangbuchlied singen,‘ flüsterte ich ihr zu. Und wir stimmten den ersten besten Liedervers an, der uns in den Sinn kam.

Während wir sangen, hörte der Regen auf. Die graue Wolke stand nicht mehr wie eine Mauer über dem Flusse, und in die Kammer fiel ein Sonnenstrahl herein.

Der Mann, der eben das Gesicht gehabt, war auf einen Stuhl gesunken und hatte die Hände vors Gesicht geschlagen. Er wagte weder aufzublicken, noch sich zu rühren.

Aber als es jetzt wieder heller und freundlicher wurde, begann der Bruder ihm vernünftig zuzureden.

‚Komm, komm, Jon!‘ sagte er. ‚Das Wetter ist wieder schön, und wir können weitergehen. Wenn du jetzt den Kopf in die Höhe hebst, wirst du sehen, daß alles verschwunden ist.‘

Aber Jon saß noch immer mit den Händen vor dem Gesicht zusammengesunken da und hob nur den Ellbogen, um den Bruder abzuwehren.

‚Nein, Anders, nein, laß mich in Ruh'!' sagte er. ‚Ich wag' es nicht.'

Da schaute Anders uns an und schüttelte den Kopf.

‚Es ist ja kein Wunder, wenn er sich fürchtet,' erklärte er. ‚Denn das, was er gesehen hat, ist tatsächlich in früheren Zeiten einmal gewesen; auf dem Hof, von dem er sprach, ist unser Urgroßvater geboren.'

‚Er sagte doch, dieser Hof heiße Hånger?' warf ich ein, da keines von den anderen ihm etwas erwiderte.

‚Ja,' sagte er, ‚er heißt Hånger, und er liegt in Dalsland, und wir, die wir von dort abstammen, heißen die Hångerer Riesen. Wir sind von größerem Körperbau als andere Menschen, und die Leute sagen, man könne nur schwer mit uns auskommen. Ich selbst aber kann nichts Außergewöhnliches an uns finden, ausgenommen, daß wir alle, einer wie der andere, durch Selbstmord endigen. So war es bei meinem Vater und bei meinem Großvater und auch schon bei dessen Vater.'

Nachdem er also gesprochen hatte, wurde es wieder ganz still im Zimmer. Ein Schauder überlief uns, und wir konnten weder etwas fragen, noch etwas sagen. Der Fremde jedoch meinte wohl, nachdem er soviel gesagt habe, müsse er fortfahren.

‚Nun, es soll auf einer alten Geschichte beruhen,' begann er wieder. ‚Die Männer, die damals auf Hånger wohnten, waren reiche, eigensinnige Menschen, die vor niemand den Nacken beugten und fast immer mit den Pfarrern in Streit gerieten. Ja, einer von ihnen soll gar einen Pfarrer aus Eifersucht erschlagen haben. Aber es kam nie heraus, wer an dem Morde schuldig war. Die Untat ist nie gesühnt worden, und deshalb mußten von jenem Tage an alle Männer von Hånger durch eigene Hand oder durch die anderer eines gewaltsamen Todes sterben.'

‚Aber so kann es doch unmöglich sein!' rief meine Mutter. ‚Die Unschuldigen müssen doch nicht für die Schuldigen leiden.'

‚Ach, man weiß nie, wie es sich damit verhält,' er-

widerte der Mann. ‚Auf Hånger aber lebte damals noch eine Frau, die Mutter dessen, der den Pfarrer erschlagen hatte. Von ihr heißt es, sie habe alles gewußt, sie habe auch ihrem Sohne geholfen, die Leiche unter dem einen Torpfosten zu vergraben, und noch lange nach dem Tode des Sohnes habe sie diesen Pfosten eifrig bewacht, damit er nicht umgehauen und nicht beschädigt oder mit einem anderen vertauscht würde. Sie zog in eine Kammer hinunter, die dicht bei dem Hoftor lag, und dort saß sie und hielt Tag und Nacht Wache, ja, es gibt Leute, die behaupten, sie bewache ihn heute noch. Jetzt gehört Hånger einer anderen Familie, und die Riesen sind nach allen Himmelsrichtungen zerstreut; aber alle, die mit der alten Frau zusammenhängen, scheinen sie sehen zu können. „Sie bleibt bei uns," sagen die Leute, „und paßt wohl auf, damit sich keiner der Sühne des großen Verbrechens entziehe".'

Aber meine Mutter war ganz empört.

‚Das kann doch unmöglich so fortgehen sollen,' sagte sie. ‚Ihr müßt entschieden etwas tun, um dieser Sache ein Ende zu machen.'

‚Ja, das ist sehr richtig,' meinte der Mann, ‚und es gibt auch solche, die es versucht haben. Zwei davon haben sich ausgedacht, es könne gut sein, wenn sie selbst Pfarrer würden. Aber ich weiß nicht, ob das der alten Frau recht war. Der eine von ihnen ist in jungen Jahren gestorben, der andere lebt noch.'

Ich erschrak immer mehr, und als ich mir alles zusammenreimte, was geschehen war, da wußte ich schon, was für eine Antwort ich auf die Frage bekommen würde, die ich jetzt an den Mann richtete, nämlich die Frage:

‚Heißt er vielleicht Rhånge?'

‚Aber Kind, was denkst du?' rief die Mutter.

Der Mann antwortete mir sofort:

‚Gewiß, ganz richtig. Er nennt sich Rhånge; das ist nur eine Abänderung von Hånger. Er ist Pfarrer in Applum in Bohuslän und soll sich, wie ich gehört habe, in diesen Tagen mit einer Tochter des Propstes von Stenbroträsk verheiraten.'"

Der Mann, der auf dem Eckplatz saß, machte eine heftige Bewegung.

„Nun, ich will nicht behaupten, daß man zuviel auf solche alte Geschichten geben soll," sagte Lotta Hedman. „Aber etwas ist vielleicht doch daran, und wer weiß, nachdem ich dies gehört, ist es am Ende unrecht von mir gewesen, daß ich Sigrun nicht nach Bohuslän begleitet habe. Und vielleicht mißglückt mir gerade deshalb alles. Wohl hab' ich die Fähigkeit, zu sehen und zu hören, wiedererlangt, aber niemand will auf mich merken, und das ist vielleicht die Strafe, weil ich Sigrun gegenüber meine Pflicht nicht erfüllt habe. Und falls ich jetzt recht daran tue, wenn — — —."

Sie brach plötzlich ab. Ihre eben noch so beweglichen Züge wurden starr und steif.

„Ich sehe etwas," sagte sie. „Ich sehe große Schneeflächen. Es ist sehr hell. Und ein Zelt ist da, ein schwarzes Zelt, und ein großer Schlitten..."

Gerade in diesem Augenblick fuhr der Zug an einem Bahnhof vor. Lotta Hedmans Reisegefährte sprang rasch von seinem Platz auf und hob den Arm, um seine Sachen herunterzunehmen.

Lotta Hedman merkte es nicht. Sie war ganz von dem hingenommen, was sich ihr offenbarte.

Als der Mann aus dem Zug gestiegen war und auf das Bahnhofsgebäude zuging, hörte er, wie Lottas Stimme ihn zurückrief; er schritt jedoch weiter, ohne sich umzudrehen.

„Mir ist befohlen," rief Lotta, während sie mit aller Kraft an dem Ledergurt zerrte, um das Fenster herunterzulassen, „mir ist befohlen, Ihnen zu sagen, daß Sie an dem, was Sie glauben, getan zu haben, unschuldig sind!"

Endlich glückte es ihr, das Fenster herabzulassen, und sie rief dieselben Worte noch einmal. Aber jetzt war der Mann verschwunden.

Die Begegnung

Zwei Tage später saß Lotta Hedman in einem Postkarren und fuhr auf einer steinigen Landstraße durch das Kirchspiel Algeröd, das im östlichen Bohuslän, weit weg vom Meer, dicht an der Grenze von Dalsland liegt.

„Barmherziger Himmel!" dachte sie, als sie um sich schaute. „Hier ist es ja noch schlimmer als in Lappland. So viel kahlen, felsigen Boden hab' ich meiner Lebetage nicht gesehen. Wie können Menschen in einer solchen Steinwüste leben und ihr Auskommen finden?"

Sie befand sich tatsächlich in einer Gegend, die nichts weiter aufwies, als eine breite, flache Hochebene. Hie und da zeigten sich wohl Wacholderbüsche und Heidekrautflächen, kleine Fichten und moosbewachsene Strecken, aber überall trat der Felsengrund deutlich zutage.

Je mehr Lotta von der Landschaft sah, desto niedergedrückter wurde sie.

„Was ist denn nur Sigrun und ihrem Manne eingefallen? Wie konnten sie in eine solche Gegend ziehen?" dachte sie. „Vorher scheinen sie es doch gut gehabt zu haben. Das nahe Meer, eine wohlhabende Gemeinde, ringsum Menschen. Warum haben sie sich nur in eine solche Wüste zurückgezogen?"

Es war, als ginge etwas von der Hoffnungslosigkeit dieser Steinwüste auf Lotta über.

„Hier kann weder ein Pfarrer noch irgendein anderer Mensch sein Leben fristen," sagte sie leise. „Ach, ich werde mich wohl wieder nach Hause begeben müssen, wenn sie nicht so viel haben, um mich bei sich aufzunehmen."

In diesem Augenblick kam es ihr etwas unüberlegt vor, daß sie sich zu ihrer Mitkonfirmandin Sigrun Rhånge auf den Weg gemacht hatte, ohne von dieser erwartet zu werden oder darum gebeten zu sein. Sie hätte es Sigrun unbedingt durch ihre Eltern wissen lassen, oder sie auf andere Weise von ihrer Ankunft unterrichten sollen.

„Lieber Gott," dachte sie, während sie auf dem Postkarren saß. „Seitdem Sigrun vor sechs Jahren Stenbroträsk verlassen hat, weiß ich fast nichts mehr von ihr. Sie schrieb mir wohl im ersten Jahr ein paar Briefe, und ich sah sie ja auch einigemal in dem Sommer, wo sie daheim auf Besuch war, aber wir haben uns beide nicht bemüht, die Freundschaft wieder aufzufrischen.

Immerhin darf ich die schönen Briefe, die ich von ihr nach der Geburt ihrer kleinen Tochter erhielt, nicht ver-

gessen. Sie waren mir eine große Freude. Sigrun wollte sogar, ich solle zu ihr hinunterkommen und ihr bei der Pflege der Kleinen helfen. Aber ich konnte ja nicht von meinen Eltern fort und hatte wohl auch keine Lust dazu. Ich dachte, es würde mir schwer fallen, bei Sigrun in Stellung zu sein, und ich fürchtete mich vor ihrem Mann. Später hab' ich das allerdings bereut, denn als das Kind starb, mußte ich immer wieder denken, ob es nicht vielleicht doch am Leben geblieben wäre, wenn ich Sigrun zur Seite gestanden und ihr bei der Pflege der Kleinen geholfen hätte. Und Sigrun denkt vielleicht ebenso. Denn von jener Zeit an hab' ich kein Wort mehr von ihr gehört."

Auf Lotta Hedmans Brust legte sich allmählich ein schwerer Druck. Diese ganze Reise war wahrscheinlich höchst überflüssig.

„Ja, das mag nun sein, wie es will," suchte sie ihre zunehmende Angst zu beschwichtigen, „eines ist sicher, ich habe jeden Tag Stimmen und Mahnungen gehört, die mir befahlen, zu reisen. Ich hatte bei meinen Berechnungen keine Ruhe mehr. — ‚Zuerst Sigrun, Sigrun zu allererst,' hieß es, wenn ich etwas über den Krieg und das tausendjährige Reich wissen wollte. Und als meine Eltern gestorben waren und mein Bruder unser Haus übernommen und mir nur die erbärmliche Kellerstube überlassen hatte, warum hätte ich mich nicht da auf den Weg machen sollen, um zu sehen, ob Sigrun mich nicht braucht? Komm, Lotta Hedman, raffe dich auf! Du hast jedenfalls etwas von der Welt gesehen, hast also dein Geld nicht ganz unnötig fortgeworfen!"

Gerade als sie auf diese Weise ihre sinkende Zuversicht neu zu beleben suchte, hob der Fuhrmann die Peitsche und deutete auf einen spitzigen, schwarzen Kirchturm, der aus einer Baumgruppe emporragte.

„Sehen Sie, dort ist die Kirche," sagte er. „Nun sind wir bald da."

Gleich darauf ging es bergab, auf ein schmales Tal zu. Lotta sah unten im Tal einen sich dahinschlängelnden Fluß, sie sah Höfe, Häuser, Äcker, Baumgruppen und eine kleine, weiße Kirche.

Aber ehe sie noch ins Tal hinuntergekommen waren, hob der Fuhrmann noch einmal die Peitsche.

„Ich glaube wahrhaftig, da geht die Frau Pfarrer auf der Straße vor uns her,“ sagte er.

Als Lotta Hedman diese Worte hörte, nahm der Druck auf ihrer Brust beständig zu, und sie konnte kaum mehr atmen. Ihr ganzer Mut verschwand.

„Ach, warum hab' ich mich nur so ohne weiteres auf den Weg gemacht?“ dachte sie. „Wer weiß, ob Sigrun überhaupt noch an mich denkt? Warum hab' ich mich auf dieses Abenteuer eingelassen? Am Ende nur, um verschmäht und verspottet zu werden.“

Als dann der Fuhrmann, der glaubte, sie wolle als Dienstmädchen auf den Pfarrhof, fragte, ob er halten solle, damit sie ihre neue Herrin begrüßen könne, wurde sie ganz verwirrt.

„Barmherziger Himmel!“ seufzte sie. „Ich hätte wirklich die größte Lust, umzudrehen.“

Und schließlich, als Sigrun nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt war, wurde Lottas Angst so groß, daß sie es nicht länger aushielt. Der Glaube an innere Stimmen und Mahnungen verließ sie vollständig. Sie streckte die Hand aus und griff nach den Zügeln.

„Wenden Sie um Himmels willen um!“ rief sie. „Ich will nicht weiterfahren. Ich bin sicher in einem falschen Ort.“

Aber sie waren Sigrun schon ganz nahe; diese hörte die Worte und drehte sich um. Als sie die fremde Frauensperson sah, die dem Kutscher die Zügel zu entwinden versuchte, flog ein leises Lächeln über ihr ernstes Gesicht.

Doch im nächsten Augenblick legte sie die Hand aufs Herz, das Lächeln erstarb ihr auf den Lippen, und sie eilte auf den Wagen zu.

„Bist du es Lotta? Bist du es wirklich?“ rief sie mit Tränen in den Augen.

Als Lotta die Pfarrfrau weinen sah, glaubte sie nicht anders, als Sigrun denke an ihr kleines Mädchen, das hatte sterben müssen, weil sie nicht zu seiner Pflege gekommen war.

Sie sprang auf die Straße und wollte auf der Landstraße auf die Knie fallen, um Sigrun um Verzeihung zu bitten.

Aber ehe sie so weit gekommen war, fing Sigrun sie

9*

in ihren Armen auf und sagte, sie sei sehr, sehr glücklich, sie zu sehen.

Und es wurde Lotta klar, daß Sigrun vor Freude weinte, weil sie gekommen war.

Da wurde sie selbst sehr froh und meinte, das sei das Schönste, was ihr jemals widerfahren sei. Aber zugleich dachte sie: „Wie unglücklich muß Sigrun sein! Wäre sie es nicht, so würde sie sich nicht so freuen, ihre alte, arme Mitkonfirmandin wiederzusehen.“

Der Pfarrhof

Es war an einem Abend im November, wo die Tage kurz sind und die Nächte niemals ein Ende zu nehmen scheinen.

In der ganzen Umgebung des Pfarrhofs von Algeröd herrschte Ruhe und Stille und ebenso auf dem Pfarrhof selbst. Die Pferde waren von der Arbeit heimgekommen und standen schon im Stall. Die Kühe waren gemolken und die Hühner auf ihre Sitzstangen hinaufgeflogen.

Im Brauhaus, oder richtiger gesagt, in der kleinen Kammer innerhalb des Brauhauses, saß an diesem stillen Abend Lotta Hedman bei ihren Berechnungen. Sie hatte die Bibel vor sich samt Feder, Tinte und Papier und stellte gründliche Forschungen in dem ihr so lieben Buch der Offenbarung an.

In der Küche des großen Wohnhauses hatte man das Feuer im Herd ausgehen lassen; die Köchin und das Hausmädchen saßen an der Nähmaschine und versuchten, einer Bluse, die die Näherin verschnitten hatte, doch noch eine ordentliche Form zu geben. In der Gesindestube aber dehnte und streckte sich der Knecht auf einer Bank und wartete auf das Abendessen.

Der Pfarrer selbst saß in seinem Arbeitszimmer, aber nicht am Schreibtisch, sondern in einem Schaukelstuhl, der in einer Ecke stand. Er hatte eine Lampe neben sich und las in einer Zeitung. Wenn er die Augen hob, konnte er ins nächste Zimmer sehen, wo seine Frau sich auf einem kleinen Schemel vor dem Ofen niedergelassen hatte.

Sie stützte das Kinn auf die Hände und schaute in das brennende Holzfeuer.

Neben Sigrun saß der kranke Amtsrichter, den die Pfarrleute als Pensionär bei sich aufgenommen hatten, um damit ihrer großen Armut, in die sie seit der Übersiedlung in diese magere Pfarrei im Gebirge geraten waren, etwas abzuhelfen. Der Amtsrichter war ein fünfzigjähriger Mann, der bisher immer nur sein Leben genossen hatte. Jetzt aber war er unter Vormundschaft gestellt und in diese Einöde verbannt worden, damit er das Wenige, was er an Geld und Gesundheit noch übrig hatte, nicht auch noch verschwendete.

Dem Amtsrichter war wohl anzumerken, daß er einmal einen Schlaganfall gehabt hatte, denn sein Gesicht war ein wenig schief, und das linke Augenlid hing übers Auge herab und ging nicht mehr recht in die Höhe; aber dessenungeachtet war der Amtsrichter eine schöne Erscheinung mit strammer Haltung. Er benahm sich äußerst weltgewandt hatte große Reisen gemacht und war ein kluger, unterhaltender Mann.

Jetzt hatte er sich einen Lehnstuhl ans Feuer gezogen und erzählte Sigrun, wie es in der Fremde, in der weiten Welt, die Sigrun nie gesehen hatte und nie sehen würde, aussah. Ach, sie war ja in einem kleinen, armseligen schwedischen Pfarrhof begraben!

Sigrun war mit ihren eigenen Gedanken und unruhigen Wünschen beschäftigt und ließ den Redestrom über sich hinbrausen. Sie wünschte, sie hätte der Erzählung ordentlich folgen können. Das würde ihre eigene angstvolle Sehnsucht verscheucht haben; aber sie vermochte es nicht.

Der Pfarrer hob mitunter den Kopf und betrachtete die beiden von dem Zimmer aus, wo er saß. Und wenn er aufhorchte, konnte er hören, daß von den großen Städten in den Ländern die Rede war, wo der Krieg jetzt am schlimmsten raste. Und er dachte, Sigrun sei wirklich sehr geduldig, weil sie es fertig brachte, dieses endlose Geschwätz anzuhören.

Draußen im Brauhaus bei Lotta Hedman hatte mittlerweile die Stallmagd die Milchgeschirre mit heißem Wasser ausgespült; damit war ihre Arbeit getan, und

da nun das Brauhaus an diesem Tage nicht mehr benutzt wurde, siedelte Lotta mit ihrer Lampe, ihrem Tisch und ihrer Bibel dahin über. Vor den großen, schwarzen Herd mit seinen riesigen eingemauerten Kesseln zog Lotta geblümte Kattunvorhänge, die alles Schwarze und Verräucherte verdeckten, und nun sah das Brauhaus fast aus wie ein Wohnzimmer.

Lotta hatte einen bequemen Korbstuhl für sich, aber sie holte noch einen zweiten aus ihrem Zimmer und stellte ihn neben den Tisch. Denn Lotta war es gewohnt, daß Sigrun zu ihr herauskam und einen Teil des langen Abends mit ihr verplauderte. Mitunter kam auch der im Hause einquartierte Amtsrichter herüber, saß lange bei ihr und brachte sie dazu, von Sigrun zu sprechen, ja manchmal erschien sogar auch der Pfarrer, neckte sie wohl ein wenig und fragte sie, ob sie sich jetzt über das Buch mit den sieben Siegeln und das herrliche tausendjährige Reich klar geworden sei.

Der Pfarrer und seine Frau hatten Lotta Hedman angeboten, bei ihnen zu bleiben und die Hühner und andere kleine Haustiere zu versorgen, hatten ihr indes gleich gesagt, sie müsse sich damit begnügen, im Brauhaus zu wohnen. Lotta war mit Freuden auf diesen Vorschlag eingegangen. Sigrun hatte selbst die Brauhausstube tapeziert und Vorhänge für sie dort aufgesteckt. Lotta hatte ihre Sachen aus Stenbroträsk kommen lassen, sie kochte sich selbst und war dadurch von den anderen Leuten auf dem Hof unabhängig. Abends stand ihr dann das ganze Brauhaus zur Verfügung. Dann dachte sie, nun habe sie wahrhaftig einen richtigen Saal für sich, in dem man sogar tanzen könnte.

Ungefähr zur selben Zeit, als an jenem Abend Lotta aus ihrem Stübchen ins Brauhaus übersiedelte, verließ der Knecht die Gesindestube und ging in die Küche, um mit jemand plaudern zu können. Auch die Stallmagd war dorthin gekommen. Und nun begannen sie in der Küche über die Herrschaft zu sprechen und sich zu fragen, ob der Pfarrer nicht sehe, daß der Amtsrichter in seine Frau verliebt sei.

„Er soll doch früher fürchterlich eifersüchtig gewesen sein," sagte die Stallmagd, „und er ist nur hierher ge-

zogen, damit sie mit keinem anderen als mit ihm zusammenkommt. Aber daß der Amtsrichter in sie verliebt ist, darum kümmert er sich nicht."

„Er denkt wohl, es lohne sich nicht," entgegnete der Knecht. „Ein so alter, vom Schlag getroffener Mann!"

Vor dem Feuer in der guten Stube saß indessen der kranke Amtsrichter wie vorher. Aber er sprach jetzt nicht mehr, sondern hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt und saß in Gedanken versunken da.

Er wußte, Sigrun hörte nicht auf das, was er ihr erzählte. Wovon sollte er nur sprechen, um sie zu zwingen, auf ihn zu horchen?

Er hatte mit ihr über das Leben in der großen Welt draußen gesprochen und von der Rolle, die die schönen Frauen dort spielen. Er hatte erklärt, sie seien es, die einen mit dem Dasein aussöhnten. Ja, er hatte behauptet, die Männer würden gut und fügsam, sobald sie der Schönheit in Gestalt eines jungen Weibes begegneten. Und dann hatte er zu Sigrun gesagt, wer dieses Gottesgeschenk der Schönheit habe, müsse es als seine Pflicht betrachten, sie heilend, versöhnend, verbessernd auf die Menschen wirken zu lassen.

Doch er wußte kaum, ob Sigrun überhaupt ein Wort von dem, was er gesagt, gehört hatte.

Wenn ihr Mann anwesend war, fiel es ihm leichter, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dann sprach er nie mit ihr, sondern nur mit ihm.

Und er war überzeugt, daß er sie dann zwang, Vergleiche anzustellen zwischen ihm, dem erfahrenen Weltmann, und dem einfachen Pfarrer, Vergleiche zwischen einem Manne, der wichtige Ereignisse erlebt hatte und mit bedeutenden Menschen zusammengetroffen war, und einem anderen Mann, der sich in einer Einöde vergrub, der nicht studierte, nicht vorwärts strebte, sondern immer mehr auf die Stufe eines gewöhnlichen, einfachen Landpfarrers herabsank.

Der Pfarrer verachtete ihn, das wußte er wohl, denn er wurde von ihm oft spöttisch und unduldsam behandelt. Er ertrug es indes mit großer Geduld, weil er wußte, daß nichts diesen Mann in den Augen seiner Frau mehr

heruntersetzte, als wenn er sich taktlos und ohne Zartgefühl benahm.

Nachdem der Amtsrichter einige Minuten still dagesessen hatte, begann er, wie das ja während des Weltkriegs nahe lag, vom Roten Kreuz und seinem Gründer, von dessen Organisation und von den großen Taten der tapferen Krankenpflegerinnen des Roten Kreuzes im Kriege zu sprechen.

Jetzt wurde die schöne Frau neben ihm aufmerksam, das merkte er sofort, jawohl, sie riß sich von ihren eigenen Gedanken los und hörte ihm zu.

Und in demselben Augenblick, wo der Amtsrichter von dem Roten Kreuz zu sprechen anfing, schaute Lotta Hedman von ihrer Bibel auf. Ihre Gedanken waren aufgeregt, und sie konnte sie nicht bei dem Studium festhalten. — „Ich möchte nur wissen, ob Sigrun ihren Mann nicht mehr lieb hat," dachte sie. „Sie spricht fast nie von ihm. Die Dienstboten sagen, er quäle sie mit seiner Eifersucht. Aber so viel ist sicher, damit tut er ihr Unrecht. Denn wenn sie ihn auch nicht mehr liebt, so hat sie gewiß auch keinen anderen lieb."

Über Lottas sorgenvolles Gesicht flog ein flüchtiges Lächeln.

„Mag dieser alte, kranke Amtsrichter sich noch so sehr an sie heranmachen," dachte sie, „das tut nichts, denn sie fragt nach niemand. Aber ein Unglück ist's doch, wenn man so schön ist wie Sigrun," schloß sie. „Da hast du es ruhiger, Lotta."

Sie richtete den Blick auf die Bibel und versuchte, nicht mehr an Sigrun zu denken. — „Ach, es wird ihr doch nichts zustoßen, weil ich so besorgt bin!" flüsterte sie vor sich hin.

Der Pfarrer saß noch immer in seinem Zimmer und las bei seiner Lampe. Ein Mal ums andere hatte er seinen Blick auf die beiden am Feuer gerichtet und sie mit größter Ruhe und Gleichgültigkeit dort sitzen sehen, und auch die beiden dachten ohne die geringste Sorge daran, daß er sie von seinem Platz aus sehen könnte. Aber plötzlich bemerkte er eine Veränderung. Er hätte unmöglich sagen können, worin diese bestand. Vielleicht hatte die Stimme des Sprechenden einen lauteren, wär-

meren Klang bekommen, vielleicht hatte die junge Frau ihre Stellung verändert. Jedenfalls legte der Pfarrer die Zeitung weg, stand auf, und während er alle seine Sinne anspannte, beugte er sich vor und beobachtete die beiden im nächsten Zimmer.

Der Fremde erzählte immer noch von den Krankenpflegerinnen und den Werken der Barmherzigkeit während des Krieges. Als er eine Weile gesprochen hatte, sah er, wie eine Träne über die Wange der jungen Frau rollte und in ihren Schoß fiel, dort eine Sekunde lang hellglänzend liegen blieb und dann verschwand; und hierauf folgte leise Träne auf Träne.

Noch lange erzählte der Amtsrichter weiter, ohne anscheinend Sigruns Bewegung zu bemerken, doch plötzlich beugte er sich so weit vor, daß er sie fast berührte.

„So, das ist's, was Sie möchten! Das ist's, wonach Sie sich sehnen!“ sagte er. „Sie möchten mit da draußen sein.“

Sie faltete die Hände und streckte sie ihm entgegen.

„Sollte ich mich nicht von ganzer Seele danach sehnen?“ rief sie. „Ist es nicht entsetzlich, hier so behaglich dahinzuleben und nichts zu tun?“

„Aber Sie könnten sich doch wohl losmachen?“

„Es wäre ja nicht gerade ein Unrecht,“ sagte die junge Frau und streckte noch immer die gefalteten Hände dem hin, mit dem sie sprach. „Könnte ich nicht wenigstens eine kurze Zeit frei werden? Ich bin ja doch ein Mensch. Ich muß ein einziges Mal selbst über mich bestimmen können.“

Der kranke Mann ergriff ihre Hände und zog diese an sich. — „Natürlich, Sie haben ein Recht auf das Leben genau wie die anderen!“ erwiderte er.

In diesem Augenblick vernahmen sie Schritte hinter sich, sie sahen ein verstörtes Gesicht unter der Tür des Arbeitszimmer und schrien beide laut auf vor Entsetzen. Der Pfarrer kam auf sie zugestürzt, so fürchterlich erregt, daß jede Möglichkeit einer Erklärung ausgeschlossen war.

Der Amtsrichter schien die Besinnung vollständig zu verlieren. Er kauerte sich in seinem Stuhl zusammen,

ohne sich zu rühren, aber Sigrun warf sich ihrem Mann entgegen, um ihn aufzuhalten.

„Laufen Sie so schnell Sie können davon!" rief sie zugleich. Und nun setzte sich der Amtsrichter wirklich in Bewegung, er eilte auf die Tür zu, während sie selbst ihren Mann einen Augenblick festhielt.

„Aber Eduard, was ist denn? Was hast du nur?" fragte sie.

Er gab keine Antwort, sondern schleuderte sie auf die Seite. Sie fiel zu Boden, verletzte sich an einer Tischecke und blieb liegen; aber der Pfarrer stürzte, ohne sich um sie zu kümmern, hinter dem Fliehenden her, hinaus auf den Flur, die Treppe hinab, über den Hof.

Lotta Hedman, die im Brauhaus noch immer vor ihrer Bibel saß, hörte plötzlich lautes Geschrei, Türenzuschlagen und flüchtige Schritte. Sie stand schnell auf, öffnete die Brauhaustür und schaute hinaus. Zwei Männer eilten an ihr vorbei über den Hof und verschwanden im Dunkel der Nacht.

Während Lotta noch ganz entsetzt unter der Brauhaustür stand und auf die verhallenden Schritte lauschte, waren die Knechte und die Mägde in der Küche, die auch das Türenzuschlagen und die lauten Rufe gehört hatten, von ihren Plätzen aufgesprungen. Gleich darauf sahen sie die Pfarrfrau mit zerzausten Haaren, in einem unordentlich sitzenden Kleid und mit einer blutenden Wunde an der Schläfe zu sich hereinwanken. Alle wollten auf sie zueilen, aber sie hielt sie mit einer ungeduldigen Handbewegung zurück.

„Kümmert euch nicht um mich!" befahl sie. „Lauft lieber Eduard und dem anderen nach! Lauft rasch und nehmt euch um sie an, damit nicht einer den anderen totschlägt!"

Und als die vier ruhig stehen blieben, ohne in ihrer Bestürzung zu tun, was sie befohlen hatte, brach sie in ein heftiges Geschrei aus.

„Warum steht ihr noch da und seht mich an! Lauft ihnen doch nach, damit nicht einer den anderen totschlägt!"

Da machte sich der Knecht auf den Weg, und die Stallmagd, die groß und stark war, begleitete ihn; die

anderen zwei aber blieben in der Küche zurück, um sich ihrer Herrin anzunehmen.

Sie stellten ihr einen Stuhl hin und baten sie, sich zu setzen, denn sie wankte so heftig, wie wenn der Küchenboden unter ihr schwankte.

Jetzt aber waren ihre Kräfte zu Ende, und sie fing wie ein Kind zu jammern an.

„Bringt mich zu Lotta Hedman!" sagte sie. „Bringt mich zu Lotta Hedman!"

So stützten denn die Mädchen ihre Herrin auf beiden Seiten und führten sie quer über den Hof ins Brauhaus.

Lotta Hedman, die noch unter der Tür des Brauhauses stand, sah sie daherkommen; sie eilte Sigrun entgegen und führte sie zu dem Korbstuhl, der schon den ganzen Abend dagestanden und auf sie gewartet hatte.

„Und ich habe nichts Böses getan, Lotta," sagte Sigrun, „nicht das geringste Unrecht. Wir plauderten nur ganz ruhig miteinander; er saß im nächsten Zimmer, und dann fiel er über uns her."

Plötzlich wurde sie totenbleich und verlor beinahe das Bewußtsein; aber Lotta bespritzte sie mit Wasser, und da erholte sie sich rasch.

Dann wusch Lotta Sigruns Wunde aus, und sie sah, daß diese weder tief noch gefährlich war, aber was sie sehr erschreckte, war, daß Sigrun nicht ganz bei Sinnen zu sein schien. Sie sprach unaufhörlich und wiederholte beständig ein und dasselbe. Ihre Stimme war kreischend und hart und ganz und gar nicht sanft wie sonst.

Sie wollte offenbar Lotta erzählen, wie alles zugegangen sei, konnte jedoch nur immer dasselbe wiederholen.

„Und ich habe nichts Böses getan. Wir plauderten nur ganz ruhig miteinander; er saß im nächsten Zimmer, und dann fiel er über uns her."

Sie zitterte und bebte und schaute mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen von einem zum andern.

„Ich habe nichts Böses getan, Lotta. Wir plauderten nur ganz ruhig miteinander; er saß im nächsten Zimmer, und dann fiel er über uns her."

„Ach, das weiß ich recht gut, Sigrun, daß du nichts

Böses getan hast," sagte Lotta und duzte sie wie in früheren Tagen.

„Du verstehst doch, Lotta," begann Sigrun aufs neue. „Ich habe nichts..."

Lotta versuchte sie zu unterbrechen.

„Ich fürchte, du wirst krank, Sigrun," sagte sie. „Wir wollen Malin bitten, dein Bett zurechtzumachen, damit du dich niederlegen kannst."

Als Lotta dies sagte, hörte Sigruns Redestrom plötzlich auf.

„Nein, nicht dort! Ich gehe nie mehr zu ihm zurück," sagte die Kranke ganz kurz und deutlich.

„Aber liebstes Kind!" entgegnete Lotta. „Das ist doch nicht dein Ernst?"

„Ich will hier bleiben, Lotta," sagte Sigrun. „Und ich will mich in dein Bett legen. Ich weiß, ich werde krank. Da will ich an einem Platz liegen, wo ich mich geborgen fühle."

Gleich darauf begann sie wieder mit ihrem:

„Ich habe nichts Böses getan. Wir plauderten nur ganz ruhig miteinander; er saß im nächsten Zimmer, und dann fiel er über uns her."

Dabei sah sie die andern mit verstörten Augen an, gleich als wundere sie sich, warum sie nicht mit Teilnahme zuhörten.

Lotta beriet sich leise mit den beiden Dienstmädchen. Sie hielten es für das beste, sich den Wünschen der verängstigten Hausfrau zu fügen. Rasch lief das Hausmädchen in das große Wohnhaus und kam mit Bettüchern, Kissen und Decken zurück. Und nun begann Sigrun sich schnell zu entkleiden. Sie hatten kaum das Bett in Ordnung bringen können, als sie auch schon bereit war, sich hineinzulegen.

Noch während sie ins Bett stieg, schrie sie so laut, daß man es über den ganzen Hof hören mußte: „Ich habe nichts Böses getan. Wir plauderten nur ganz ruhig miteinander; er saß im nächsten Zimmer, und dann fiel er über uns her."

Als sie sich glücklich niedergelegt hatte, befahl sie Lotta Hedman mit ihrer gewohnten Stimme:

„Du darfst nicht zu Bett gehen, Lotta. Du mußt dort

draußen am Tisch sitzen und in deiner Bibel lesen. Und du darfst mich von keinem Menschen auf der ganzen Welt von hier wegholen lassen."

So geschah es. Lotta setzte sich vor ihre Bibel, und die Köchin und das Hausmädchen gingen ins Haus, um zu sehen, wie es dort stehe.

Gleich darauf kam eine von ihnen zurück und berichtete, es habe sich nichts von alledem ereignet, was man hatte befürchten können. Der Gast sei entkommen, der Pfarrer aber sei während der Verfolgung in einen Graben gestürzt, und man fürchte, er habe ein Bein gebrochen. Das sei schlimm genug, doch längst nicht das schlimmste, was hätte geschehen können.

Sigrun schrie noch immer laut ihre Erklärung; aber nachdem Lotta ihr mehrere Male versichert hatte, daß kein Kampf stattgefunden, schien sie sich zu beruhigen und schlummerte ein.

Vorbereitungen

Menschen, die auf die eine oder andere Weise Kenntnis von dem beklagenswerten Ereignis erhalten haben, das sich eine Woche später auf dem Pfarrhof von Algeröd zutrug, wollen meistens Lotta Hedman die ganze Schuld daran aufladen.

„Wenn die junge Pfarrfrau nicht dieses überspannte Geschöpf um sich gehabt hätte, das ihr mit seinen Gesichten den Kopf verdrehte, wäre gar kein Unglück geschehen," sagen sie.

Aber damit tun sie Lotta Hedman wirklich unrecht. In ihrem ganzen Leben war sie nie stiller, nie besonnener gewesen, als während jener Zeit. Ihre Freunde in der anderen Welt ließen sie in völliger Unkenntnis, sie hatte also von dem, was bevorstand, nicht die geringste Ahnung.

In der ersten Nacht, wo sie bei Sigrun wachte, war sie in großer Angst und Unruhe, das ist selbstverständlich. „Wie wird das enden?" fragte sie sich wieder und wieder. „Wie sollen diese beiden Menschen nur ein neues gemeinsames Leben beginnen? Sigrun ist ja ganz außer

sich vor Angst, er aber muß jede Vernunft verloren haben und wie ein wildes Tier vorgegangen sein."

„Aber es war ja doch nur Eifersucht," tröstete sie sich. „Und wenn Sigrun sich auch ein wenig vor ihm fürchtet, merkt man ja doch, daß sie ihn lieb hat. Solange aber ihre Liebe nicht tot ist, kann diese sie gewiß wieder zusammenführen."

Gegen ein Uhr nachts öffnete Sigrun die Augen. Verwundert setzte sie sich im Bett auf und betrachtete die ungewohnte Umgebung. Sie schien zuerst ein wenig verwirrt zu sein, faßte sich aber bald und sagte mit vollkommen ruhiger Stimme zu Lotta:

„Jetzt kannst du dich auch hinlegen, Lotta, aber du mußt die Lampe brennen lassen, und du darfst dich nicht ausziehen. Du mußt bereit sein, mich zu verteidigen."

Darauf sank sie wieder in die Kissen zurück und fiel aufs neue in Schlaf. — „Sie fürchtet sich noch immer, aber sie ist vollkommen klar," dachte Lotta Hedman. „Gott sei Lob und Dank! Morgen ist sie wieder gesund."

Sie tat, wie ihr befohlen war, legte sich auf ein kleines Schlafsofa und schlief bis gegen sieben Uhr; dann stand sie auf, um in den Stall zu gehen und ihr Kleinvieh zu versorgen. Aber als sie die Tür öffnete, rief Sigrun sie zurück.

Sie zitterte und weinte, weil Lotta sie hatte verlassen wollen. Wieder war sie tief erregt, und als Lotta ihr sagte, ihr Mann sei gestürzt und könne sich nicht rühren, war sie unfähig, es ganz zu erfassen.

Lotta blieb also nichts anderes übrig, als sich ans Fenster zu stellen und in die graue Herbstdämmerung hinauszuspähen, bis die Stallmagd vorbeikam. Denn sie mußte sie hereinrufen und ihr sagen, daß die Frau Pfarrer noch zu krank sei, um allein gelassen zu werden, und sie bitten, ihre, Lottas Pflichten, für diesen Morgen zu übernehmen.

Von der Stallmagd erfuhr sie allerlei Neues. Der Amtsrichter war gar nicht zurückgekommen. Er hatte sich zum Kirchenvorsteher geflüchtet, der ein Stück südwärts vom Pfarrhof wohnte. Dort hatte er die Nacht zugebracht, und jetzt am Morgen war der Knecht des Kirchen-

vorstehers gekommen, um die Sachen des Amtsrichters zu holen.

Aber das bedauere niemand, sagte die Magd. Alle seien froh darüber, daß der Mann den Hof verlassen habe.

Und mit dem Herrn Pfarrer stehe es wirklich schlimm. Er selbst glaube, er habe sich ein Bein gebrochen. Sie hätten schon an den Arzt telephoniert, und dieser habe versprochen, im Laufe des Tages zu kommen.

„So geht's, wenn man sich nicht wie ein gebildeter Mensch benimmt!" schloß die Stallmagd. „Wir wußten ja alle, daß der Amtsrichter in die Frau Pfarrer verliebt ist, aber es wäre keines von uns so verrückt gewesen, zu glauben, sie könne sich aus so einem alten kranken Kerl etwas machen."

Lotta Hedman war ihrerseits ganz froh über diesen Beinbruch. Der Pfarrer mußte dadurch das Bett hüten, und Sigrun hatte Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen. Deshalb betrachtete Lotta diesen Unfall fast als eine gnädige Fügung Gottes.

„Gott sei Lob und Dank!" sagte sie seufzend. „Nun wird alles gut. Und wenn dies überstanden ist, werden sie vielleicht glücklicher als vorher."

Späterhin am Morgen kam der Hofjunge des Kirchenvorstehers mit einem Brief dahergeschlichen, aber Lotta Hedman schickte ihn mit dem uneröffneten Brief zurück.

Sonst war es ein stiller, ruhiger Tag. Sigrun stand nicht auf, sondern schlief Stunde um Stunde weiter. Und nicht nur sie schlief; der ganze Hof schien in denselben Schlummer versenkt worden zu sein wie die Hausfrau.

„Hier ist's heute über die Maßen still, es wird einem ganz unheimlich zumute," sagten die Köchin und das Hausmädchen, als sie ins Brauhaus hinüberkamen, um sich nach ihrer Herrin zu erkundigen. „Es ist, als liege jemand im Sterben."

Nach einer Weile schickte der Pfarrer nach Lotta, um von ihr zu erfahren, wie es seiner Frau gehe. Lotta ging zu ihm hinüber und sagte, was ja auch die Wahrheit war, Sigrun schlafe unausgesetzt, sie habe kein Fieber,

und die kleine Schramme auf ihrer Stirn habe nicht das geringste zu bedeuten.

Aber als er vorschlug, sie sollten Sigrun ins Wohnhaus herüberschaffen, wollte Lotta nichts davon wissen; sie erklärte es fürs beste, Sigrun bleibe, wo sie sich jetzt befinde. Sie zittere am ganzen Körper und habe entsetzlich Angst.

„Sie fürchtet sich gewiß vor mir," sagte der Pfarrer. Seine Gesichtszüge drückten tiefen Schmerz aus. Es war nicht allein das gebrochene Bein, was ihm weh tat.

„Sie kommt von selbst zurück, sobald sie wieder bei Kräften ist," entgegnete Lotta hastig.

Der Kranke seufzte. „Nein, sie kommt nie mehr zu zurück," sagte er, „nie mehr. Sie wird nie mehr den Mut haben, zurückzukommen."

Lotta Hedman hätte nicht geglaubt, daß sie mit dem Manne, der ihr die schönsten Jugendträume zerstört hatte, jemals Mitleid haben würde. Aber jetzt versuchte sie, ihn doch zu trösten.

„Ach, das Glück wird gewiß in dieses Haus zurückkehren!" sagte sie.

Sie dachte wirklich mit keinem Gedanken daran, Mann und Frau zu trennen. Im Gegenteil, sie tat alles, was in ihrer Macht stand, sie zu versöhnen und wieder zu vereinigen.

Als der Doktor gegen Abend kam, sagte er ungefähr dasselbe über Sigrun wie Lotta: Sie habe keine eigentliche Krankheit, und sie werde gewiß wieder gesund werden, wenn man sie nur zur Ruhe kommen lasse. Aber ihre Nerven seien zerrüttet, und jetzt sei eine Art Krisis eingetreten.

Man müsse sehr vorsichtig mit ihr sein. Man dürfe ihr nicht widersprechen und sie nicht anstrengen. Auch dürfe man sie nicht überreden, etwas anderes zu tun, als das, wozu sie Lust habe.

„Ich bin mir über diesen Fall noch nicht ganz klar," sagte der Arzt. „Denn es kann sich auch ganz anders verhalten. Frau Rhånge kann möglicherweise von jemand angesteckt sein und den Keim zu einer Krankheit in sich tragen, die schnell und heftig zum Ausbruch kommen wird. Aber das kann ich jetzt noch nicht sagen."

Späterhin waren diese Worte des Doktors, die verschiedene Leute vom Hof gehört hatten, Lotta von sehr großem Nutzen. Sie wunderte sich dann, daß sie gesagt worden waren, und schrieb auch das einer höheren Fügung zu.

Auf diese Weise verging eine ganze Woche. Täglich kam ein heimlicher Bote von dem Gast des Kirchenvorstehers, mußte aber jedesmal unverrichteter Dinge wieder abziehen. Tagtäglich wurde Lotta zum Pfarrer gerufen, um Bericht zu erstatten. Täglich schlief Sigrun vom Morgen bis zum Abend.

Als Lotta später über dieses Schlafen nachdachte, sagte sie sich: „Es lebte etwas in ihr, das wußte, was ihr bevorstand. Sie schlief nicht, weil sie müde und matt war, sondern sie sammelte Kräfte."

Selbst in den Stunden, wo die junge Frau wach war, lag sie still und schweigend da.

Dann runzelte sie die Stirn, und manchmal nickte sie mit dem Kopfe, wie wenn sie etwas bejahe, was sie sich selbst vorgeschlagen hatte. Lotta dachte wohl, Sigrun schmiede gewiß Zukunftspläne, aber vorläufig hatte sie keine Kenntnis von ihnen.

Eines Tages bat Sigrun Lotta, ins Pfarrhaus hinüberzugehen und ihr siebenhundert Kronen zu holen, die sie in einer Kommodenschublade liegen hatte. „Diese Summe gehört mir," sagte sie. „Ich habe sie mir von dem Geld, das ich von meinen Eltern zu verschiedenen Geburtstagen erhielt, zusammengespart. Du wirst verstehen, daß ich dieses Geld bei mir haben möchte; es ist mir ungemütlich, wenn es in dem leeren Haus liegt."

Lotta fand das sehr richtig, und sie holte das Geld.

An einem anderen Tag sehnte sich Sigrun danach, etwas zu lesen, und Lotta brachte ihr eine Zeitung. Sie lag lange da und studierte die Anzeigen der Dampfschiff- und Eisenbahnverbindungen. Dann legte sie das Blatt weg. Lotta gab nicht weiter darauf acht, als das geschah, aber später fiel es ihr wieder ein.

Während dieser stillen Woche war es ernstlich Winter geworden. Es herrschte zwar noch keine besondere Kälte, aber es lag doch so viel Schnee, daß der Boden weiß war. Ja, man konnte sogar Schlitten fahren.

Dieses Weiß vor dem Fenster, das Sigrun an ihre Heimat mit ihren langen Wintern erinnerte, schien einen wohltätigen Einfluß auf sie auszuüben. An demselben Tag, wo der erste Schnee fiel, stand sie auf und kleidete sich an.

„Das ist recht, meine Liebe," sagte Lotta Hedman. „Wenn du versuchst, ein wenig aufzustehen, kommst du gewiß früher zu Kräften. Nun werde ich dich gewiß bis Weihnachten wieder gesund pflegen können, daran zweifle ich gar nicht."

Die junge Frau hielt mitten im Ankleiden inne.

„Ist es schon bald Weihnachten?" fragte sie. „Das hatte ich ganz vergessen." Sie war sichtlich unangenehm davon berührt, daß sie an das bevorstehende Fest erinnert worden war. Weihnachten konnte sie unmöglich wo anders als im eigenen Hause feiern, das schien ihr plötzlich klar geworden zu sein. „Wenn etwas geschieht, muß es vor Weihnachten geschehen," murmelte sie. „Ich muß vor Weihnachten fertig sein."

Lotta Hedman aber, die diese Worte hörte, glaubte, es handle sich um irgendein Geschenk, das bis zum Weihnachtsabend fertig sein müsse.

Eines Abends erzählte Lotta Hedman Sigrun von dem Mann, den sie im Zug getroffen hatte. Sie beschrieb sein Aussehen, seine sanfte, wohltuende Stimme, seine Demut.

„Er war sehr freundlich gegen mich," sagte sie. „Aber als ich eines meiner Gesichte hatte, lief er mir davon."

„Was für ein Gesicht war das?" fragte Sigrun.

„Es handelte sich um etwas weit droben im Norden," antwortete Lotta. „Ich sah ein mit Eis bedecktes Stück Land und ein schwarzes Zelt und einen großen Schlitten."

Sigrun lag ganz still da und suchte in ihrer Erinnerung.

„Weißt du, Lotta, du bist doch ein merkwürdiges Geschöpf," sagte sie nach einer Weile. „Den du da getroffen hast, kann niemand anders sein, als Sven Elversson. Er sah genau so aus wie der Mann, den du beschrieben hast, und es sähe ihm ganz ähnlich, davon=

zulaufen, als du anfingst, etwas zu sehen, das an Eisfelder und Polarreisen erinnerte."

„Wer ist Sven Elversson?" erkundigte sich Lotta.

Bei dieser Frage erwachte Sigrun ein bißchen aus ihrer Stumpfheit, und sie erzählte Lotta einen Teil von Sven Elverssons Geschichte.

„Ich wollte, ich wüßte, wo er sich jetzt befindet," sagte sie zuletzt. „Er war ein sehr guter, aber sehr unglücklicher Mensch. Ich glaube, er kam sich so verachtet, so erniedrigt vor, daß er es als seine Aufgabe betrachtete, sich um Dinge anzunehmen, für die sich andere zu gut hielten. So ließ er sich zum Beispiel einmal zu einem Mörder in dessen Zelle einsperren, um ihn zu einem Geständnis zu überreden. Er heiratete eine Kleinkinderlehrerin, eines der häßlichsten Mädchen, das ich jemals gesehen habe. Das geschah wohl auch aus Demut. Als wir in Applum wohnten, sprachen alle Menschen von ihm, aber er zog früher von dort weg als wir."

Lotta Hedman erinnerte sich an die sanfte Stimme ihres Reisegefährten und an das große Vertrauen, das er ihr eingeflößt hatte.

„Du kannst überzeugt sein, Gott hat etwas mit diesem Mann vor," sagte sie. „Wenn ich das alles nur schon gewußt hätte, als ich ihm begegnet bin!"

„Ich wollte, ich wüßte, wo er jetzt zu finden wäre!" sagte Sigrun. „Alle Elenden und Hilfsbedürftigen wendeten sich an ihn. Seitdem er von Applum fort ist, hat man nichts mehr von ihm gehört. Er hat sich wohl irgendwohin geflüchtet, wo man seine Geschichte nicht kennt."

An dem Abend, wo die beiden über Sven Elversson redeten, war Sigrun wieder aufgestanden und hatte sich vollständig angekleidet, ja sie war sogar mit ins Brauhaus hinausgegangen. Lotta hatte den Tisch und die Korbstühle dorthin geschafft, der gewaltige Ofen war durch die Kattunvorhänge verborgen, das Hausmädchen hatte ein kleines Teebrett für Sigrun und Lotta zurechtgemacht; sie hatten es da so gemütlich wie möglich.

Aber als das Hausmädchen fragte, ob die Frau Pfarrer sich jetzt wohl genug fühle, ins Wohnhaus überzusiedeln, antwortete Sigrun sofort:

„Ich weiß nicht, was das mit mir ist, Malin. Ich glaube, ich werde jetzt erst richtig krank. Heut abend tut mir der Kopf und der Hals weh. Mein ganzer Körper ist rot; ich bekomme wohl irgendeinen Ausschlag."

„Warum sagt sie das nur?" dachte Lotta. „Sie ist doch ganz gesund und hat nicht den geringsten Ausschlag."

Aber dann sagte sie sich, ihre Freundin wolle vielleicht dadurch allem Zureden, Weihnachten doch im eigenen Heim zu feiern, vorbeugen.

„Wie wird das noch weitergehen?" fragte sich Lotta voll neuer Sorge. „Wird sie dieses Grauen vor ihrem Manne nie mehr überwinden? Ach, das war ja immer so mit ihr! Wenn ihr einmal jemand Angst eingejagt hat, läßt sie sich nicht so schnell wieder beruhigen. Und wenn ich bedenke, daß sie, die so gern Kranke pflegt, nicht in ihr Haus geht, um ihren Gatten zu versorgen, ja, daß sie kaum danach fragt, ob es ihm besser geht! Das ist ein schlechtes Zeichen."

Nachdenklich betrachtete sie ihre Freundin. Sigrun sah so müde und hinfällig aus, wie alle, die ein paar Tage zu Bett gelegen haben.

„Was für ein unseliges Schicksal verfolgt sie nur?" dachte Lotta. „Warum muß sie, dieses reine, unschuldige Geschöpf, das es mit der Vornehmsten und Schönsten aufnehmen kann, hier in einem Raume sitzen, der nicht viel besser ist als ein Schuppen?"

Nein, sie paßten wirklich nicht zusammen, die vergeistigte Schönheit der jungen Pfarrfrau und die kahlen Holzwände, der rauhe Bretterboden und das schmutzige Dach des Brauhauses!

„Wahrhaftig, alle beide tun mir leid, Sigrun ebensosehr wie der Pfarrer!" dachte Lotta. „Er hat es auch nicht allzu behaglich, während er da auf seinem Schmerzenslager liegt und sich nach ihr sehnt."

Ja, irgend etwas Trauriges lag in der Luft. Nach einer Weile sah Lotta, wie ihre Freundin die Hände vors Gesicht schlug und sich langsam hin und her wiegte.

„Ach, wenn ich doch tot wäre!" klagte sie. „Das wäre das beste. Wenn ich doch sterben dürfte!"

„Der Aufenthalt hier im Brauhaus ist gewiß auf die

Dauer zu trübselig und langweilig für dich, Sigrun," sagte Lotta rasch. „Ich denke, wir schaffen dich morgen ins Wohnhaus hinüber."

Sigrun fuhr in die Höhe. Ihr Gesicht wurde aschgrau. „Was meinst du? Was sagst du da? Hat er dich bestochen?"

„Ich glaube wahrhaftig, du bist ganz verrückt, Sigrun."

„Ja, das ist so, Lotta, ich bin verrückt, vor Schrecken verstört. O, du weißt nicht, was ich durchgemacht habe!"

Und sie begann zu erzählen. Nicht viel, aber doch genügend, daß die andere verstehen konnte. „Wie könnte ich in diese Verhältnisse zurückkehren?" fragte sie.

„Aber das sind doch nur Beweise dafür, daß er dich lieb hat!" warf Lotta ein.

„Ich hab' ihn auch lieb," sagte Sigrun. „Ich bin ihm nie, niemals, Lotta, das sage ich dir, auch nur mit einem Gedanken untreu gewesen, aber er hat mir niemals getraut, und das tut mir weh. Das tut mir weher als alles andere."

Lotta Hedman sagte, die Eifersucht sei ein Fehler der Jugend. Wenn die Menschen alt genug seien, verschwinde sie von selbst.

„Nein," sagte Sigrun, „bei ihm verschwindet sie nicht. Sie ist ein Erbteil; alle seine Verwandten sind ebenso. Glaube nur, er hat mir wieder und wieder versprochen, sie abzulegen. Aber was hat das geholfen? Damit er Ruhe bekommt, sind wir sogar in die Einöde hier heraufgezogen. Nun siehst du, was wir dabei gewonnen haben. Meinst du vielleicht, ich hätte kein Mitleid mit ihm? Niemand weiß besser als ich, wie er sich quält. Und es geht mit ihm abwärts, Lotta, er predigt schlechter und verliert jedes Interesse. Es ist sehr, sehr schade um ihn. Aber es ist auch schade um mich. Ich lebe in einer ständigen Todesangst. Ach, wie oft hat er mir jetzt eine Angst eingeflößt, die mir meinen ganzen Mut genommen hat! Du müßtest mich geradezu fesseln und mich dort hineinschleppen. Aber so etwas verstehst du nicht."

„Was sollen wir denn nur tun, wenn du nicht zu ihm zurückkehren kannst?" fragte Lotta.

Die junge Frau stand auf.

„Wir wollen zu Bett gehen, Lotta," erwiderte sie mit einem kurzen, bitteren Lachen. „Es geht schon auf elf Uhr, und du mußt morgen zeitig heraus und deine Tiere füttern."

Die Flucht

Am nächsten Tag lag Sigrun zu Bett und klagte über Halsschmerzen. Kein Mensch außer Lotta durfte zu ihr hereinkommen. Auch bat sie Lotta, ihren Mann darauf vorzubereiten, daß sie lange krank sein werde.

Sie blieb dann den ganzen Tag liegen. Erst nach dem Abendessen, als die Hausbewohner zur Ruhe gegangen waren, stand sie auf, kleidete sich an und kam zu Lotta ins Brauhaus heraus.

„Fühlst du dich jetzt wohler?" fragte diese.

Sigrun lächelte. — „Ja, Lotta, viel wohler," antwortete sie.

Lotta hatte einen schweren Tag hinter sich. Es war ihr allmählich ein Licht aufgegangen, daß Sigrun ihr Heim verlassen wollte. Und sie hatte sich seitdem unausgesetzt besonnen, wie sie dieses Unglück verhindern könnte.

„Ich habe mir heute etwas ausgedacht," sagte sie jetzt. „Ich meine, du solltest über Weihnachten heim nach Stenbroträsk fahren. Das wäre viel besser und richtiger, als hier im Brauhaus zu bleiben."

Sigrun schien nicht ganz abgeneigt zu sein. Zuerst sagte sie nein, aber als Lotta von dem herrlichen Weihnachtsfest in der Propstei zu sprechen begann, war ihr, als sei dieser Vorschlag doch des Überlegens wert.

Auch an diesem Abend wurde es spät. Sigrun saß still da und grübelte über etwas nach, über das sie sich anscheinend nicht recht klar werden konnte, und Lotta wagte nicht, sie zu stören.

Als es einige Minuten nach elf Uhr war, wurde plötzlich die Tür aufgerissen, eine Frau stürzte herein, machte noch ein paar Schritte und sank dann auf den Fußboden, wo sie mit ausgestreckten Händen auf den Knien liegen blieb.

„Wenn hier Menschen wohnen, dann helft mir!" rief

sie. „Ich bin so krank, so krank! Ich habe Feuer im Körper.“

Jetzt war es mit Sigruns Müdigkeit und Kraftlosigkeit vorbei. Im nächsten Augenblick stand sie neben der Frau, half ihr wieder auf die Beine, legte den Arm um sie und stützte sie:

„Kommt mit mir!“ sagte sie mit sanfter Stimme. „Kommt um alles in der Welt mit mir zur Lampe hin, damit ich sehe, was Euch fehlt.“

Zitternd vor Kälte und von heftigem Fieber geschüttelt stand die Fremde da. Sie konnte die Füße nicht heben und schleppte sich nur mühsam vorwärts. Und sie wäre wohl einmal ums andere umgefallen, wenn Sigrun sie nicht gehalten hätte.

Als Sigrun die Kranke bis zur Lampe hingeführt hatte, sah sie, daß deren Gesicht ganz verschwollen und im höchsten Grad entstellt war. Ganz, ganz dicht bedeckt mit dunkeln, offenen Eiterbeulen! Und an den Händen war es ebenso.

„Lotta!“ rief Sigrun mit leiser, zitternder Stimme. „Lotta, was ist das?“

Aber Lotta brauchte ihr nicht zu antworten. Denn Sigrun sah ebensogut wie sie, was für eine Krankheit das war.

Sie wußte wohl auch, daß sie sich in Todesgefahr begab, wenn sie die arme Frau anrührte, aber sie riß ihr doch entschlossen die Kleider herunter, und während Lotta Hedman das Bett zurechtmachte und reine, kühle Bettücher ausbreitete, die dem heißen, schmerzenden Körper wohltun sollten, zog Sigrun der Kranken frische Wäsche an, und bald hatten sie die wimmernde und vor Frost zitternde Frau zu Bett gebracht.

Dann saßen sie bei ihr und bemitleideten sie, während sie sich vor Schmerzen hin und her warf. Sigrun versuchte, ihr Wasser zu geben, aber sie schien nicht schlucken zu können. Dann kehrte die Pfarrfrau zu Lotta zurück, und nun blieben die beiden, angesichts der Macht dieser fürchterlichen Krankheit, Hand in Hand stumm und entsetzt nebeneinander sitzen.

Nach einer Weile atmeten sie etwas auf. Die Kranke wurde zusehends ruhiger, sie schien weniger zu leiden.

Und wieder nach einer Weile, kaum eine Stunde, nachdem sie zu ihnen hereingekommen war, wurde sie ganz still und rührte sich nicht mehr. Die keuchenden Atemzüge waren verstummt.

Die beiden Freundinnen standen auf, legten die Tote im Bett zurecht und drückten sich alsdann, von dem Anblick dieser furchtbar entstellten Toten wie versteinert, von neuem dicht aneinander.

„In einigen Tagen werde ich ebenso aussehen," dachten sowohl Sigrun als auch Lotta. „Genau so wie diese Frau. Niemand wird mich kennen, niemand wird wissen, daß ich das bin."

„Wer mag sie sein?" fragte Lotta flüsternd, und Sigrun antwortete ebenso leise, es sei wohl eine arme Obdachlose.

„Ihre Kleider sind nicht gerade schlecht," sagte sie, „aber sehr abgetragen. Ihre Stiefel sind naß und ausgetreten. Sie muß lange im Schnee gewandert sein, die Krankheit hat sie dann auf der Landstraße überfallen, und sie ist in ihrem Fieberwahn auf den weiten öden Feldern umhergeirrt. Schließlich hat sie wohl der Schein unserer Lampe hierher geführt."

Wieder saßen sie schweigend da und schauten starr auf die Tote. Und da, da erwachte ein schrecklicher Gedanke in Sigrun.

„Wenn nun ich hier läge!" dachte sie zuerst. „Warum sollte ich es nicht so einrichten können, daß ich es bin?" fuhr sie fort.

Es war, als hätte Lotta Hedman ihre Gedanken gehört. Sie wendete sich plötzlich nach Sigrun um und schaute sie erschrocken und in atemloser Spannung an.

„Niemand weiß, wer sie ist," begann Sigrun mit einer Stimme, die nicht mehr leise und flüsternd, sondern fest und entschlossen klang. „Niemand weiß, woher sie gekommen ist, niemand hat sie zu uns hereingehen sehen. Sie ist eine arme Wandrerin ohne Haus und Heim."

Lotta sagte kein Wort. Sie wollte nicht verraten, was sie befürchtete. Wenn Sigrun nicht selbst an so etwas dachte, dann war es am besten, sie schwieg.

„Das sind die schwarzen Pocken, das weißt du wohl,"

fuhr Sigrun im selben Ton fort. „Jetzt liegt die Tote in meinem Bett, dieses und das ganze Brauhaus muß desinfiziert werden, und wir können nicht mehr hier bleiben. Wir müssen ins Wohnhaus übersiedeln. Es ist ja möglich, daß sie mich angesteckt hat, und daß ich an dieser Krankheit sterbe, und dann wäre ja alles gut. Aber es kann auch sein, daß ich am Leben bleiben muß, und dann bin ich wieder mitten in meinem alten Elend."

„Aber es wird gewiß jetzt besser nach all dem Schweren, das ihr durchgemacht habt," sagte Lotta eifrig. „Dein Mann sieht sein Unrecht dir gegenüber ein. Er wird sich mehr zusammennehmen."

Sigrun stand auf, griff nach der Lampe und trug diese ins Brauhaus.

„Wir wollen die hier nicht stören," sagte sie.

„Ihr habt noch viele schöne Jahre vor euch," fuhr Lotta fort. „Sobald ihr nur ein bißchen älter seid, bekommt ihr Ruhe. Und er ist doch ein so prächtiger, tüchtiger, hervorragender Mann."

Sigrun stand im vollen Lampenschein, und Lotta Hedman sah sie staunend an. In wenigen Minuten war ihre ganze Schönheit wiedergekehrt, ja, mehr als das: strahlender Glanz, Hoheit und Macht lag über ihr. Unabweisbar überkam Lotta das Gefühl, Sigrun sei besser als andere Menschen, und sie müsse vor allen anderen beschützt und geliebt werden.

„Lotta," sagte Sigrun, „du verstehst doch wohl, daß du nur deshalb von Stenbroträsk hierher geschickt wurdest? Du solltest mir dabei helfen."

Diese Art Sprache verstand Lotta gut, aber sie ließ sich nicht so leicht fangen.

„Es könnte sich auch anders verhalten," bemerkte sie. „Vielleicht hab' ich hierher gemußt, um dich daran zu hindern."

Sigrun bat Lotta, sie möge sich in den einen Korbstuhl setzen; dann kniete sie vor ihr nieder, ergriff ihre Hände und sagte mit einer von tiefster Überzeugung durchdrungenen Stimme:

„Ich habe Eduard einst gelobt, ihn nicht zu verlassen, bis der Tod uns scheidet. Und deswegen hab' ich ihn auch bis jetzt nicht verlassen. Und diese ganze Woche

hindurch hab' ich Gott angefleht, mich lieber sterben zu lassen, als daß ich mein Gelübde zu brechen brauchte. Selbst jetzt, wo es mir vor ihm graut und ich hätte gehen müssen, hat mich dieses Gelübde zurückgehalten. Du verstehst mich, Lotta, nicht wahr?"

Lotta nickte zögernd.

„Jetzt aber, Lotta, jetzt hat Gott meine Gebete erhört. Er hat den Tod zu mir geschickt. Auf diese Weise kann ich gehen, ohne mein Wort zu brechen. Ach, begreifst du denn gar nicht, daß das Gottes Wille ist?"

„Ich will nichts mehr von dieser Sache hören, Sigrun," entgegnete Lotta, indem sie einen Versuch machte, aufzustehen; aber Sigrun hielt sie in dem Korbstuhl zurück.

„Gott selbst ist es, der mir hilft, Lotta," sagte sie. „Auf diese Weise kann ich gehen, ohne Eduard unglücklich zu machen. Eduard wird mich betrauern, das glaube ich gewiß, ein oder zwei Jahre wird er um mich trauern, und es wird eine Trauer ohne Bitterkeit sein. Wie aber, wenn ich Eduard jetzt davonliefe? Meinst du, er würde sich zufrieden geben? O nein! Er würde nach mir suchen, und wenn er mich fände, würde er mich vielleicht töten. Und wenn ich mich von ihm scheiden ließe, würde er sich zu Tode grämen. Aber wenn ich aus dem Leben schiede... Das wäre nur ein Schmerz für ihn. Auf den Tod brauchte er nicht eifersüchtig zu sein. Verstehst du nicht, Lotta, wie viel besser das für ihn wäre, als alles andere?"

„Für ihn," antwortete Lotta, „das mag sein; aber für dich?"

„Für mich," sagte die junge Frau mit einem Lächeln, in dem schon ein Abglanz des Himmels lag, „für mich ist jetzt alles gut, was für ihn gut ist."

„Das beste für ihn wäre, dich behalten zu dürfen," erwiderte Lotta hartnäckig.

„Aber gerade das kann ich eben nicht!" rief Sigrun mit verzweifelter Stimme. „Du weißt nicht, was es heißt, ständig bewacht zu sein, niemals irgendeine Freiheit zu haben. Du weißt nicht, wie entsetzlich diese ewigen Auftritte, Versöhnungen und Gelübde der Besserung sind, die niemals gehalten werden und nur Verdruß und Erbitterung im Gefolge haben. Du weißt nicht, was es

heißt, immer fürchten zu müssen, es werde etwas Entsetzliches geschehen, immer zu Notlügen gezwungen zu sein, obgleich man nur tut, was gut und recht ist. Nein, du weißt nicht, was das alles heißt, sonst würdest du mich nicht ermahnen, zurückzukehren!"

„Nein," sagte Lotta Hedman, „nein, mein liebes Herz. Ich wußte ja nicht, daß du es so schwer gehabt hast. Erst gestern und jetzt hast du mir davon erzählt. Aber gibt es denn keinen anderen Ausweg?"

Die junge Frau stand auf.

„Es gibt einen Ausweg," sagte sie mit großem Nachdruck. „Gott hat ihn mir gezeigt, aber Lotta Hedman will nicht erlauben, daß ich ihn gehe."

Kein Mensch kann die geradezu überwältigende Macht von Sigruns Schönheit beschreiben, wenn sie Worte wie diese sagte. Es ging eine Zauberkraft von ihr aus, deren sie sich wohl bewußt war, und die sie niemals so schonungslos und so erfolgreich auszuüben gewagt hatte, wie in dieser Nacht.

„Ich will ja nichts Unrechtes tun, Lotta," fuhr Sigrun fort. „Ich will in den Krieg ziehen und den Verwundeten helfen. Mein ganzes Trachten geht darauf aus. Ich schäme mich, weil ich hierbleibe und niemand etwas nütze. Du weißt, wie ich mich gerade danach mein ganzes Leben lang gesehnt habe. Gott hat mir geholfen, Lotta. Warum willst du es nicht auch tun?"

Was konnte die arme Lotta Hedman sagen? Noch niemals hatte sie Sigrun so geliebt wie in dieser Nacht. Sie leistete auch nur noch Widerstand, weil sie wußte, daß Sigruns Mann aus einer Selbstmörderfamilie stammte. Vielleicht würde er sich töten, wenn er seine Frau verlor. Aber wie dem auch sein mochte, sie wagte Sigrun nichts davon zu sagen. Denn sie meinte, es würde Sigruns Angst vor ihrem Manne noch steigern.

„Aber du hast doch deine Eltern —" war alles, was sie über die Lippen brachte.

„Ich bin von den Pocken angesteckt und kann jetzt nicht zu meinen Eltern reisen," sagte Sigrun.

Damit ging sie auf Lotta zu und drückte sie aufs neue in den Korbstuhl nieder.

„Lotta, ich bin sehr unglücklich," begann sie wieder.

„Jeder Tag ist mir eine Qual. Soll ich mein ganzes Leben lang so leiden müssen?“

„Aber Sigrun, warum willst du uns allen einen solchen Kummer bereiten.“

„Kummer?“ sagte Sigrun. „Kummer? Was ist das? Trauer um eine Tote? Was ist das? Was ist das im Vergleich zu der Trauer um einen Lebenden? Ich bin gezwungen, um Eduard zu trauern. Erinnerst du dich nicht mehr, was für ein Mann er war, als ich ihn kennen lernte? Er wußte sich zu beherrschen, war glücklich, strebsam. Er war ein guter Prediger, seine Gemeinde liebte ihn. Und jetzt? Siehst du nicht, wie verändert er ist? In der Armut und Einsamkeit hier geht er zugrunde. Ich muß von ihm fort, Lotta. Wäre ich tot, so würde er sich um eine andere Gemeinde bewerben. Und er würde das werden, was er zu werden versprach, ehe er das Unglück hatte, mir zu begegnen.“

„Du kannst mich niemals zu der Ansicht bekehren, du müssest so etwas Entsetzliches tun.“

Sigrun zuckte die Achseln.

„Ich will dir auch nicht vormachen, daß ich es nur seinetwegen tue. Ich tue es, weil ich unglücklich bin und dieses Unglück nicht länger ertragen kann. Ach, Lotta! Wenn ich doch nicht wirklich sterben darf! Ich weiß, das wäre das beste. Aber das nächste für mich ist, zu verschwinden. Ich gehe unter, ich werde wahnsinnig! Ich bin vielleicht schon jetzt wahnsinnig.“

„Und mich willst du überreden, dir dabei behilflich zu sein, daß ich dich nie mehr sehen kann?“ sagte Lotta in ihrer Verzweiflung. Sie hatte nicht von sich selbst sprechen wollen, aber sie mußte alle Gegengründe anführen, die es gab.

„Warum solltest du mich nicht mehr sehen können, wenn ein paar Jahre darüber hingegangen sind?“ erwiderte Sigrun. „Hör jetzt nur, wie ich es mir gedacht habe! Ich gehe die erste Strecke zu Fuß, bis ich in eine Gegend komme, wo mich niemand kennt. Dort nehme ich mir einen Wagen bis zur nächsten Eisenbahnstation. Ich denke mit der Bahn bis Göteborg zu fahren, und von dort aus reise ich nach Amerika. In Amerika trete ich bei den Krankenpflegerinnen ein und gehe mit diesen

später ins Feld. Du siehst, es ist durchaus nicht unmöglich. Und wenn einige Jahre vorüber sind, schreib' ich dir."

„Versuch es nicht, mich zu verführen," sagte Lotta. „Ich kann nicht so lügen, wie ich es dann tun müßte."

„Ich habe Tag für Tag lügen müssen, seitdem ich verheiratet bin," erwiderte Sigrun mit unsagbarer Bitterkeit.

Lotta Hedman hatte das Gefühl, als werde ihr Herz in tausend Stücke zerrissen. Sie war von tiefstem Mitleid erfüllt. — „Meinetwegen mag sie tun, was sie will!" dachte sie. Zu gleicher Zeit aber war sie so außer sich vor Angst über das, was Sigrun vorhatte, daß sie zu weinen begann.

„Gott wollte mir helfen, aber Lotta Hedman will es nicht," sagte Sigrun.

„Aber Sigrun!" rief Lotta, indem sie mit der Rückseite ihrer Hand rasch eine Träne abwischte. „Willst du mich zwingen, es zuzugeben, daß du dich selbst zugrunde richtest? Du willst etwas ganz Entsetzliches tun, schon der Gedanke daran macht mich schaudern. Dein Name soll unter den Lebenden ausgelöscht sein. Du willst dich ohne Freunde, ohne Eltern, ohne auch nur sagen zu können, woher du kommst, in die Welt hinausbegeben. Ach, du gerätst in eine furchtbare Lage, wenn es dir glückt, und in Schmach und Schande, wenn du entdeckt wirst!"

Diese Worte hatten nicht den geringsten Erfolg. Die junge Frau war ebenso fest entschlossen wie vorher. Aber sie hörte nun mit dem Bitten und Überreden auf und begann zu drohen:

„Bedenke das eine, Lotta! Wenn du mir heute nacht nicht in dieser Weise hilfst, gehe ich morgen zu dem, der beim Kirchenvorsteher auf mich wartet."

„Das tust du niemals," sagte Lotta.

„Irgend etwas tue ich. In die alten Verhältnisse gehe ich in keinem Fall zurück!"

Ehe Lotta hierauf antworten konnte, trat ein Zwischenfall ein.

Die beiden hörten Schritte, die sich dem Brauhaus näherten, vorsichtige, aber schwerfällige und deutliche Schritte. Diese Schritte hielten nicht beim Eingang an,

sondern setzten ihren Weg rings um das Haus fort. Ein paarmal noch wurden sie wieder vernehmlich, dann verhallten sie.

Sigrun machte Lotta ein Zeichen; diese eilte an ein Fenster, schob den Vorhang zurück und schaute in die helle Winternacht hinaus.

„Es war der Knecht," sagte sie.

Die schöne Frau richtete sich auf. Sie runzelte die Stirn, hob den Kopf und warf einen vernichtenden Blick auf einen, der nicht da war.

„So eine Runde hat er jede Nacht gemacht, seitdem ich hierher übergesiedelt bin," sagte sie. „Sein Herr hat es ihm befohlen. Er läuft hier herum und bewacht mich, er muß horchen, ob ich einen Liebhaber bei mir habe."

Lotta entgegnete kein Wort. Sie gab allmählich jeden Widerstand auf.

„Du meinst, Eduard werde sich ändern, Lotta. Da siehst du es! Traut er mir etwa jetzt mehr als vorher? Durch seinen Knecht läßt er mich ausspionieren."

Sie sprach mit erhobener Stimme. Das Mißtrauen ihres Mannes kränkte sie in tiefster Seele.

„Hiernach können sich die beiden nie mehr aussöhnen," dachte Lotta. „Ich glaube, er hat ihre Liebe getötet. Und dann ist es ja nur gut, wenn sie geht."

Das war der Grund, weshalb Lotta Hedmann nicht länger Widerstand leistete: Die plötzliche Überzeugung, daß Sigruns Liebe erloschen war oder wenigstens am Erlöschen sei, obgleich sie sich das selbst nicht eingestehen wollte, ja, es vielleicht nicht einmal wußte.

Sie hörte auf, Sigrun zu widersprechen. Sie stimmte ihr zwar in keiner Weise bei, aber sie hörte auf, ihr zu widersprechen.

Danach verging eine geraume Zeit unter eiligen Vorbereitungen. Sigrun legte ihre Ringe ab und zog ein Kleid von Lotta an. Hierauf packte sie etwas Wäsche und ihre siebenhundert Kronen in eine kleine Ledertasche, die auch Lotta Hedman gehörte. Und ebenso mußte ihr diese einen Mantel und ein Kopftuch geben. Sämtliche Kleider von Sigrun mußten dableiben. Als sie fast fertig war, blieb sie vor Lotta stehen:

„Du verstehst doch, Lotta, daß Gott das alles so ge=

fügt hat," sagte sie. „Sei also nicht ängstlich, weder für dich noch für mich!"

Sigruns Mut und Geistesgegenwart waren in ihrer Art bewunderungswürdig. Sie zögerte keinen Augenblick und verriet auch nicht die geringste Angst.

Aber als alles bereit war, hatte sie doch noch einen schweren Augenblick.

„Ich verlasse vieles, was mir sehr lieb ist," sagte sie unter strömenden Tränen. Und der ganze Ernst des für alle Zeiten entscheidenden Schrittes, den sie jetzt tat, schien ihr plötzlich aufzugehen.

„Jetzt werde ich das kleine Bild des Stenbroträsker Pfarrhofes, das mir ein so großer Trost gewesen ist, nie mehr sehen. Und auch den kleinen Anhänger mit dem Bild meines Töchterchens wage ich nicht mitzunehmen."

„Ach, das könntest du jedenfalls mitnehmen," warf Lotta ein. „Aber du brauchst ja nicht fortzugehen," fügte sie hinzu.

„Und, Lotta, du weißt, eine von den Kühen hab' ich so sehr gern. Gib ihr ein wenig gutes Futter, wenn du einmal Gelegenheit dazu hast!"

Mit diesen Worten ging Sigrun auf die Tür zu.

„Vergiß nicht, Lotta, meine Christrose auf Eduards Schreibtisch zu stellen, sobald sie aufblüht!"

Hierauf küßte sie Lotta Hedman zum ersten- und einzigenmal und machte sich dann auf den Weg.

* *
*

Sigrun war noch kaum eine Viertelstunde gegangen, als Lotta Hedman abermals Schritte vor dem Brauhaus hörte. Diesmal waren es vorsichtige leichte Schritte, nicht das schwerfällige Trampen des Knechts, und Lotta dachte sofort: „Ach, welches Glück! Gott sei Lob und Dank! Sigrun kehrt zurück."

Aber kaum hatte sie den Riegel zurückgeschoben und die Tür geöffnet, als sie auch schon einem fremden Manne gegenüberstand. Man kann sich denken, wie sehr die Ärmste erschrak. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch niemals ein so schlechtes Gewissen gehabt.

„Ach, Lotta, Lotta!“ dachte sie. „Nun fängt es schon an.“

Der Mann trug einen großen Schlapphut und war schlecht gekleidet. Es war irgendein Landstreicher, das sah Lotta sofort.

„Kommen Sie ums Himmels willen nicht hier herein!“ warnte sie, indem sie ihm in den Weg trat. „Wir haben die schwarzen Blattern auf dem Hof. Dort drinnen in der Kammer liegt eine Tote.“

Aber der Mann lief nicht davon, wie Lotta erwartet hatte. Er stand noch immer unter der Tür und schaute ins Brauhaus hinein.

Und ehe Lotta erraten konnte, was er im Sinne hatte, war er schon mit ein paar Schritten an der Kammertür und erblickte die Tote.

Allein Lotta ließ ihm nicht viel Zeit, lange Beobachtungen anzustellen. Sie lief ihm nach, legte die Arme um ihn, riß ihn zurück ins Brauhaus und schloß die Kammertür ab.

Der Mann leistete keinen Widerstand. Er dachte gewiß, sie wolle ihn vor der Ansteckung schützen.

„O, es ist nicht gefährlich für mich,“ sagte er. „Ich bin doch schon angesteckt, wenn ich überhaupt angesteckt werden soll. Die dort liegt, ist nämlich meine Frau. Vor ein paar Tagen ist sie krank geworden, und gestern ist sie mir im Fieberwahn davongelaufen.“

Der Mann sprach die Wahrheit, und Sigruns ganzer Plan war verfehlt. Lotta war das vollkommen klar, und sie meinte, das Dach stürze über ihr zusammen.

„Wer seid Ihr denn?“ fragte sie.

„Im Pfarrhaus hier bin ich nicht ganz unbekannt,“ sagte der Mann gelassen und mit gedämpfter Stimme. „Ich bin Scherenschleifer und hab' Euch vor etwa acht Tagen Eure Scheren und Messer geschliffen. Mit Pferd und Schleiferkarren und Schleifstein zieh' ich von Hof zu Hof und habe kein Krankenzimmer zu meiner Verfügung. Als Rut krank wurde, hatte ich die Absicht, sie in ein Krankenhaus zu bringen, aber dann ist mir das arme Ding davongelaufen. Den ganzen Tag bin ich umhergefahren und habe sie gesucht. Ich möchte wohl wissen, wie sie gerade hierher geraten ist?“

Nun stürzte nicht nur das Dach über Lotta Hedman ein, sondern auch die Wände mitsamt dem Boden, auf dem sie stand. Aber trotz ihrer Verwirrung machte sie doch einen Versuch, Sigrun zu retten.

„Aber die dort drinnen liegt, ist ja gar nicht Eure Frau," sagte sie. „Es ist meine liebe Herrin."

„Wie, ist die schöne Pfarrerin tot?" fragte der Scherenschleifer. „Und hat sie hier im Brauhaus krank liegen und sterben müssen?"

„Das hat sie selbst so haben wollen," erklärte Lotta Hedman.

„Dann muß ich um Entschuldigung bitten, weil ich mich hier eingedrängt habe," sagte der Mann. Seine eine Schulter hielt er in die Höhe gezogen, und das trug dazu bei, ihm ein mißvergnügtes und etwas säuerliches Aussehen zu geben. Lotta erinnerte sich sehr gut, daß er sich bei seinem letzten Besuch im Pfarrhaus laut und unhöflich aufgeführt hatte. Jetzt, angesichts von Tod und Krankheit, war er ruhig und bescheiden.

Zu Lottas großer Freude ging er wirklich dem Ausgang zu, hielt aber plötzlich jäh an. Mitten in seinem Weg stand ein Paar nasse, schneebedeckte Schuhe.

„Aber das da sind doch Ruts Schuhe," sagte er. „Was soll das heißen?"

Jetzt war Lotta Hedmans Erfindungsgabe zu Ende, und sie wußte sich keinen anderen Rat mehr, als die Wahrheit zu sagen.

* * *

Sigrun war an der Kirche und dem Kirchhof von Algeröd vorbeigekommen und befand sich eben auf der Brücke über das Flüßchen, als sie Lotta Hedmans Stimme hinter sich rufen hörte.

Gleich darauf hielt ein Schlitten neben ihr, Lotta stieg heraus und erklärte ihr, was geschehen war. Zugleich berichtete sie, der Scherenschleifer habe versprochen, zu schweigen.

Der Scherenschleifer saß auf dem Schlittenrand, sah unwirsch und sauer drein, sprach aber ebenso ruhig und gelassen wie vorher.

„Die Sache ist die," sagte er, „ich kann mich nicht

darein finden, daß Rut nicht unter ihrem rechten Namen ins Grab kommen soll. Sonst aber bleibe ich bei dem, was ich versprochen habe. Die Frau Pfarrer soll sich in meinen Schlitten setzen, dann fahre ich sie ins Pfarrhaus zurück, niemand soll das geringste erfahren. Ich werde schweigen wie das Grab."

Sigrun trat zu dem Manne. Sie hatte ein schwarzes Tuch über den Kopf gebunden; das schob sie nun zurück.

„Und nur darum soll ich in mein Elend zurück?" fragte sie.

Der Mann schien unruhig zu werden. Er warf ihr einen raschen Blick zu und schaute dann zur Seite.

„Sie ist tot; was macht es ihr aus, unter welchem Namen sie unter die Erde kommt?" sagte Sigrun mit einer Stimme, die vor Verzweiflung bebte.

„Ich meine, es sei nicht recht gegen Rut," versetzte der Mann eigensinnig.

„Nein," erwiderte Sigrun, „es ist nicht recht, das weiß ich. Aber glaubt doch ja nicht, daß ich jetzt noch wieder heimgehen werde. Das tu' ich nicht." Sie deutete auf den Fluß, dessen schwarzer Wasserspiegel zwischen den schneebedeckten Ufern hervorleuchtete.

„Da hinein geh' ich," sagte sie.

Fest und entschlossen stand sie vor dem Manne. Er konnte genug von ihrem Gesicht sehen, um zu erkennen, welche feste Entschlossenheit es ausdrückte: jawohl, sie würde tun, was sie sagte.

Er wandte sein Gesicht zur Seite, als ob er sich scheue, sie anzusehen.

„Rut würde allerdings ein viel schöneres Begräbnis und alles, was dazu gehört, bekommen, das seh' ich wohl ein," sagte er. „Und mir macht es auch nicht soviel aus, denn sie war nicht eigentlich meine Frau, wenn sie auch die letzten paar Monate mit mir herumgefahren ist. Aber ich meine doch..."

Lotta schrie laut auf. Sigrun war von dem Manne weggeeilt. Schon stand sie drüben am Brückengeländer und bückte sich, um unten durchzuschlüpfen.

„Um Gottes willen!" rief der Scherenschleifer und lief ihr nach. „Tun Sie sich kein Leid an! Es soll alles sein, wie Sie wollen!"

„Nie, niemals kehre ich in die alten Verhältnisse zurück, das sage ich Ihnen!" versetzte Sigrun.

„Nein, das sollen Sie auch nicht. Ich werde schweigen."

„Sigrun ist heut nacht gar zu merkwürdig," dachte Lotta. „Niemand kann ihr widerstehen. Sie macht mit uns allen, was sie will."

Das schien die Wahrheit zu sein. Der kleine verdrießliche Mann wußte gar nicht, wie er sich ihr gefällig genug zeigen sollte.

„Heute hab' ich nicht mein gewöhnliches Fuhrwerk," sagte er. „Ich mußte, um Rut suchen zu können, heute morgen einen Schlitten entlehnen. Aber gerade darum könnte ich Sie wohl ein Stück Weges weiterfahren. Es ist für jemand, der gewohnt ist, in der warmen Stube zu sitzen, nicht so leicht, durch den Schnee zu wandern."

Der lange Tag

Der Tag, der mit Sigruns Flucht begonnen hatte, wurde für viele ein schwerer und ernster Tag, ein Tag, so lang, daß man meinte, er wolle nie ein Ende nehmen.

Lang wurde dieser Tag für Lotta Hedman, die, als sie morgens um drei Uhr ins Brauhaus zurückkam, dort alles unverändert vorfand und sich nun, so gut sie es verstand, auf das vorzubereiten suchte, was kommen mußte. Sie suchte alle Kleider der Toten zusammen, stopfte sie in den Backofen, warf einen Arm voll Holz darauf, zündete an und ließ alles zusammen zu Asche verbrennen. Dann wusch sie den Ofen rein und zog die Vorhänge vor, so daß alles genau wieder so aussah wie am vergangenen Abend.

Sie schaute auch schaudernd und bebend in die Brauhauskammer zu der Toten hinein. Sonst fürchtete sie sich zwar nicht vor den Abgeschiedeten, aber sie meinte, sie und Sigrun hätten sich an dieser hier schwer vergangen, und sie zitterte, wenn sie sich ihr nahte. Dennoch führte sie aus, was sie sich vorgenommen hatte; sie nahm ein Bettuch und breitete es über die Leiche,

so daß diese vollständig verhüllt war, und sprach dann mit Andacht und Rührung ein Gebet.

In diesem Gebet fand sie großen Trost. Die Gewißheit, daß diese Tote keine Feindin von ihr und ihrer Herrin war, durchströmte wie eine Woge ihr ganzes Wesen, nein, keine Feindin, sondern ihre getreueste Helferin und Verbündete, vor der sie durchaus keine Furcht zu haben brauchte.

Lotta suchte sich auch auf das vorzubereiten, was sie dem Pfarrer und den Dienstboten sagen wollte. Sie dachte daran, daß am verflossenen Tag niemand Sigrun gesehen hatte, sie konnte ihnen also sagen, die Krankheit habe schon in der vorletzten Nacht ihren Anfang genommen. Sigrun habe ihretwegen nicht nach dem Arzt schicken lassen, sie habe den Ausschlag für ganz ungefährlich gehalten. Und weiter, ja, was sollte sie weiter sagen?

Lotta ging eine Weile sinnend auf und ab. Bald aber fühlte sie sich allzu matt und mutlos, um noch weiter hin und her zu wandern, und sie setzte sich auf einen Stuhl. Aber auch ruhig sitzen zu bleiben vermochte sie nicht mehr; sie stand auf und lehnte sich an die Wand. Schließlich sank sie dicht neben dem Bett der Toten auf den Fußboden nieder und blieb da sitzen.

„Eigentlich sollte ich zum Herrn Pfarrer gehen," dachte sie. „Ich sollte die Dienstboten wecken." Aber sie tat weder das eine noch das andere. Sie blieb ruhig sitzen, wiederholte sich immer wieder ihre Erklärungen und drehte sie in Gedanken hin und her.

„Auf die eine oder die andere Weise kommt doch alles an den Tag," dachte sie. „Wir kommen in Unglück und Schande, Sigrun und ich. Es ist entsetzlich, hier darauf warten zu müssen."

Eine Weile wurde ihr doch eine große Linderung zuteil, die sie ihren Sorgen und Kümmernissen entrückte.

Während sie so angstgequält neben der Toten auf dem Fußboden saß, trennte sich ihre Seele von dem Körper, erhob sich und schwebte im Flug durch den Weltraum.

Bald war sie so hoch gestiegen, daß Lotta Hedman die irdischen Dinge in ihrem Zusammenhang überschauen konnte. Sie sah jetzt nicht wie sonst nur ein kleines

Stück davon, sondern erschaute sie in ihrer ganzen Ausdehnung. Sie sah nicht nur ein kleines Stück von Flüssen und Bächen, sondern konnte dem Wasserlauf von der Quelle bis zur Mündung folgen. Sie sah nicht nur ein kleines Stück eines Waldes, sondern erblickte die gewaltigen Baummassen in ihrer ganzen Ausdehnung. Und die Bergrücken konnte sie in ihrer ganzen Länge verfolgen. Die Ebenen breiteten sich unter ihr aus, und die Gestalt der Länder zeichnete sich von der blanken Meeresfläche ab.

Lotta deuchte dies ein schönes und erhebendes Schauspiel zu sein, aber ihre Seele blieb nicht dabei stehen, sondern erhob sich noch höher.

In wenigen Augenblicken war sie in einem Raum angelangt, von wo aus sie die Schicksale der Menschen in ihrem Zusammenhang überschauen konnte. Lotta konnte die Wanderschaft der Menschen durch das Tal des Lebens verfolgen. In einer Spanne Zeit, die ihr kürzer als Sekunden deuchte, ging das vor sich. Sie sah die Menschen ins Leben treten, sah sie ihren kurzen Weg zurücklegen und wieder hinaustreten ins Unbekannte. Sie sah ihre Freundin Sigrun auf ihrer Wanderung, sah den Weg, der abgesteckt vor ihr lag, und andere Pfade, die ihn kreuzten.

Sie sah auch den Weg, den die Frau, die jetzt tot neben ihr lag, hatte gehen müssen. Es war ein finsterer, armer und schwerer Weg, und er war schon am Verschwinden, aber er verschwand nicht so, daß er sich mit Finsternis bedeckt hätte, nein, er verschwand im Licht.

Am Ende ihres Weges stand noch die Tote und schaute auf ihre Laufbahn zurück, die sich in ein lichtes Band verwandelte, und Lotta erkannte, daß die Seele der armen Wandrerin sich freute.

Die Tote deutete hinüber auf Sigruns Pfad und auf einen der Wege, die ihn kreuzten.

„Sieh her!“ sagte sie zu Lotta. „Was ich am innigsten gewünscht habe, das geht durch meinen Tod in Erfüllung.“

Damit verschwand die Tote in einer leuchtenden Helle, deren Glanz so groß war, daß Lotta Hedmans Seele ihr nicht zu folgen vermochte, sondern zurückbleiben mußte.

In demselben Augenblick kehrte Lotta Hedmans Seele in ihren Körper zurück; Lotta fühlte sich nun für eine Weile aller Furcht ledig, und sie meinte, was sie geschaut habe, werde und müsse also geschehen.

Diese Seelenruhe verblieb ihr auch, bis sich die Tür des Brauhauses öffnete und jemand fragte, ob sie wisse, daß es schon halb acht Uhr sei.

Da wollte Lotta Hedman sich erheben, aber jetzt war ihre Ruhe verschwunden. Sie dachte an all das Schwere, dem sie jetzt entgegenging, und sie vermochte nicht auf die Beine zu kommen, sondern mußte sitzen bleiben.

Die Tür wurde wieder zugemacht, niemand kam herein, ein paar Minuten vergingen noch in Ruhe.

„Jetzt wird bald alles entdeckt," dachte Lotta. „Anders ist es ja gar nicht möglich."

Und alle Schande, die über sie und Sigrun kommen mußte, legte sich wie eine schwere Last auf sie.

Gleich darauf trat das Hausmädchen ins Brauhaus herein. Sie brachte ein Brett mit dem Frühstückskaffee für die Hausfrau.

Sie sah die Lampe mit schwelendem Docht nahe am Erlöschen auf dem Tisch stehen, das Brauhaus voller Rauch und beinahe finster. Sie rief, erhielt aber keine Antwort. Da begriff sie, daß etwas nicht in Ordnung sein mußte. Sie stellte das Kaffeebrett ab, strich ein Zündholz an und sah nun, daß Lotta zusammengesunken neben dem Bett auf der Erde saß, und daß über der, die im Bette lag, ein Laken gebreitet war, wie wenn sie tot wäre. Sachte trat sie näher, hob einen Zipfel des Lakens auf und sah ein paar dick verschwollene Hände.

Doch da erwachte Lotta zum Leben.

„Nimm dich in acht, es sind die Pocken!"

Das Mädchen ließ das Tuch fallen und wich ein paar Schritte zurück.

Und nun war sie es, die die Nachricht verbreitete, die den Pfarrer und alle anderen von dem Geschehenen in Kenntnis setzte.

Lotta Hedman, die unter dem Schutze der gefährlichen Krankheit stand, wurde kaum nach dem gefragt, was geschehen war.

Der Küster wurde geholt, der ein entschlossener und kräftiger Mann war, und er beschloß und ordnete an, wie er es für richtig hielt.

Der Ansteckungsgefahr wegen befahl er, Lotta Hedman müsse im Brauhaus bleiben, und niemand dürfe zu ihr. Und sie dürfe, wenn der Pfarrer sie rufen lassen sollte, dem Rufe auch nicht Folge leisten.

Er war es auch, der mit Lotta zusammen die Tote in den Sarg legte; dann wurde sie in ein hastig aufgeworfenes Grab gesenkt.

Nachforschungen wurden keine angestellt, kaum einige Fragen getan. Der ganze Pfarrhof war eine Zeitlang von der übrigen Umgegend abgesperrt. Daß die Pfarrerin sich für tot ausgeben lassen könnte, obgleich sie noch am Leben war, das war etwas zu Widersinniges, um es auch nur auszudenken.

„Der Scherenschleifer, der in den letzten Wochen in der Umgegend herumgezogen ist, hat die Ansteckung aus Norwegen mitgebracht," wurde gesagt. „Auch seine Frau ist krank, sie ist ihm im Fieberwahn davongelaufen."

Nun erinnerte man sich auch wieder an die Worte des Arztes. „Und die Krankheit hat schon lange in der Frau Pfarrer gesteckt," hieß es.

Der längste und qualvollste Tag, den Lotta Hedman je erlebt hatte, ging schließlich zu Ende, ohne daß jemand entdeckt hätte, was geschehen war.

* *
*

Von Zeit zu Zeit warf Sigrun einen Blick auf ihren Fuhrmann, der neben ihr auf dem Schlitten saß. Es war Nacht und sehr finster, und sie konnte nur undeutlich den äußeren Umriß der Gestalt unterscheiden: den großen Schlapphut, die hinaufgezogene Schulter, die Stumpfnase und den mürrisch zusammengebissenen Mund.

„Das ist gar kein Mensch, den ich da neben mir habe," dachte sie. „Es ist der Tod. Ich erkenne den Stiel seiner Sense unter seinem Rock."

„Ja, so ist es," sagte sie zu sich selbst. „Als er zuerst kam, erkannte ich ihn nicht, aber jetzt erkenne ich ihn.

Und wer sollte es auch anders sein? Ich habe mich in seine Macht gegeben. Er ist gekommen, mich zu holen und mich in sein Reich zu führen."

Sie fuhren über große, öde, mit weißem Schnee bedeckte Hochebenen. Einzelne verkümmerte Bäume und Büsche machten die Armut der Gegend noch auffallender.

„Das ist das Reich des Todes," dachte Sigrun.

Sie, die erst kürzlich noch so eifrig, so streitbar, so befehlshaberisch gewesen war, fühlte nun eine stille Ruhe über sich kommen. Aus war es mit allem beschwerlichen Wollen, alle Wünsche und Hoffnungen waren dahin.

Vielleicht ist es gefährlich für einen Lebenden, den Tod als Bundesgenossen anzunehmen. Er nimmt einen vielleicht im Ernst mit.

Sie glaubte zu fühlen, daß wirklich eine Verwandlung mit ihr vorging. Alle Bande, die sie mit ihrem früheren Leben verknüpften, lösten sich, eines nach dem anderen.

Die Liebe zu ihrem Manne, die Sorgen und Plagen ihres Ehestandes, die vordem alle ihre Gedanken in Anspruch genommen hatten, das alles versank und verschwand. Nur ein großer leerer Raum blieb davon zurück, aber kein Vermissen, keine Bitterkeit.

„Ja, so fühlen die Toten," dachte sie. „In dieser Weise werden sie vom Irdischen freigemacht. Ihre Liebe und ihr Leid verlassen sie."

Es gab kleine, dumme Sachen, die sie als Kind gesagt hatte und wofür sie seither immer ausgelacht worden war, und kleine Kränkungen, die sie lang gequält hatten, und kleine Demütigungen, die sie niemals vergessen hatte; aber das alles war nun mit einem Male verschwunden. Von nun an konnte sie daran denken, als an etwas, das sie gar nichts anging.

Wenn sie an ihre Eltern und an die Stütze dachte, die sie stets an ihnen gehabt hatte, so fand sie, daß sie nun keiner Hilfe mehr von ihnen bedurfte. Alles um sie war neu, sie befand sich in einer anderen Welt.

„Hier können sie mich nicht mehr erreichen," dachte sie. „Bisher sind sie mir beigestanden, so weit es in ihrer Macht stand. Jetzt bin ich von ihnen getrennt. Ich fahre hinein in das Reich des Todes."

Sie war wie eine Ranke, die sich mit vielen Fäser-

chen an einem Gitter festgehalten hatte. Nun riß ein Fäserchen ums andere, und bald lag die Ranke an der Erde.

„Geradeso muß es sein, wenn man stirbt,“ dachte Sigrun. „Es ist weder schwer noch hart; es ist nur ein großes Ausruhen.“

Allmählich graute der Tag. Der Mann, der mit ihr auf dem Schlitten saß, wurde wieder zu einem gewöhnlichen Landstreicher mit einem sauertöpfischen, unfreundlichen Gesicht. Die Gegend wurde zu einer wohl steinigen, mageren, armseligen, aber doch ganz irdischen Landschaft, und Sigrun selbst erwachte wieder zum Leben mit seinen strengen Anforderungen an Mut und Kraft ...

Das Pferd hatte die ganze Nacht über nicht ausruhen dürfen, und die Fahrt ging sehr langsam vonstatten. Im Schuppen einer Kätnerhütte mußten sie es mehrere Stunden stehen lassen und ihm Futter und Ruhe gönnen, damit es wieder zu Kräften kam. Endlich aber lag doch ein Dorf vor ihnen, in dem sich ein Wirtshaus befand.

Da sie sich nun also dem Ende ihrer Fahrt näherten, fing der Scherenschleifer an mit Sigrun zu reden.

„Ein Scherenschleifer wie ich, der landauf und -ab zieht, sieht und erfährt allerhand Sonderbares,“ sagte er. „Aber was ich heute nacht mit erlebt habe, ist doch das größte Abenteuer, das mir je vorgekommen ist.“

„So, meinen Sie das?“ Sigrun drehte den Kopf nach dem kleinen dunkelhäutigen Mann um und lächelte ihn freundlich an.

„Ich schwöre jeden Eid, daß ich etwas so Sonderbares noch niemals erlebt habe, und ich begreife selbst nicht, wie ich so weichherzig habe sein können, Ihnen zu helfen. Ich weiß nicht, was mir da angekommen ist.“

„Nein, ich weiß auch nicht, wie das zugegangen ist,“ sagte Sigrun. „Aber eines ist gewiß, daß Sie Ihre Freundlichkeit niemals bereuen sollen.“

„Ach, das kann man so genau nicht wissen,“ meinte der Mann. „Jetzt aber kann ich Sie jedenfalls nicht fortgehen lassen, ohne vorher zu fragen, was Sie tun und wohin Sie sich wenden wollen.“

„Ich will nach Amerika,“ sagte Sigrun.

„Aber das kostet viel Geld, so eine Reise nach Amerika,“ meinte der Fuhrmann.

„Sie können sich wohl denken, daß ich mich nicht ohne Geld auf eine solche Fahrt begebe,“ erwiderte sie.

Nachdem der Scherenschleifer diese Antwort erhalten hatte, zog er die Zügel an, trat zu dem Pferd und fing an das Pferdegeschirr zu betasten und zu untersuchen.

„Ich bin eigentlich ganz frei und ledig,“ sagte er nach einer Weile. „Vielleicht wäre es besser, wenn wir an diesem Wirtshaus vorbeiführen, und wenn ich Sie noch ein paar Meilen weiter brächte. Vielleicht sind hier doch Leute, die Sie kennen.“

Gerade der Gedanke, sie könnte in diesem Wirtshaus vielleicht erkannt werden, hatte Sigrun in der letzten halben Stunde beunruhigt. Das Anerbieten des Mannes war ihr darum eine sehr willkommene Überraschung.

„So bin ich; was ich einmal tue, das tu' ich auch richtig,“ sagte der Mann, als er sich wieder auf den Schlitten setzte.

Diese neuen paar Meilen zogen sich indes sehr in die Länge. Wieder mußte das Pferd ausruhen und gefüttert werden. Bald zeigte sich auch, daß in dieser Gegend ungenügend Schnee gefallen war, die Schlittenbahn war überaus schlecht, und die beiden mußten große Strecken zu Fuß gehen.

Und die Zeit verstrich. Es wurde beinahe zwölf Uhr, bis das neue Wirtshaus in Sicht kam.

Aber gerade, als sie endlich die Wirtschaftsgebäude sahen, kam ihnen ein Mann mit einem Milchwagen entgegengefahren.

„Nimm dich in acht, Gustavson!“ rief er dem Scherenschleifer zu. „Eben ist dem Wirt telephoniert worden, daß er euch aufhalten soll. Ihr sollt ansteckungsverdächtig sein. Die Pfarrfrau in Algeröd ist heute nacht an den schwarzen Blattern gestorben, und nun behauptet man, du und deine Frau, ihr hättet die Ansteckung aus Norwegen mitgebracht.“

Das gab einen neuen Aufenthalt und neue Überlegungen. Man beschloß, umzukehren. Keines von beiden hatte Lust, an diesem gefährlichen Wirtshaus vorzufahren.

Nun schlug der Scherenschleifer vor, sie wollten den Weg gen Osten nach Dalsland einschlagen.

„Auch von dort geht eine Eisenbahn nach Göteborg, und dort kennt Sie niemand," sagte er.

Sie schlugen also einen Weg ein, der nach Osten führte, und der sie wieder hinauf auf die nackte, öde Hochebene brachte.

Hier war die Schlittenbahn besser, aber das arme Pferd war beinahe völlig erschöpft. Nachdem es zum drittenmal ausgeruht und gefressen hatte, war es auch auf dem Boden des Habersackes angelangt.

Der Scherenschleifer zog Brot und Butter hervor und fing an zu essen. Sigrun hatte nichts, aber sie war auch nicht hungrig.

Wenn sie später an diesen Tag zurückdachte, wunderte sie sich über sich selbst.

„Es war sehr sonderbar. Ich war ganz ohne Gefühl, ganz ruhig und empfand keine Unruhe, keine Müdigkeit, keinen Hunger. Ich wußte die ganze Zeit über, daß alles gehen würde, wie es gehen mußte. Ich war wie vollständig stumpf, aber dabei doch sehr kräftig und leistungsfähig. Sicherlich war jemand in meiner Nähe, der mir beistand."

Während der langen Rast auf der Hochebene stellte sie eine Frage an ihren Reisegenossen.

„Haben Sie nicht gestern gesagt, die Tote sei gar nicht Ihre Frau gewesen?"

„Gewiß hab' ich das gesagt, und das ist auch die Wahrheit. Sie hatte einen braven Mann und ein schönes Heim, aber sie wollte lieber mit mir herumziehen."

Sigrun fragte weiter, nicht, weil ihr diese Sache sehr wichtig gewesen wäre, nichts auf dieser Welt war ihr an jenem Tage wichtig, aber die Zeit verging während eines Gesprächs rascher.

„Sie hatte Sie also lieber als ihren Mann?"

„Ich weiß nicht recht, was ich über diese Sache sagen soll. Sie war mit einem verheiratet, der Sven Elversson heißt. Ich weiß nicht, ob Sie von ihm gehört haben?"

Sigrun nickte.

„Ich meinte erst, er sei ihr leid geworden wegen dem da, Sie wissen schon, was ich meine," sagte der Mann.

„Allmählich aber fand ich heraus, daß sie ihn verlassen hatte, weil sie meinte, er liebe sie nicht."

„Sie war ja sehr häßlich," sagte Sigrun. „Er hat sie aus Barmherzigkeit geheiratet."

„Ja, sie war häßlich, aber sie war ein guter Mensch," erwiderte der Scherenschleifer. „Sie gehörte zu denen, die für die, so sie lieben, alles tun können."

Trotz der Stumpfheit, die über ihr lag, fand Sigrun in diesen Worten etwas, das sie unangenehm berührte. Sie hörte auf, nach der Frau zu fragen.

„Wissen Sie, wo sich Sven Elversson jetzt aufhält?" fragte sie.

„Er wohnt auf einem Hof in Dalsland, der Hånger heißt. Das war einmal ein großes Gut, allein es hat dort in verflossenen Zeiten so viel Unglück gegeben, daß niemand mehr dort wohnen mochte und der Hof verödet dalag. Sven Elversson bekam ihn fast umsonst. Dort wohnt er, seit seine Frau fort ist, ganz allein mit seinen alten Eltern, und dort nimmt er so viele Arme wie nur immer möglich, Kinder und Erwachsene, bei sich auf und hilft ihnen, so gut er kann."

Mit dem Scherenschleifer verhielt es sich indes an jenem Tage genau so wie mit Sigrun; er mußte unter irgendeinem fremden Einfluß stehen. Er, der sonst als eine richtige Landplage schreiend und lärmend umherzog, war still und bescheiden und berichtete von allen Leuten nur Gutes.

Als sie endlich weiterfuhren, Sigrun drinnen im Schlitten und der Mann vorne auf dem Sitzbrett, die Beine wie gewöhnlich nach außen hängen lassend, da geschah es, daß er ins Gleiten kam und auf die Straße hinunterfiel.

Sofort blieb das Pferd stehen. Der Mann stand wieder auf und setzte sich wie vorher zurecht, aber nach kurzer Zeit glitt er wieder hinunter.

„Ich weiß nicht, was mit mir los ist," sagte er. „Es dreht sich mir alles im Kopf."

Sigrun forderte ihn auf, sich neben sie in den Schlitten zu setzen. Das tat er auch, und sie fuhren weiter. Aber schon nach einer kleinen Weile fielen ihm die Zügel aus den Händen.

„Ich bin gewiß krank," sagte er und sah ganz verdutzt drein. „Es geht mir wohl, wie es Rut gegangen ist."

Allein Sigrun suchte ihn eilends zu beruhigen.

„Sie haben heute nacht nicht geschlafen," sagte sie. „Setzen Sie sich in die Ecke und schlafen Sie. Ich will kutschieren, während Sie sich ausruhen."

Wieder war da etwas, das ihren Mut aufrecht erhielt.

„Er ist nicht angesteckt, er ist nur müde und erschöpft. Da, jetzt schläft er schon!" schien ihr eine Stimme ins Ohr zu flüstern.

Nachdem sie ein Stück weit gefahren waren, blieb das Pferd stehen und weigerte sich, noch einen Schritt zu machen.

Sigrun faßte den schlafenden Reisegenossen am Arm und schüttelte ihn.

„Kennen Sie hier in der Nähe einen Ort, wohin Sie mich bringen können? Das Pferd kann nicht weiter, und es wird allmählich dunkel."

„Glauben Sie, daß ich die schwarzen Blattern habe?" fragte er.

„Nein, Sie sind nur schläfrig, sonst fehlt Ihnen nichts," sagte Sigrun.

Gleich darauf suchte er auch wirklich seine Lebensgeister zusammenzuraffen.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig," sagte er. „Eine halbe Meile von hier ist ein Haus, das ist, wie man sagt, ein ‚Landstreicherhotel'. Wir müssen versuchen, dorthin zu fahren."

„Ja, wir müssen durchaus unter Dach kommen," sagte Sigrun.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig," wiederholte der Mann. „Ich hätte mich allerdings dort lieber nicht noch einmal sehen lassen. — Wir sind jetzt über der Grenze und damit in Dalsland," fuhr er fort. „Wenn wir die nächste Anhöhe erreicht haben, dann geht's abwärts. Fahren Sie beim nächsten Kreuzweg links und dann geradeaus bis zum ersten Hof, den Sie sehen."

Als Sigrun schließlich das Pferd die Anhöhe hinaufgebracht hatte, erblickte sie im schwindenden Tageslicht eine weite Landschaft unter sich ausgebreitet, sanft ab=

fallend, schön, reich an Seen und waldigen Hügeln, die sich fein und scharf von der schneeschweren Luft abzeichneten. Dieses herrliche Bild belebte sie, sie trieb das Pferd kräftiger an, erreichte den Kreuzweg und bog nach links ab.

Die schöne Aussicht zeigte sich noch mehrere Male, aber die nächste Umgebung war immer noch gleich einsam. Zuletzt aber erblickte sie doch gerade unter sich einen Hof. Das Wohnhaus war ziemlich groß, von beinahe herrschaftlichem Aussehen, aber alle Nebengebäude waren klein und unansehnlich, beinahe nur wie Häuser auf einem größeren Kätneranwesen.

Wieder weckte sie den Kranken.

„Sind wir jetzt da?" fragte sie.

„Ja," sagte er und rieb sich den Schlaf aus den Augen. „Jetzt sind wir auf Hånger. Das hätte ich nie gedacht, daß ich noch einmal hier Unterkunft suchen müßte."

„Aber ..." rief Sigrun, und sie hatte plötzlich ein Gefühl wie ein Schiffbrüchiger, über dem die Wogen zusammenschlagen. „Wohnt denn nicht Sven Elversson auf Hånger?"

„Doch," erwiderte der Scherenschleifer. „Ich wäre lieber auch nicht hierher gegangen, aber es blieb ja nichts anderes übrig."

„Aber wenn er Sie fragt, wo Sie seine Frau haben?"

„Dann wird mir schon irgend etwas einfallen."

„Daß er auch gerade hier wohnen muß!" rief Sigrun in Verzweiflung.

„Nun, er hat sich ja gerade diesen Ort ausgewählt, weil er so einsam liegt und keine Nachbarschaft hat. Gewöhnliche Leute kommen nie hierher, aber alle Landstreicher und armen Wandersleute kehren bei ihm ein."

Sigrun fuhr den Hügel hinunter dem Hofe zu. Ihre Verzweiflung legte sich beinahe sofort wieder, die frühere Stumpfheit kehrte zurück, und eine Stimme flüsterte ihr ins Ohr, sie solle sich keine Sorgen machen, es werde alles gut gehen.

Dicht bei der Einfahrt zum Hofe stand ein kleines rot angestrichenes Häuschen.

„Hier ist es, hier müssen Sie hineingehen," sagte der

Scherenschleifer, indem er sich ein wenig aus seiner Schlaftrunkenheit aufraffte.

„Ich will auf den Hof fahren und das Pferd einstellen,“ sagte er. „Sie können so lange hier hineingehen. Die Landstreicherhütte ist ganz leer. Der Schlüssel liegt unter der Schwelle.“

Sigrun trat in ein kleines Haus, das durch einen Mittelgang in zwei Hälften geteilt war. Zu beiden Seiten des Ganges war je ein Zimmer, und beide waren ganz gleich eingerichtet. Sie hatten nackte Wände, an den Wänden festgemachte Betten und Strohmatratzen, eine Feuerstelle, einen großen, schweren Tisch und einige schwere Stühle. Ein Eimer mit Wasser und ein Armvoll Holz waren auch vorhanden, aber keine Kissen, keine Bettücher, kein Kochtopf, keine Teller, keine Handtücher, kein Waschgeschirr, eigentlich nichts, was mitgenommen werden konnte. In dem einen Zimmer stand ein riesiger Schrank, der Schlüssel war jedoch abgezogen.

Die Zimmer waren nicht vollständig kalt; es mußte wohl am Vormittag Feuer darin gebrannt haben, auch war es sauber darin und gut gelüftet.

„Ich muß versuchen, Feuer anzumachen,“ dachte Sigrun.

Während sie damit beschäftigt war, kam der Scherenschleifer herein. Er konnte sich jetzt kaum mehr aufrecht halten. Ohne ein Wort zu sprechen, warf er sich in eines der Betten und schlief sofort ein.

„Ich glaube nicht, daß er krank ist,“ dachte Sigrun. „Er wird wieder ganz wohl sein, wenn er die Nacht durchgeschlafen hat. Ich brauche keine Hilfe zu holen.“

Sie machte auch im anderen Zimmer ein Feuer an, setzte sich davor nieder und versuchte, sich Pläne auszudenken. Plötzlich fühlte sie, wie müde sie war, sie wäre beinahe vom Stuhl gefallen, und außerdem war sie auch hungrig.

„Ich hätte daran denken und mir ein paar belegte Brote mitnehmen sollen,“ murmelte sie vor sich hin, und damit wurden ihre Gedanken auf ihre Reisetasche gelenkt. Wo war diese? Sie war nicht im Zimmer, mußte also im Schlitten liegengeblieben sein.

Sofort eilte sie hinaus. Der Schlitten stand vor dem

Hause, und die Tasche lag darin. Sie ergriff sie und wollte eben zurückgehen, als eine Stimme sie anrief.

„Bist du es, Rut?"

Es war rasch dunkel geworden. Sigrun vermochte kaum noch, einen alten gebückten Mann zu unterscheiden, der langsam auf sie zukam.

„Kommen Sie nicht hierher!" rief sie. „Wir bringen die Pocken mit!"

„Ja, das weiß ich schon," erwiderte der Mann. „Es ist uns deswegen telephoniert worden, und wir hätten nicht erwartet, daß ihr gerade hierher kommen würdet. Ja, ja, das ist nun so, Not kennt kein Gebot."

„Das ist wohl Joel Elversson, Sven Elverssons Vater," dachte Sigrun. „Er ist alt und stumpf geworden. — Er hält mich für seine Schwiegertochter."

„Sven ist heute nicht zu Hause," sagte Joel auf seine feierliche Art und Weise. „Aber wir, ich und Thala, wollen so gegen dich handeln, Rut, wie er handeln würde, wenn er wüßte, daß du in Not und Lebensgefahr hier wärest. Da hast du den Schlüssel zum Schrank. Du weißt, daß du darin alles findest, was du brauchst. Und wir wollen euch Essen herunterbringen und es vor die Tür stellen."

Damit reichte er ihr einen kleinen Schlüssel, den sie entgegennahm, ohne ein Wort zu sagen. Er schien auch gar keine Antwort zu erwarten.

„Hier trägt dir niemand etwas nach, Rut," sagte er. „Wir begreifen ja wohl, was dich fortgetrieben hat. Mach es euch nun so behaglich, wie du kannst, und schlaf in Ruh'."

Er ging seines Weges, und Sigrun eilte ins Haus zurück. In dem Schrank fand sie Laken und Kissen, alles, was man in einem Gastzimmer braucht. Gleich darauf wurde auch das Essen gebracht.

Einen Teil davon stellte Sigrun dem Scherenschleifer in sein Zimmer, darauf schloß sie ihre Tür fest zu und legte sich zu Bett.

„Ich muß ein paar Stunden schlafen," dachte sie. „Dann gehe ich meines Weges. Ich muß von hier fort, ehe mich jemand erkannt hat."

Und sie schlief auch schon, noch ehe sie diesen Gedanken zu Ende gebracht hatte.

Der Morgen

Als Sigrun erwachte, schien eine kleine rote Wintersonne zu ihr in die ärmliche Kammer herein, in der sie lag. Sie hatte nicht nur ein paar Stunden geschlafen, sondern die ganze Nacht hindurch, und nun hatte sie es sehr eilig, aufzustehen und das Zimmer in Ordnung zu bringen, damit sie ihres Weges gehen könnte.

Sie war vom Schlafe gestärkt, fühlte sich kräftig und entschlußfähig und war nicht unzufrieden mit dem Schritte, den sie getan hatte. Das einzige, was sie ängstigte, war die Furcht, entdeckt zu werden. Aber wenn sie nur von Hånger fortkommen konnte, ohne erkannt zu werden, dann, meinte sie, sei die Gefahr überstanden.

Wieder fand sie ein Brett mit Essen vor ihrer Tür, und dabei ein Papier mit ein paar Zeilen darauf:

„Wir nehmen an, daß du jetzt wieder bei uns bleiben willst, da der Scherenschleifer allein weggegangen ist. Du bist willkommen, zweifle nicht daran."

Sigrun ging in das gegenüberliegende Zimmer und sah, daß der Scherenschleifer wirklich fort war. Das war schon eine Sorge weniger. Sie war jetzt ausgeruht und wollte viel lieber zu Fuß gehen, als mit ihm in seinem Schlitten fahren. Nun wollte sie sich bis zum nächsten Dorf, wo sie ein ordentliches Fuhrwerk bekommen konnte, durchfragen. Die nächste Eisenbahnstation konnte nicht sehr weit entfernt sein, und vor dem Abend war sie wohl schon in Göteborg.

Sigrun band sich das schwarze Tuch über den Kopf, zog Lotta Hedmans Mantel an, ergriff ihre Tasche und wollte gehen.

Ehe sie jedoch das Zimmer verließ, machte sie die Tasche auf, um nachzusehen, ob das Geld und alles andere darin sei. Gleich darauf stieß sie einen Schreckensruf aus. Ihre siebenhundert Kronen waren verschwunden.

Sie griff in die Manteltasche und in die Kleidertasche. Das Geld war nirgends.

Ach, das Geld war gestohlen, das wurde ihr sofort klar. Der Scherenschleifer hatte es aus der Tasche genommen, als diese im Schlitten lag.

Sie mußte sich niedersetzen, um nicht umzufallen. Das war ein fürchterlicher Schlag für sie. Jetzt konnte sie nicht nach Amerika reisen. Alle Wege waren ihr verschlossen. Ach, du lieber Gott!

Sie legte den Kopf auf den Tisch und versuchte nachnachzudenken. Ja, sie hatte mit ihrem Reisegefährten gestern von dem Gelde gesprochen. Vielleicht hatte er gestern den ganzen Tag über nichts anderes nachgedacht, als wie er es ihr stehlen könnte. Mitten in seiner Müdigkeit und Erschöpfung hatte er doch an diesem Vorsatz festgehalten.

Und damit hatte er ihr auch das Weiterleben unmöglich gemacht.

„Es ist eine harte Welt für den, der sich arm und einsam in sie hinausbegibt," sagte sie. „Eine harte Welt."

Was über sie kam, war nicht eigentlich Reue; es war die Einsicht, wie vollkommen unmöglich es für sie war, ihren Vorsatz auszuführen.

„Ich könnte ja als Bettlerin auf die Landstraße gehen," dachte sie. „Doch wozu würde das dienen? Ich habe mein Heim nicht verlassen, um eine Abenteurerin zu werden."

Aber ebenso unmöglich erschien ihr eine Rückkehr. Sollte sie ihrem Mann bekennen, daß sie sich für tot ausgegeben hatte, um von ihm loszukommen? Das war unmöglich, war gar nicht auszudenken.

Sie wußte, daß sie sich für den Augenblick bei guten Menschen befand. Sollte sie diese um Hilfe bitten? Aber es war immer dieselbe Geschichte; es bedeutete soviel, als ihre Betrügerei und ihre Schande zu bekennen. Und diese redlichen Menschen würden sich genötigt sehen, ihren Mann sofort wissen zu lassen, daß sie noch lebe.

„Das gestern war keine Augentäuschung," dachte sie. „Es war wirklich der Tod, der neben mir auf dem Schlitten saß. Er gibt niemand mehr frei, der sich einmal in seine Macht gegeben hat."

„Aber er ist kein harter Herr," fuhr sie in ihrem unruhigen Gedankengang fort. „Er hat die Bande, die mich ans Irdische fesselten, auf sehr milde Weise gelöst. Warum sollte ich mich ihm nicht anvertrauen?"

Mindestens eine Stunde lang saß sie so am Tisch und suchte sich mit dem Todesgedanken vertraut zu machen.

„Gott wird mir gnädig sein," dachte sie. „Er weiß alles. Er weiß, daß ich niemand ein Leid antun wollte. Er weiß auch, daß dies der einzige Ausweg ist, der mir offen steht."

In diesem Augenblick trat jemand ins Zimmer herein; aber Sigrun blieb sitzen, ohne sich zu rühren. Jetzt war es ihr vollkommen gleichgültig, wer sie sah. Ihr Entschluß war gefaßt, und sie wußte, welchen Weg sie gehen wollte.

Immer noch lag sie über den Tisch gebeugt, mit dem Gesicht in den Händen da und konnte darum den Eintretenden nicht sehen. Am Schritt erkannte sie indes, daß es ein Mann, und zwar nicht ein alter, sondern ein junger Mann war.

„Es ist Sven Elversson selbst," dachte sie.

Sie hörte, wie er auf sie zukam, dann aber plötzlich wieder zurücktrat. Er ging an den Herd, machte Feuer an und trat dann wieder an den Tisch, an dem sie saß.

„Fällt es dir denn gar so schwer, Rut?" sagte er. „Soll ich dir nicht ein paar von den Kindern schicken? Gibt es denn hier gar nichts, zu dem du gerne zurückkehrst?" Als er das sagte, hob sie ihr Gesicht vom Tisch auf und schaute ihm mit einem starren, verzweifelten Blick in die Augen.

„Ich bin nicht die, für die Sie mich halten," sagte sie. „Ich bin Sigrun Rhånge, die mit dem Pfarrer in Algeröd verheiratet ist."

Sven Elversson wich ein paar Schritte zurück. Aber er hatte sich so sehr daran gewöhnt, Gelassenheit zu zeigen, was für Nachrichten er auch erfahren mochte, daß er nicht einmal einen Ausruf des Erstaunens hören ließ. Er wurde nur totenblaß. Aber seine Verwirrung war doch sehr groß, und das zeigte sich in der Art, wie er laut zu denken anhub.

„Sigrun Rhånge ist tot," sagte er. „Sie ist gestern nacht gestorben. Als ich hörte, daß sie tot sei, fuhr ich nach Algeröd, um sie noch einmal zu sehen, allein es war zu spät. Sie war schon eingesargt und ins Grab gelegt."

Sigrun saß still da und starrte Sven Elversson an. Es lag eine feierliche Trauer in seinen Worten, die sie beinahe rührte. Sicherlich hatte er nicht einmal eine Ahnung davon, daß er laut gesprochen hatte.

„Ach ja, wenn es nur so wäre!" sagte sie als Antwort auf seine Gedanken. „Wenn Sigrun Rhånge nur wirklich tot und begraben wäre!"

„Sigrun Rhånge ist tot," wiederholte er leise und eintönig, außerstande, sich zurechtzufinden. „Auf dieser Erde werde ich sie nie mehr sehen."

„Ja, Sigrun Rhånge ist tot. Das kann man wohl sagen," stimmte sie bei. „Aber ich, ich Unglückliche, ich lebe noch."

Etwas in ihm, das die wahre Sachlage schneller erfaßt hatte, als sein Verstand, hatte indessen sein Herz in stürmische Bewegung versetzt. Seine Wangen bekamen Farbe, und seine Augen fingen an zu leuchten.

Jetzt trat er zu ihr, ergriff ihre Hand und behielt sie in der seinen. Die andere Hand strich ihr mit einer hastigen, unwillkürlichen Liebkosung über die Wange. Man möchte sagen, er suchte sich zu überzeugen, ob es wirklich ein lebendes Wesen sei, mit dem er es zu tun hatte."

„Sie leben!" sagte er, und seine Stimme erhob sich wie zu einem Jubelruf, um gleich darauf wieder zu sinken und gedämpft und mild zu werden. „Sie sitzen in meinem Hause? Wie soll ich das fassen und begreifen können?"

In seiner ganzen Art, sich zu geben, war vieles, was Sigrun verwunderte, aber zugleich flößte es ihr auch etwas Mut ein. Sie war wenigstens nicht zu jemand gekommen, der ihr Unglück mit kalter Gleichgültigkeit betrachtete.

„Das war schön, was Sie heute morgen Ihrer Frau geschrieben haben," sagte sie mit bebender Stimme. „Und ich habe immer sehr viel Gutes von Ihnen gehört. Wollen Sie mir beistehen? Ich bin in der größten Not, in die ein Mensch nur geraten kann."

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie war so verzweifelt, hatte Hilfe so außerordentlich nötig, daß sie sich vor ihm auf die Knie warf.

Er half ihr nicht sofort wieder auf. Dafür legte er ihr auf jede Schulter eine Hand und beugte sich tief über sie, bis sein Gesicht ganz dicht an dem ihren war.

„Sie haben mir einmal geholfen, als ich mich in höchster Not befand. Meinen Sie, ich wäre nicht froh, Ihnen das tausendmal tausendfach vergelten zu können, wenn es in meiner Macht stünde?"

Aber nach diesem Gefühlsausbruch wurde er plötzlich ganz ruhig; er verließ sie, faßte nach einem Stuhl und zog ihn an den Tisch heran.

„Wollen Sie mir nicht erzählen, wie das alles so gekommen ist?"

Sie stand aufrecht neben ihm und fing zögernd an:

„Ach, da ist sehr viel zu sagen. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll." Sie war nahe daran, in Tränen auszubrechen, aber sie bekämpfte ihre Erregung. — „Wir sind nicht gerade sehr glücklich gewesen in unserer Ehe, mein Mann und ich," fügte sie hinzu.

Er schien gar nicht zu merken, daß sie stand, während er saß, dagegen begriff er, wie sehr ihr Hilfe not tat, wenn sie ihre Erzählung fortsetzen sollte.

„Meine Frau war auch nicht glücklich," sagte er.

Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und beugte sich vor, bis er mit der Hand seine Augen beschatten konnte.

Sigrun verstand, daß er sie ermuntern wollte, fortzufahren.

„Die Leute haben wohl über uns geredet," sagte sie. „Wenn Sie gestern in Algeröd gewesen sind, haben Sie vielleicht die Geschichte von unserem Kostgänger gehört ..."

„O ja," sagte er, „die hab' ich gehört und noch mehr dazu. Aber es war kein böser Wille in der Erzählung. Nur Kummer, nur Kummer."

Das sagte er beinahe schluchzend. Von neuem fühlte er den heftigen Schmerz. Es verursachte ihm eine unbeschreibliche Pein, auf diese Weise mit ihr zu reden, da es sein einziger Wunsch war, seinen Kopf auf ihr Knie zu legen und ihr von dem Leid erzählen zu können, das ihm gestern den ganzen Tag über das Herz zerrissen hatte, sowie auch von dem Schmerz, den er heute morgen empfunden, als die Eltern ihm mitteilten, seine Frau

sei zurückgekehrt, gerade jetzt, wo sein Herz nichts weiter verlangte, als um eine andere trauern zu dürfen.

„Und es war niemand da, der an meinem Tod gezweifelt hätte?" fragte Sigrun.

„Nein," antwortete er. „Kein Mensch zweifelte daran, daß Sie es sind, die an den schwarzen Blattern gestorben war."

Jetzt ergriff Sigrun hastig Sven Elversson am Arm. „Und Sie wissen nicht, wer gestorben ist? Das muß ..."

Er blieb mit offenem Mund vor ihr stehen, und sie wagte nicht, ihren Satz zu vollenden.

„Ist es meine Frau?" fragte er endlich.

„Ja," sagte sie. „Ich glaube ... es muß Ihre Frau sein."

Er sagte kein Wort, aber er stand auf und wanderte einmal im Zimmer hin und her.

Jetzt sank Sigrun ihrerseits auf einen Stuhl nieder. „Der Tod will mich nicht fahren lassen," dachte sie. „Als ich Sven Elversson bat, mir zu helfen, hatte ich vergessen, daß die Tote seine Frau gewesen ist."

Sie weinte still in ihr Taschentuch hinein. Die eigentümliche Todesstimmung senkte sich von neuem über sie.

Aber nach wenigen Sekunden saß Sven Elversson wieder in derselben Stellung am Tische wie vorher.

„Nun müssen Sie mir alles erzählen," sagte er.

Sie tat, wie er gebot, und erzählte ihm alles, was geschehen war, von dem Augenblick an, wo die Verstorbene ins Brauhaus getreten war, bis zu dem jetzigen Augenblick, wo Sigrun im Landstreicherhaus auf Hånger saß.

Mit ganzer Seele hörte er ihr zu und war voll Kummer über die verzweiflungsvolle Tat, die sie getan, und über alles Elend, das sie über sich gebracht hatte. Er sah besser ein als sie selbst, daß sie sich, so wie sie nun einmal war, alle Pfade des Lebens verschlossen, und sich, sofern sie in dieser Welt bleiben wollte, selbst zu beständiger Unruhe, beständiger Angst, beständiger Reue, beständiger Selbstverachtung verdammt hatte.

Aber mitten in seinem Kummer und in seinem tiefen Mitleid konnte er doch eines nicht ändern: etwas in ihm jubelte und wiederholte immer wieder:

„Sie lebt noch, und sie ist zu dir gekommen. Sie sitzt neben dir und spricht. Was hat alles andere zu bedeuten neben dem einen, daß sie noch lebt?“

Sigrun hatte schon lange zu reden aufgehört, Sven Elversson saß schweigend da und sann nach, was er sagen und was er tun sollte. Und während seines Schweigens fühlte er eins deutlich: ein Mann wie er konnte nichts anderes tun, als sie wieder ihrem Manne zuschicken. „Dieser Mann läßt sich nicht zu einer tadelnswerten Handlung hinreißen,“ dachte er.

„Das alles ist ganz unnötig gewesen,“ sagte Sigrun zu sich selbst. „Es hilft gar nichts; der Tod gibt mich nicht frei.“

Mutig schaute sie ihrem Schicksal in die Augen. Und sie versuchte nicht, dadurch auf Sven Elversson einzuwirken, indem sie ihm mitteilte, welchen Entschluß sie gefaßt hatte.

„Ja, das war sehr viel,“ sagte er und wunderte sich selbst darüber, daß er jetzt zu Sigrun in demselben Ton sprach, wie zu seinen anderen Schützlingen. „Aber eins ist mir sofort klar geworden, Sie dürfen nicht in der Welt umherziehen und Ansteckung verbreiten. Vorerst müssen Sie hier auf Hånger bleiben.“

Sie sah ihn an. Das war so einfach. Daran hatte sie gar nicht gedacht. Es war ein Aufschub von einigen Tagen. Der Todesgedanke wich zurück.

„Ich habe nur meinen Vater und meine Mutter bei mir,“ sagte er, „und sie fürchten sich wohl nicht sehr vor der Ansteckung. Allerdings, wir haben auch einige fremde Kinder bei uns. Die muß ich hinunter ins Dorf bringen. Und die Herberge hier müssen wir für einige Zeit schließen. Sie müssen ins Wohnhaus übersiedeln und eines unserer Gastzimmer bewohnen.“

„Und dann?“ fragte sie mit beinahe rauhem Ton.

Er neigte den Kopf und versuchte nachzudenken, denn da er sie liebte, las er in ihren Gedanken und wußte, daß für sie von seiner Antwort Leben und Tod abhing.

Er hatte nicht die Kraft, etwas anderes zu sagen als: „Das steht in Gottes Hand.“

„Ich kann sie nicht zur Verzweiflung treiben,“ dachte er. „Aber ihr eigener Sinn kann sich ändern. — Die

Liebe zu ihrem Mann kann neu erwachen. Es wird noch alles recht werden, dessen bin ich sicher."

Sigrun hatte nur einen Aufschub erhalten, das verstand sie wohl, aber jedenfalls atmete sie erleichtert auf.

„Sehen Sie, ich denke so," sagte er. „Es ist nicht recht, zu lügen und etwas zu verhehlen. Das ist es gewiß nicht. Aber es geht auch nicht an, einen Menschen zu Tode zu quälen. Nein, das geht auch nicht an. Indes, das Herz kann sich ändern, oder, besser gesagt, es kann wieder werden wie vorher. Dann geht das, was jetzt schwer ist, von selbst. Wollen Sie mir das glauben?"

Sie schüttelte heftig den Kopf, sagte aber kein Wort.

„Ach doch, wir nehmen es einmal an, wir nehmen es einmal an," fuhr er fort. „Aber nun müssen Sie mir erlauben, dies alles meinem Vater und meiner Mutter mitzuteilen. Sie gehören nicht zu denen, die mehr reden, als sie sollten. Und nun wollen wir das alles nicht zu traurig und zu schwer nehmen. Wir wollen denken, es wird alles wieder zurecht kommen."

Ihr kam es vor, als ob er nur Scherz mit ihr treibe. Seine Art hätte sie an einem anderen Tage gereizt, jetzt aber war sie unbeschreiblich beruhigend und wohltuend. Ihr war, als habe dieser Mann alle ihre Kümmernisse und ihr Unglück auf sich genommen und trage sie nun an ihrer Statt.

Dritter Teil

In Trauer

Da war Sigruns Mutter, die alte Pröpstin von Stenbroträsk. Anfangs Mai 1916 machte sie einen Besuch bei Verwandten in Bohuslän, und weil sie nun doch einmal in der Nähe war, wollte sie auch ihren Schwiegersohn in Algeröd aufsuchen und sehen, wie es ihm gehe.

Als sie in dem kleinen, ärmlichen Pfarrhaus ankam, fand es sich, daß der Pfarrer seine Mutter zu sich genommen hatte, damit sie ihm den Haushalt führe. Die Mutter war ein einfaches, gerades Menschenkind, die Witwe eines armen Lotsen, die gehungert und entbehrt hatte, damit ihr Sohn Pfarrer werden konnte. Die Pröpstin sah, wie stolz und glücklich sie war, bei ihrem Sohne wohnen und seinem Hause vorstehen zu dürfen, und das begriff sie sehr wohl. Es erweckte durchaus keine unangenehmen Gefühle in ihr.

Aber die Einkünfte dieser armen Pfarrei waren eben über alle Maßen gering, und so war die alte Frau ebenfalls auf den Gedanken gekommen, es mit Kostgängern zu versuchen. Sie hatte zwei junge Mädchen mit schwacher Brust ins Haus genommen, deren Gesundheit sich in der frischen Bergluft von Algeröd bessern sollte.

Diese beiden hatten sich im Anfang vor dem düstern, finstern Hausherrn, der um seine Frau trauerte, etwas gefürchtet; jedoch zu der Zeit, wo die alte Pröpstin nach Algeröd kam, war ihre Furcht längst überwunden. Und das war eine große Überraschung für Sigruns Mutter. Statt in ein Haus voll Betrübnis und Trauer zu kommen, kam sie in eines voll Lachen und Scherz und Lustigkeit.

Das wurde ein langer Nachmittag für sie. Fast hätte sie die Geduld verloren, ehe er zu Ende war. Auf Schritt und Tritt stand ihr die abgeschiedene Tochter vor Augen, und sie konnte sich nicht genug über deren Mann wun-

dern, wie er es mit den zwei ausgelassenen Mädchen aushielt, die sich auf eine so deutliche Weise um ihn bemühten; wenn er noch gewesen wäre wie früher, hätte er sicher großes Ärgernis daran genommen.

Aber er war nicht mehr wie früher, das merkte sie an allen Ecken und Enden. Er war ein ganz anderer Mann geworden.

Im Sprechen und Lachen hatte seine Stimme einen lauten, schrillen Ton angenommen, und mit Vorliebe suchte er vor seiner Schwiegermutter seine eigene Vortrefflichkeit herauszustreichen.

Früher hatte er immer Ernst und Würde in seinem Auftreten gewahrt. Man hatte nicht zwei Minuten in seiner Gesellschaft sein können, ohne zu merken, daß er Pfarrer war; jetzt war die gute Haltung weg. Früher hatte er es den Leuten selbst überlassen, zu merken, daß er ein hervorragender und begabter Mann war; jetzt hielt er es für nötig, selbst davon zu reden.

Er erzählte, wie vortrefflich er schon in der Schule gewesen sei, wie rasch er sein Examen gemacht und was für Wunderwerke er in seiner Gemeinde gewirkt habe; er erzählte und erzählte und konnte nicht zum Schluß kommen.

Und die beiden Mädchen schlugen die Hände zusammen und zeigten deutlich, wie sehr sie ihn bewunderten.

Es war gerade, als lege er es darauf an, der Schwiegermutter zum Bewußtsein zu bringen, wie sie ihm zu Füßen lagen, und daß er sie behandeln konnte wie er wollte. Er war wie jemand, dem eine große Sache mißlungen ist, und der nun auf alle Art und Weise sucht, sich die frühere Achtung wieder zu verschaffen.

Er war keineswegs artig und entgegenkommend gegen die beiden jungen Mädchen, und es klang Verachtung aus jedem Wort, das er an sie richtete. Aber er wollte nicht fern von ihnen sein. Er sagte zwar, er habe zu arbeiten, ging aber nicht weg aus der Gesellschaft. Zuerst war die Pröpstin betrübt darüber, weil es aussah, als habe der Schwiegersohn Sigrun bereits vergessen. Aber im Verlauf des Nachmittags kam sie auf eine ganz andere Vermutung. Sie fing an zu glauben, er betraure seine Frau so tief, daß er daran zugrunde gehe.

Als sie endlich am späten Abend „gute Nacht" sagen und zu Bett gehen konnte, denn sie mußte über Nacht bleiben, fühlte sie sich gedrungen, mit dem Schwiegersohne ein paar Worte darüber zu sprechen. Sie sagte, sie begreife sehr wohl, daß er sich bald wieder verheiraten müsse, aber sie ermahnte ihn auch, sich wohl vorzusehen und sich nicht mit der ersten besten zu begnügen.

Da sagte er, sie möchte, aber nur sie allein, mit ihm in sein Zimmer kommen.

Und nun zeigte er ihr, wie da drinnen alles, was Sigrun gehört hatte, zusammengetragen war, alles, sowohl das, was sie von Hause mitgebracht hatte, sowie auch alles, was nachher noch dazugekommen war.

Bilder von ihr in allen Größen waren überall im Zimmer zu sehen, und ihre Bücher standen in der vordersten Reihe auf dem Bücherständer.

Ein Buch war dabei, das die Pröpstin sofort erkannte: ein kleines Andachtsbuch. Ihre Tochter hatte es erhalten, als sie in den Konfirmationsunterricht ging; das lag auf dem Tischchen an seinem Bett.

„Darin lese ich jeden Abend," sagte der Pfarrer. „In keinem anderen Buche als in diesem."

Er öffnete das mittlere Schränkchen einer großen Schreibkommode.

Darin hatte er ein paar Schächtelchen aus Elfenbein aufgestellt, die Sigrun als kleines Mädchen zum Geschenk erhalten hatte. Er nahm sie heraus und legte sie liebkosend an seine Wange.

„Die sind ihr sehr lieb gewesen," sagte er. „Und keine andere Hand als die meine soll sie je berühren. Das alles bekommen die anderen gar nie zu sehen."

Er zeigte der Pröpstin auch das Bildchen von Stenbroträsk, dessen Anblick Sigrun immer so großen Trost gebracht hatte. Das Bild war in mehrere Bogen Seidenpapier eingewickelt und in ein Tuch eingerollt und lag, wie wenn es ein köstlicher Schatz wäre, im innersten Fach verborgen.

„Andere Augen als die meinen bekommen das nicht zu sehen, liebe Schwiegermutter, das glaube ja nicht."

Er zeigte ihr auch ein kleines Tuch, das seine Frau ihm gestickt hatte.

„Das muß hier auf dem Tisch liegen, weil Sigrun selbst es hierher gelegt hat," sagte er. „Aber ich habe noch ein anderes Tuch, das ich darüber breite, wenn die Sonne scheint. Du siehst, es ist gar nicht verschossen."

Sigrun hatte ihm auch ein Kissen für den Schaukelstuhl genäht; es war mit einer Franse verziert, die aber jetzt an einigen Stellen losgetrennt war. Der Pfarrer hatte versucht, das selbst auszubessern und die Franse mit grobem Faden und langen Stichen angenäht. Er zeigte der Pröpstin, wie häßlich das sei, aber er habe diese Arbeit eben niemand anders anvertrauen können.

Nun bot sich die Pröpstin an, das Kissen mit auf ihr Zimmer zu nehmen und den kleinen Schaden ordentlich zu flicken. Das erlaubte er auch, aber er drehte und wendete das Kissen verschiedene Male hin und her, ehe er es aus der Hand gab.

Aber das, was ihm das teuerste von allem war: Sigruns zwei glatte Eheringe[1]) und noch einen anderen Ring, sowie einige kleine Schmuckstücke, die hatte er in ein kleines gelbes Lederbeutelchen gesteckt.

„Das trage ich bei Tag in der Westentasche," sagte er, „und in der Nacht liegt es unter meinem Kissen. Davon trenne ich mich nicht, weder bei Tag noch bei Nacht."

Da wurde die Pröpstin von großem Mitleid erfaßt. Ja, der Kummer nagte an ihm und drohte ihn zu verzehren. Und sie begriff, daß er dagegen ankämpfte, wenn er sich unter Fremden befand, daß er sich Mühe gab, zu sein wie zuvor, es aber eben nicht vermochte; ach, deshalb drangen nun so falsche Töne aus dem Instrument!

Sie ließ sich auf dem Sofa nieder und winkte ihn zu sich.

„Komm her und setze dich neben mich," sagte sie mit mütterlich sanfter Stimme. „Und dann sage mir, wie es mit dir steht."

Da brach er in heftiges Weinen aus.

„Ach, ich weiß nicht, ich weiß nicht, was das mit mir

---

[1]) In Schweden hat die verheiratete Frau zwei Eheringe; einen erhält sie bei der Verlobung, den anderen bei der Hochzeit.

werden soll," sagte er. „Seit Sigrun mich verlassen hat, kann ich mich nicht mehr im Leben zurechtfinden."

„Sie ist aus meinen Augen verschwunden," fuhr er fort. „Aber ich habe nicht das Gefühl, daß sie tot ist. Mir ist zumute, als ob sie von mir gegangen wäre, weil sie sich vor mir fürchtete.

Ich habe sie nicht glücklich machen können, aber der Fehler war der, daß ich sie über alles Maß und alle Grenzen liebte. Ich wollte sie für mich allein haben. Aber ich machte es zu enge um sie und schloß sie ein. Ach, ich habe sie gequält, und dieser Gedanke peinigt mich jetzt über die Maßen. Ach, wenn ich gewußt hätte, daß sie so bald von mir gehen würde, hätte ich mir wohl Zügel angelegt! Was hätte es geschadet, ob ich selbst zugrunde gegangen wäre, wenn sie nur während ihrer kurzen irdischen Laufbahn hätte glücklich sein können!

Man sagt, sie sei an den schwarzen Blattern gestorben. Aber ich kann es nicht glauben, wage jedoch nicht zu fragen, wie es war, als sie von hinnen ging. Ich fürchte, ich werde zu hören bekommen, daß sie es nicht mehr bei mir aushalten konnte und deshalb gestorben sei."

Die Pröpstin saß schweigend da und ließ ihn klagen. Nichts von allem, was er sagte, verwunderte sie, denn sie, die alt war, hatte noch niemals einen Menschen am Grabe eines geliebten Wesens stehen sehen, ohne daß ihm das Herz von Reue und Gewissensqual zerrissen gewesen wäre.

Ein Brief von Hånger

Ein paar Tage später trat Lotta Hedman mitten am Vormittag in des Pfarrers Studierstube.

Sie hielt einen Brief in der Hand, ihre Augen schauten gerade vor sich hin, ihr Haar war so glattgekämmt, als es überhaupt sein konnte, und auf ihrer Stirn lag ein Leuchten, als ob sich der Himmel über ihr geöffnet und etwas von seinem Strahlenglanz über sie ausgegossen hätte.

Und der Pfarrer sah nicht ohne Erstaunen, daß sie ganz ruhig und mit der Absicht, mit ihm zu reden, herein-

kam; denn Lotta Hedman war sonderbar und verwirrt gewesen seit der Nacht, da Sigrun gegangen war. Sie fand keine Ruhe mehr und redete oftmals laut mit sich selbst. Man nahm an, sie habe Gesichte, und wer etwas von ihren Reden verstand, der hörte, daß sie sich um nichts anderes drehten, als um die große Naturverheerung und den Reiter auf dem roten Pferd, um göttliche unberechenbare Zeitmaße und um wilde Tiere und den jammervollen Untergang der ganzen Welt.

Sie wich allen Menschen aus, mehr als notwendig gewesen wäre, und vor niemand war sie so scheu, wie vor ihrem Hausherrn. Er hatte schon oft beobachtet, wie sie weite Umwege machte, um ihm auszuweichen.

Ihre Haare hatten gen Himmel gestanden, ihre Augen waren wild im Kreis herumgefahren, ihre Kleider waren vernachlässigt gewesen, und mit ihrer Arbeit war es gegangen, wie es eben ging.

Wenn die beiden jungen Mädchen ihr in den Weg gekommen waren, hatte sie ihnen strenge Worte, die beinahe wie Drohungen klangen, aus der Heiligen Schrift zugerufen.

Man hatte den Versuch gemacht, den Pfarrer zu veranlassen, sie in ihre Heimat zurückzuschicken; da es aber ohne Zweifel die Trauer um Sigrun war, die sie so quälte, hatte er seine Hand über ihr gehalten und sie in seinem Dienst gelassen.

Heute nun, als er die Veränderung wahrnahm, die mit ihr vorgegangen war, dachte er: „Jetzt ist ihre Trauer zu Ende. Jetzt denkt außer mir in diesem Hause niemand mehr an Sigrun.“

Lotta bat ihn, er möge sie mit Geduld anhören, denn sie habe ihm viel zu sagen.

Und zu seinem großen Erstaunen, denn sie war über alle Maßen ernst und feierlich, begann sie ihm ein Märchen zu erzählen.

„Es war einmal ein Hof, auf dem redliche Bauersleute wohnten,“ fing sie an. „Aber ganz nahe bei diesem Hofe war ein Berg, auf dem es Riesen gab. Und die Bäuerin war einmal in dem Hause der Riesen gewesen, um der Riesin bei der Geburt eines Kindes beizustehen. Als sie nun das Kind badete, war ihr ein Tropfen von

dem Badewasser ins Auge gespritzt; von diesem Tropfen aber war sie auf dem einen Auge hellsehend geworden, und sie konnte von nun an alles sehen, was die Unterirdischen auf ihrem Hofe taten. Darum kam sie häufig dazu, wenn sie stahlen oder für Vieh und Menschen Fallen stellten, damit sie zu Schaden kommen sollten.

Dann geschah es einmal, daß die Bäuerin auf den Jahrmarkt fuhr; als sie dort zwischen den Ständen hindurchging, begegnete ihr der Riese aus der Nachbarschaft. Und ohne an etwas Besonderes zu denken, begrüßte sie ihn.

‚Guten Tag, Großvater,' sagte sie und schüttelte ihm die Hand. ‚Das ist ein prächtiges Stück Fries, das Ihr da gekauft habt.'

‚Ja,' sagte der Riese, ‚und billig ist es auch noch dazu. Zwei Bauern prügelten sich um dieses Stück, und während sie einander verdroschen, ging ich mit dem Bündel ab.'

Dann redeten sie eine Weile in aller Ruhe miteinander; doch da fragte der Riese plötzlich: ‚Aber wie kommt's denn, Großmutter, daß Ihr mich sehen könnt?' — ‚Ach, mir ist neulich, als ich bei Euch war, ein Tropfen Wasser ins Auge gekommen, und seither kann ich Euch sehen, ob Ihr wollt oder nicht.' — ‚Ei was, in welches Auge denn?' — ‚Ins linke,' antwortete die Bäuerin — und im selben Augenblick hob der Riese die Hand und strich ihr das linke Auge aus dem Gesicht.

Er nahm das ganze Auge, es blieb nicht eine Spur davon zurück. Und nie mehr in ihrem Leben konnte die Bäuerin etwas Außergewöhnliches wahrnehmen.

Und dasselbe hat der Herr Pfarrer mir angetan, als wir zum erstenmal zusammenkamen," sagte Lotta mit hoher, schriller Stimme. „Der Herr Pfarrer hat mir mein sehendes Auge ausgeschlagen. Und seither ist mein Leben nur noch Verwirrung gewesen. Ich sehe, aber dunkel, ich höre, aber undeutlich, ich habe keinen Erfolg und finde niemand, der auf mich hört. Ich bin arm und heimatlos und werde niemals etwas anderes sein, als eine arme Arbeiterin."

Der Pfarrer saß still und gelassen da und hörte zu, und als Lotta einen Augenblick innehielt, um Atem zu

schöpfen, sagte er, ohne eine Spur von Widerwillen zu zeigen:

„Weiter, Lotta! Sie sind sicherlich nicht nur darum heute zu mir gekommen, um von diesen alten Dingen zu reden."

„Nein," erwiderte Lotta. „Aber ich wollte den Herrn Pfarrer daran erinnern, weil ich meinerseits dem Herrn Pfarrer ein großes Unrecht angetan habe. Es ist zuweilen ganz gut, zu wissen, daß man Sühne für alte Schuld zu fordern hat. Ich habe trotzdem noch viel Barmherzigkeit und Verzeihung nötig."

Der Mann vor ihr schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe nicht, wohin Sie zielen," sagte er.

Aber Lotta antwortete ohne die mindeste Verwirrung:

„Ich weiß ganz genau, was ich zu sagen habe, und es ist kein leichtes Bekenntnis, das ich ablegen muß. Aber ehe ich soweit bin, muß ich noch von etwas anderem reden.

Ich bin keine Schwätzerin, und Sigrun hab' ich kein Wort davon gesagt, aber ich weiß, daß es einen Bauernhof gibt, der Hånger heißt. Ich habe auch die ganze Geschichte erzählen hören von dem Pfarrer, der ermordet worden ist, und von dem Torpfosten und von der Alten in der Kellerwohnung, und von dem Fluche, der auf den Männern des Hångergeschlechts ruht. Und nun denke ich also: jemand, der weiß, daß er von einem starken und wilden Geschlecht abstammt, mit dem von jeher schwer umzugehen gewesen ist, und der außerdem weiß, was für ein Tod seiner wartet, ich meine, ein solcher Mann müsse sich zuweilen besonnen haben, ob er recht daran tat, sich eine Frau zu nehmen, die weich und unschuldig war wie ein neugeborenes Lamm, und die von all dem Dunkeln, das in seiner Seele wohnte, gar keine Ahnung hatte."

„Lotta Hedman!"

Die Stimme des Pfarrers klang immer noch sehr gelassen. Er hatte Lotta nur eine Warnung zugerufen, nicht zu weit zu gehen.

„Lassen Sie mich fortfahren, Herr Pfarrer!" bat Lotta. „Ich sage das nicht als einen Vorwurf, sondern nur, um daran zu erinnern, daß auf beiden Seiten Schuld

zu finden ist, obschon die Schuld auf unserer, auf Seite Sigruns und meiner, sehr viel größer ist, und daß sehr viel Barmherzigkeit und Verzeihung in die eine Wagschale gelegt werden muß, wenn beide gleichstehen sollen.

Und nun bleibt mir nur noch übrig, zu berichten, wie es zugegangen ist, als Sigrun von uns ging. Und ich tu' es auf ihr eigenes Verlangen hin, das sollen Sie wissen. Ich habe heute einen Brief von ihr erhalten, in dem sie mir befiehlt, es zu tun, und das hat mich erlöst aus meiner Erniedrigung und hat mich herausgehoben aus der Lüge; jetzt kann ich den Menschen wieder in die Augen sehen."

Da es Lotta Hedman war, die diese Worte sagte, so kamen sie dem Pfarrer nicht so sonderbar vor, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Er glaubte, er werde zu hören bekommen, Sigrun sei nicht an den schwarzen Blattern gestorben, sondern habe sich selbst das Leben genommen, und Lotta meine, sie habe irgendeine Art von Erlaubnis bekommen, ihm das mitzuteilen.

Nun fing Lotta an zu berichten.

Aber schon während sie noch redete, fühlte sie sich über die Maßen entmutigt, denn sie bemerkte, wie der Mann, mit dem sie sprach, immer finsterer wurde, gleich wie der Himmel sich vor einem großen Unwetter verfinstert. Wolken zogen auf allen Seiten herauf. Eine furchtbare Kälte und eine furchtbare Finsternis breiteten sich aus. Zuletzt konnte sie fast die Worte nicht mehr hervorbringen.

Ohne alle Umschweife brachte sie aber doch heraus, daß sie mehrere Male Nachricht von Sigrun erhalten habe. Nach ihrer Ankunft in Hånger sei sie an den Blattern erkrankt. Die Krankheit sei nicht gefährlich, aber sehr langwierig gewesen.

Und während der Krankheit und auch seither habe sie sich bei den guten Leuten auf Hånger aufgehalten. Auf eigene Faust in der Welt draußen sei sie nur einen einzigen Tag gewesen, und was sie da erlebte, habe sie so erschreckt, daß sie es jetzt nicht mehr übers Herz brächte, von Freunden und einem schützenden Dach weg wieder in die Fremde zu ziehen.

Aber die wohlgesetzten Worte, die Lotta hatte sagen

wollen, von ihrem eigenen Unrecht und ihrer Scham darüber und von ihrer großen Freude, weil Sigrun ihren Sinn geändert habe und wieder heimkommen wolle, diese Worte blieben fast ganz ungesagt.

Sie zeigte dem Pfarrer nur den Brief, den sie an diesem Tag erhalten hatte, der: Hånger, den 16. Mai 1916 datiert war und nur die wenigen Zeilen aufwies:

„Lotta, geh zu Eduard und sag ihm alles. Und bitte ihn, daß er hierher nach Hånger kommt und mich holt, wenn er mich noch für würdig hält, wieder seine Frau zu sein."

Im Brief lag ein kleiner Umschlag, der die Anschrift des Pfarrers trug. Er riß ihn auf und fand nur das eine Wort:

„Verzeihung!"

Als der Pfarrer diese Worte las, brach er in ein bitteres, schneidendes Lachen aus. Es klang, wie wenn der erste Windstoß durch die Wolken bricht und sie zur Seite schiebt, um dem wilden Tanze des Sturmes Platz zu machen.

„Telephonieren Sie an Sigrun, Lotta, ich werde morgen nach Hånger kommen und sie holen," sagte er. „Heute muß ich zu einem Schulexamen."

Lotta tat, wie ihr geheißen war. Bald nach zwölf Uhr fuhr der Pfarrer ganz allein ab. Er hatte eine lange Fahrt nach einem weitabgelegenen Schulhaus vor sich. Als er aber an einen Kreuzweg kam, lenkte er nicht in den Weg ein, der zum Schulhaus führte, sondern er fuhr gen Osten, der Grenze von Dalsland zu, in der Richtung, die nach Hånger führte.

Die Riesen von Hånger

Ach, man darf gewiß nicht denken, es sei ein übernatürlicher Einfluß gewesen, der sich geltend gemacht hatte! Aber für den, der einmal die leise flüsternden Stimmen geliebter Toten in seinen Ohren gehört oder gefühlt hat, wie während eines schweren Kummers, über dem das Herz beinahe brechen wollte, eine Woge sanfter Gedanken durch die Seele strömte, oder wer im Nebel

der Müdigkeit versunken gefühlt hat, wie die weichste der Hände die versagende Schreibfeder doch weiter ihrem Ziel zuführte, dem wird es schwer zu bestreiten, daß an diesem Tage Scharen von Unsichtbaren den Unglücklichen umgaben, der über die weite, kahle Hochebene hinfuhr.

Denn so verraten und verletzt, so betrogen und gedemütigt er sich auch fühlte, so gerne sich auch seine Gedanken um Rache und Strafe drehen wollten, so wurden sie doch immer wieder auf ein anderes Gebiet gelenkt, das sie anscheinend mit größerer Macht lockte.

Und was seine Gedanken so gefangen nahm, das war Hånger, der nie gesehene Hof seiner Vorfahren, der mit seinen roten Häusern hoch oben im Grenzwald lag, mit der Aussicht über eine Landschaft, die zehn lange Bergrücken, zehn hohe Berggipfel, zehn glitzernde Seen, zehn Kirchspiele umfaßte, aber kaum zehn Bauernhöfe aufwies.

Ihm war noch niemals der alte Hångerhof mit dem Torpfosten, dem Abhang mit den Apfelbäumen und der Stube in dem Keller erschienen, so wie er sich zuweilen anderen seines Geschlechtes zeigte. Aber eine Zaubermacht hatte er doch auf ihn ausgeübt. Und in Gedanken wurde er nun zurückgeführt in seine Kinderzeit, wo er davon geträumt hatte, derjenige zu sein, der den auf dem Hångergeschlechte lastenden Fluch lösen würde.

Er erinnerte sich genau, wie er es sich gedacht hatte: Da sich die Familie den Fluch durch den Mord eines Geistlichen zugezogen hatte, so würde er auch wieder von ihr genommen werden, wenn einer von den Hångerleuten Geistlicher und ein heiliger Mann Gottes würde.

Später als Jüngling und als Mann hatte er allerdings diese Gedanken fallen lassen, aber sie hatten dennoch seinem Leben die Richtung gegeben.

Als er zu studieren angefangen hatte und ihm alles wohl gelang, hatte er aufgehört zu glauben, daß ein besonderes unglückseliges Geschick der Männer seines Geschlechtes warte. Das kam alles nur von einer schweren und unlenksamen Gemütsart und einer schwermütigen Angst, sie dürften ihr Eigentum nicht behalten. Vor einem, der klug war und sich beherrschte, würden die Selbstmordgedanken schon weichen. „Ich werde der sein,

13*

der beweist, daß ein Rhänge von Hänger sterben kann wie andere Leute," hatte er zuweilen gedacht. „Und dadurch werde ich jedenfalls dem alten Aberglauben ein Ende machen."

Es war ihm auch wirklich gelungen, allen Jugendverführungen zu widerstehen, sich selbst zu beherrschen und ein tadelloses Leben zu führen, ausgenommen in dem Verhältnis zu seiner Frau.

Plötzlich fuhr er auf, wie aus einem Traum erwacht. Einige Augenblicke war er weit weg gewesen von seinem Unglück, jetzt aber, wo er an seine Frau dachte, überfiel es ihn wieder in seiner ganzen Gräßlichkeit. Gerade darum, weil er Geistlicher war und ein tadelloses Leben führen wollte, empfand er die kommende Schande, das Gerede und die Lächerlichkeit wie Knutenhiebe.

„Es wäre besser gewesen, wenn sie niemals zurückgekommen wäre," dachte er in seinem Grimm. „Sie hat mich daheim unmöglich gemacht. Wir werden auswandern müssen, das sehe ich wohl ein."

Aber merkwürdig, seine Gedanken wendeten sich bald wieder von seiner Frau ab und beschäftigten sich wieder mit dem alten merkwürdigen Hofe.

Sein Vater war es gewesen, der ihm von Hänger erzählt hatte, und er hatte ihm noch von vielem anderen, als nur von Mord und Strafurteilen zu erzählen gehabt.

Daß niemand wisse, woher die Hängerleute stammten, hatte der Vater seinem Sohn berichtet. In dem Kirchspiel, auf dessen Markung der Hof lag, waren einstens plötzlich fünf Brüder aufgetaucht, alle große, starke, schöne Männer, aber von unbekanntem Geschlecht und aus unbekanntem Lande, die auch eine unbekannte Sprache redeten.

Man hatte geglaubt, es seien die Abkömmlinge eines Riesen und eines in den Berg entführten Mädchens; und wahrlich, ihre Wildheit und Streitlust, ihr Mut und ihre Schlauheit, ihre Sonderbarkeiten und ihre unbeugsame Sinnesart, und vor allem das Glück, das sie beim Erwerb von Geld und Gut hatten, ließen diese Annahme gar nicht unglaublich erscheinen.

Diese Männer, die als arme Dienstknechte in die Gegend gekommen waren, hatten sich in wenigen Jahren

zu Herrenleuten aufgeschwungen, zuerst auf Hånger, wo der älteste von ihnen saß, und später noch auf vier anderen Bauerngütern.

Es tat dem Pfarrer wohl, an seine Vorfahren zu denken. Sie waren nie gewesen wie andere Bauern. Sie hatten sich prächtig gekleidet und eine stolze Haltung gehabt. Sie hätten Herren sein können, allein danach hatten sie nicht gestrebt. An diesem Nachmittag hatte der Pfarrer etwas nötig, was ihm das Selbstgefühl stärkte, und er richtete sich ein wenig an dem Gedanken auf, daß er einem reichbegabten und berühmten Geschlecht angehörte.

Genau betrachtet war er diesen Vorfahren vielleicht gar nicht so unähnlich. Lotta Hedman hatte ihn mit einem Riesen verglichen und ihn daran erinnert, daß er von einem Geschlecht wilder Männer abstamme.

Wie, wenn er nicht Geistlicher gewesen wäre, und wenn sich der Kraftmensch in ihm nicht jederzeit selbst in Zucht gehalten hätte!

Er dachte an jenen Abend, wo er den fliehenden Amtsrichter gejagt hatte, damals war es wohl das alte Riesenblut gewesen, das sich in ihm regte.

Wieder waren seine Gedanken zurückgekehrt zu seinem Heim und zu seiner Frau. Wieder empfand er einen qualvollen Seelenschmerz. Er dachte daran, wie ihm das ganze Frühjahr hindurch Kummer und Gewissensbisse das Herz zerrissen hatten. Aber wie peinvoll diese Qual auch gewesen war, so war es doch noch viel bitterer, zu wissen, daß Sigrun ihn kaltblütig und ohne zwingenden Grund zu dieser Qual verurteilt hatte. Und doch, das Bitterste und das Schlimmste war noch etwas anderes: daß sie sich bis zum Betrug erniedrigt, sich auf eine so unheimliche Art von ihm freigemacht, sich einem elenden Landstreicher anvertraut hatte und zuletzt in die Hände eines solchen Menschen, wie Sven Elversson, gefallen war, eines Menschen, den er selbst aus seiner Kirche verbannt hatte, das machte die Schande vollkommen.

„Da ist sie gerade an den Rechten gekommen," dachte er. „Sie eine Verstorbene, und er ein Verfemter, der sich nicht unter den Menschen sehen lassen darf."

Aber von diesem rasenden Schmerz hinweg wurden seine Gedanken zu dem Bauerngut seiner Vorfahren zurückgeführt.

Über die baumlose Hochebene hin, durch die er fuhr, sauste scharf und schneidend der Westwind, der starke Meereswind.

„Hier oben ist es sehr kalt,“ dachte er, „aber sicherlich ist es jenseits des Berges besser. Auf Hånger, das geschützt am östlichen Bergabhang liegt, ist es an so einem Abend gewiß warm und frühlingsmäßig.“

Jetzt waren seine Gedanken wieder bei den Vorfahren. Allen war ein gewisser besonderer Zug eigen gewesen, durch den sie sich von ihrer Umgebung unterschieden.

Einer von ihnen hatte ein Pferd gehabt, das er über alles liebte, und man sah ihn selten anders als hoch zu Pferd. Er tat seine Arbeit und genoß sein Vergnügen zu Pferd, und zuletzt war er eines schönen Sonntags in die Kirche hineingeritten und hatte begehrt, das Abendmahl auf dem Pferde zu empfangen.

Beim Gedanken an diesen sonderbaren Auftritt zuckte ein schwaches Lächeln über das Gesicht des Pfarrers. Es hatte ihm früher öfters Vergnügen gemacht, sich jenen Auftritt vorzustellen, doch hatte er diese Überlieferung nie im Ernst geglaubt, sondern sie für eine Erfindung und Dichtung gehalten.

Dieser Pferdemensch hatte einmal einen Zwist mit seiner Frau gehabt. — „Man sollte hie und da auch einmal seinen Verstand zu Wort kommen lassen und nicht nur auf seine Kraft pochen,“ hatte die Frau gesagt. Aber der Mann war böse geworden, hatte sie ergriffen und sie rittlings auf den Firstbalken gesetzt. — „Jetzt hat dich meine Kraft da hinaufgesetzt,“ sagte der Mann. „Versuch nun, ob dir dein Verstand wieder herunterhilft!“

Es war vielleicht nicht immer ganz leicht gewesen, mit einem der alten Hångerriesen verheiratet zu sein. Sie waren Gewaltmenschen gewesen, eifersüchtig und eigensinnig. Ungewöhnlich tüchtig und kraftvoll, gastfrei und großzügig waren sie gewesen, dazu noch mit einer Art von grober Scherzhaftigkeit behaftet, die angreifender werden konnte als vieles andere.

Einer von ihnen hatte den Vogel gehabt, er müsse alles paarweise besitzen. Es durfte nicht nur eine Uhr im Zimmer stehen, sondern gleich zwei. Kein Zimmer durfte nur ein Fenster haben, es mußten zwei oder vier oder sechs sein. Zwei Schornsteine, zwei Tore, zwei Scheunen, zwei Tennen. Niemals nur ein Knecht oder eine Magd, sondern stets zwei oder vier. Man hätte es ja für eine unschuldige Marotte erklären können, aber er war nahe daran gewesen, ganz Hånger mit Umbauten und Veränderungen zugrunde zu richten.

Im Stall wollte er ebenso viele Stiere wie Kühe haben, und von seiner Frau hatte er verlangt, sie solle ihm immer abwechselnd einen Jungen und ein Mädchen gebären, und so weiter in schöner Ordnung. Und wenn sie nicht tat, was er wollte, war mit ihm nicht zu spaßen.

Wieder lächelte der Pfarrer. Nein, es war nicht immer angenehm, auf Hånger Hausfrau zu sein.

Da war einer unter ihnen gewesen, der unaufhörlich sang. Er kam singend zur Kirche, fuhr singend wieder davon, sang seine Antworten, wenn er angeredet wurde, sang, wenn er sich zu Bett legte und wenn er aufstand.

Aber trotz seines Singens war er ein ungerechter und harter Mann gewesen, und bei ihm war auch jenes Unglück geschehen. Er hatte versucht, die Witwe seines Bruders bei einer Erbschaft zu verkürzen, aber seine eigene Frau hatte den Betrug entdeckt und den Pfarrer gebeten, nach Hånger zu kommen und mit ihrem Manne darüber zu reden. Ihr Mann jedoch hatte gemeint, es handle sich um etwas anderes, wilde Eifersucht loderte in ihm auf; auf dem Heimweg war er über den Pfarrer hergefallen und hatte ihn erschlagen.

Jawohl, was Pfarrer Rhånge vorhin gesagt hatte, war doch richtig: Es war nicht immer sehr angenehm gewesen, mit einem der Männer auf Hånger verheiratet zu sein.

Aber trotz alledem hatte sich niemals eine von ihren Frauen für tot ausgegeben, um von ihrem Unglück freizukommen!

Er lachte kurz und hart auf. Man könnte wirklich

meinen, er sei der Schlimmste von allen. Sonst hätte seine Frau doch nicht zu einem so verzweifelten Mittel greifen müssen.

Und was hatte sie ihm denn vorzuwerfen? Nichts als ein Übermaß von Liebe. Er hatte nichts anderes von ihr begehrt, als daß sie ihm angehören solle, ihm ausschließlich, ihm ganz allein.

Aber wie, wenn nun das eine allzu schwere Forderung gewesen wäre? Wenn das schwerer zu erfüllen gewesen wäre, als eine von den verrückten Forderungen der Alten? Kann ein Mensch verlangen, einen anderen ganz vollständig zu eigen zu haben? Nicht nur seine Liebe, sondern auch alles andere?

Dem Pfarrer fiel ein, daß ihm Sigrun wie ein Wesen von anderer Art als andere Menschen vorgekommen war, daß sie ihm eine Natur für sich zu haben schien, der sie indes niemals Ausdruck zu geben vermocht hatte.

Und Sigruns innerste Natur, das wußte er, war Barmherzigkeit. Gutes tun dürfen, sich für andere aufopfern, Kranke pflegen, das war das Verlangen ihrer Natur gewesen; aber er hatte sich dem widersetzt. Er hatte dieses Bedürfnis nicht ertragen. Er wollte sie allein besitzen, konnte nicht teilen.

Und das, was geschehen, was ihm kürzlich erst so abscheulich vorgekommen war, vielleicht war das nichts anderes gewesen, als was notwendig geschehen mußte. Es war die zusammengedrückte Stahlfeder, die im selben Augenblick aufgesprungen war, wo der Druck nachgelassen hatte.

„Sigrun ist die Barmherzigkeit," dachte er. „Das ist die ihr gestellte Aufgabe. Das hätte ich verstehen müssen."

Diese plötzliche Einsicht mit seinen eigenen Fehlern tat ihm wohl. Sigrun kam ihm nicht mehr so tief gesunken vor, so unfaßlich hart und lieblos.

Er wälzte diesen Gedanken hin und her.

„Ja gewiß, darum sind wir niemals glücklich gewesen. Ich habe sie gehindert, das zu werden, was in ihrer Natur beschlossen war."

Aber plötzlich war die alte Qual wieder da.

„Dieser Sven Elversson paßt besser zu ihr als ich,"

dachte er. „Auch er eignet sich für die Werke der Barmherzigkeit. Darum ist sie auch bei ihm."

Bisher hatte er nicht mit Eifersucht an Sven Elversson gedacht.

„Sigrun weiß, was er getan hat," hatte er sich gesagt. „Sie kann ihn unmöglich lieben."

Aber nun kam ihm alles zusammen mehr als verdächtig vor. Warum hatte Sven Elversson ihm nicht sofort Mitteilung davon gemacht, daß Sigrun nach Hånger gekommen war? Liebte er sie und hatte er gehofft, sie für sich zu behalten?

Mitten in seinem Zorn überkam ihn jedoch einer von den Gedanken, die hier in der Einöde in der Luft zu schweben schienen, ein Gedanke, der die Seele des Unglücklichen wie ein milder Sommerregen erquickte.

„Hast du denn eigentlich ein Recht, Beistand und Hilfe von Sven Elversson zu erwarten?" fragte der Gedanke.

Und der Pfarrer gedachte daran, wie er sich an Sven Elversson vergangen, ihm das Leben zerstört und ihn zu namenlosem Elend verurteilt hatte.

Da fiel sein eigenes Schuldgefühl auf eine eigene Art lindernd und kühlend auf seinen Zorn über das, was der andere an ihm verbrochen hatte. Es war wie ein heilender Trank in einem schweren Fieber.

Er erweckte Demut und Besinnung in seinem Gemüt.

Er fühlte sich nicht mehr als der Rächer, der alle Gerechtigkeit auf seiner Seite hat.

Er war bereit, nicht zu vergeben, aber doch genau zu untersuchen und zu prüfen, ehe er sein Urteil fällte.

Der Torpfosten

Der Pfarrer zog die Zügel an, und das Pferd blieb stehen. Das Bauerngut Hånger lag im Abendglanz etwas tiefer in der Landschaft vor ihm.

Einen Augenblick fragte er sich zweifelnd, ob er am rechten Ort sei. Hånger war ihm jederzeit als ein großer Hof mit langen Gebäuden geschildert worden. Hier war

allerdings das Wohnhaus sehr ansehnlich, alle anderen Gebäude jedoch waren klein.

Aber der Baumgarten war da. Auf dem Abhang zwischen den kleinen Nebengebäuden wuchsen himmelhohe hundertjährige Apfelbäume, die gerade jetzt in herrlichster Blüte standen und den Hofplatz mit einer frei schwebenden Decke in Weiß und Rot überspannten.

Und auch die alte Eiche war da, noch nicht völlig belaubt, aber im Begriff, ihre knorrigen Äste und Zweige wieder mit weichem Blattgrün zu bekleiden.

Und die Aussicht war da. Die Aussicht über eine ungewöhnlich zarte und leicht und weich gezeichnete Landschaft, in der sich die zehn Bergrücken und die zehn Seen jetzt in der Stunde des Sonnenuntergangs mit allen nur erdenklichen Farben schmückten, wo die eine Höhe in hellem Glanze lag und die andere in tiefem Schatten, wo der eine See wie ein blanker Stahlschild dalag, während sich die Tannen dahinter mit Goldglanz bedeckten. Man konnte sich ganz unmöglich vorstellen, daß Menschen, die ein ganzes Leben lang ein solches Bild vor Augen gehabt hatten, harte und rohe Wilde bleiben konnten, deren Gedanken auf nichts anderes gerichtet waren, als Reichtum und Macht zu gewinnen. In der Schönheit dieser Umgebung meinte der Pfarrer die Erklärung zu finden für die freudige, prachtliebende, großzügige Art, die seine Vorfahren ausgezeichnet haben sollte.

Eine geraume Weile saß Pfarrer Rhånge in die Betrachtung der ganzen Umgebung versunken still da; aber schließlich sprang er doch aus dem Gefährt und führte es in den nahen Wald. Hier band er das Pferd an einen Baumstamm, legte ihm Futter vor und machte sich dann sachte und vorsichtig auf den Weg nach dem Hofe.

Als er so nahe herangekommen war, daß er zwischen den Gebäuden durchsehen konnte, entdeckte er, daß an dem linden, hellen Frühlingsabend ein Mann und eine Frau unter der alten Eiche an einem Gartentisch einander gegenübersaßen. Der Mann las vor, und die Frau war mit einer Handarbeit beschäftigt. Sie hatten ihn bis jetzt nicht bemerkt.

Der Pfarrer blieb stehen, ging dann um eines der kleinen Gebäude herum und näherte sich ihnen wieder

von der anderen Seite. Gleich neben dem Platz, wo der Mann und die Frau saßen, wuchs eine hohe und dichte Fichtenhecke. Im Schutze dieser Hecke näherte er sich ungesehen und mit leisen Schritten den beiden. Als er so weit gekommen war, daß er die Stimme des Vorlesenden deutlich vernehmen konnte, kauerte er sich auf den Boden nieder und schob vorsichtig ein paar Zweige der Hecke auseinander; nun konnte er soviel sehen, als er wünschte.

Er machte sich keinen Augenblick Gewissensbisse darüber, daß er horchte. „Sigrun und meine ganze Zukunft stehen auf dem Spiel," dachte er. „Ich muß die Wahrheit wissen, auf welche Weise ich sie auch immer erfahren mag."

Zu Anfang gab es für ihn jedoch nichts anderes zu erlauschen, als ein kleines Gedicht von dem Dichter Snoilsky. Es war das Gedicht von dem Kriegsgefangenen, der sich, endlich aus der Gefangenschaft erlöst, nach mühsamer Wanderung an einem finstern Abend vor der armseligen Hütte befindet, in der er vor vielen Jahren seine Frau zurückgelassen hat. Aber als er durchs Fenster lugt, findet er, daß sie jetzt einen anderen Mann an ihrer Seite hat. Sie hatte natürlich gemeint, er sei tot, und da geht er fort, hinaus in die Nacht; er verschwindet lieber, als daß er ihr Kummer und Schmerz bereitet. Aber ehe er geht, hängt er ein Lederbeutelchen, in das er alle die kleinen Münzen, die er besitzt, getan hat, an die Türklinke als ein Geschenk für die einfache Heimstätte.

Sven Elversson las dieses Gedicht von der verzichtenden Liebe sehr schön vor, aber der Pfarrer hörte nur die Worte, ohne den Inhalt eigentlich recht zu fassen. Seine ganze Seele war von seiner Frau hingenommen.

Sigrun saß so, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Aber jedenfalls war sie es selbst, die er da sitzen sah. Er erkannte ihr Haar, die schöne Biegung des Nackens; jede Bewegung von Hand oder Arm bei ihrer Arbeit war ihm wohlbekannt.

„Sie lebt!" flüsterte er ganz leise und faltete die Hände. „Es ist wirklich wahr, sie lebt!"

Sein Herz schmolz vor Rührung. Er sah Sigrun wie-

der; aber dieses Wiedersehen war nicht so, wie er erwartet hatte. Er fühlte keinen Zorn, er wollte sie nicht zur Rechenschaft ziehen für alles, was er um sie gelitten hatte, er wollte nicht mit ihr von der Schande sprechen, die sie auf sich selbst gehäuft hatte, nur mit Tränen wollte er Gott dafür danken, daß sie noch am Leben war und zu ihm zurückkehren wollte.

Er legte die Hand über die Augen und überlegte, was wohl aus ihm geworden sein würde, wenn sie wirklich tot gewesen wäre. Ein gehässiger, alter Sonderling, der sich ohne Hoffnung durchs Leben schleppte, der sich nur immerfort ausschließlich mit seinen Erinnerungen beschäftigte, ein Mann, der die Gesellschaft anderer Frauen nur gesucht hätte, um sie zu verhöhnen, weil sie nicht waren wie sie, die einzige. Bodenlos war der Abgrund, in dem er versunken wäre.

Während des Herwegs hatte er in seiner Verzweiflung gewünscht, Sigrun hätte sich ihm lieber nicht zu erkennen gegeben. Ein grausamer und törichter Wunsch! Wie hatte er ihm nur Raum geben können?

Dies alles ging ihm durch die Seele wie ein Sturmwind. In dessen Tosen erstarb die Stimme des Vorlesenden.

Im ersten Entzücken hätte er sich beinahe erhoben und wäre zu Sigrun hingeeilt. Aber er bezwang sich.

„Nein,“ dachte er, „zwischen uns darf kein Zweifel oder Verdacht zurückbleiben. Um unseres Glückes willen muß ich bleiben, wo ich bin.“

„Wir wollen heut abend nicht weiterlesen,“ sagte Sigrun, als Sven Elversson mit dem Gedicht zu Ende war. „Ich habe was mit Ihnen zu reden.“

Ihre Stimme drang zu dem Lauscher hinter der Fichtenhecke mit dem vollen Klang des Lebens. Lieblich wie früher, leise und herzbewegend mit dem leichten Lispeln.

Sven Elversson hob den Kopf von seinem Buche und kehrte sich ihr zu. Auch er war im höchsten Grade verändert, das sah der Pfarrer sofort. Er trug den Kopf aufrecht und hatte die freie, unbefangene Haltung des gebildeten Mannes. Das Aussehen eines Laienpredigers, die übertriebene Demut, die ihn sonst gekennzeichnet hatten, waren verschwunden.

„Ja, eigentlich ist es schade, an solch einem Abend über ein Buch gebeugt zu sitzen," sagte Sven Elversson. „Wir wollen uns lieber ein wenig unterhalten."

Sigrun zögerte, mit der Zwiesprache zu beginnen. Sie faltete ihre Arbeit zusammen, und erst, nachdem dies geschehen war, sagte sie mit fester und bestimmter Stimme:

„Jetzt ist es geschehen, Herr Elversson."

„Was?" fragte er vollkommen unbefangen. „Ist Ihre Arbeit schon fertig?"

„Nein, aber das, worum Sie mich jeden Tag gebeten haben, seit ich unter Ihrem Dach weile, ist jetzt geschehen."

„Haben Sie — — —"

Er hatte sich ganz erregt erhoben und vollendete seinen Satz nicht.

Aber Sigruns Stimme gab ihm fest und klar und ohne Beben Antwort.

„Ich habe an Lotta Hedman geschrieben und sie gebeten, Eduard alles zu sagen. In diesem Augenblick weiß er schon, daß ich noch lebe. Morgen kommt er her und holt mich."

„Kommt er hierher?" fragte Sven Elversson. Seine Stimme klang nicht fest und klar; sie war schwach und hinsterbend.

„Ja," erwiderte sie, „ich habe ihn gebeten, hierher nach Hånger zu kommen, und ich werde Ihnen nachher sagen, warum. Jetzt möchte ich zuerst hören, ob Sie froh darüber sind."

Dem Pfarrer kam es vor, als ob der Mann vor seinen Augen Gestalt und Aussehen wechsle. Er sank zusammen, und das geduldige Lächeln legte sich mit voller Deutlichkeit um seinen Mund. Die vorher so munter blickenden Augen waren zu Boden gesenkt. Die Arme hingen schlaff an den Seiten des Körpers herunter. Und als er nun Sigruns Frage beantwortete, geschah es mit der alten peinlichen Unterwürfigkeit.

„Gewiß bin ich froh darüber, Frau Rhånge," sagte er. „Es ist zu gütig von Ihnen, es so hinzustellen, wie wenn dies mein Werk wäre. Ich weiß ja, oder richtiger

gesagt, ich glaube es bemerkt zu haben, seit sich die erste Erregung bei Ihnen gelegt hat, ist kein Tag vergangen, an dem Sie nicht Reue gefühlt und sich nach Hause gesehnt haben. Aber Sie denken vielleicht an Ihre Angst vor Ihres Mannes Zorn und an das harte Gericht der Welt, und daß ich versucht habe, Ihnen Mut einzuflößen, dem allem zu trotzen. Das ist das einzige, dessen ich mich rühmen darf."

Der lauschende Mann fing diese Worte nicht bloß mit den Ohren, sondern mit seiner ganzen Seele auf.

„Was ist wahr und was ist falsch daran?" fragte er sich. „Gott helfe mir, die Wahrheit zu erfahren!"

Sigruns Gesicht konnte er nicht sehen, aber es kam ihm vor, als zucke sie unmerklich die Schultern.

„Nein, natürlich nicht. Mir zu etwas anderem zu helfen, hatten Sie nicht nötig gehabt."

„Es tut mir sehr wohl, daß ich das wirklich annehmen darf," ließ sich Sven Elverssons milde Stimme vernehmen. „Sie haben beinahe sofort eingesehen, welch großes Unrecht Sie sich gegen Ihren Mann haben zuschulden kommen lassen. Es war undenkbar, daß Sie den Mann, der Sie liebte, zu lebenslanger Einsamkeit und Trauer sollten verurteilen wollen. Und Sie hätten diesen Schritt gewiß schon vor Monaten getan, wenn Sie nicht krank geworden wären; dies ist meine feste, meine innige Überzeugung. Bis jetzt haben Sie nicht Kraft genug gehabt, dem Aufsehen und den bösen Zungen die Stirn zu bieten. Ich bin der letzte, der Sie Ihres Zögerns wegen schelten möchte. Ich weiß, was es heißen will, unter seinesgleichen verworfen und ausgestoßen zu sein."

Etwas in Sigruns Haltung deutete auf Ungeduld, und ein leichter Spott lag in dem Tone, mit dem sie antwortete:

„Ja, ja, Herr Elversson, ich wußte, Sie würden sich freuen. Aber da dies wohl unser letztes Zwiegespräch sein wird, so will ich Ihnen sagen, daß nicht Sie allein mich veranlaßt haben, wieder heimzukehren. Ich habe auch viele Hilfe von Ihrer Frau erfahren; vielleicht noch mehr Hilfe von ihr als von Ihnen. Ich glaube, sie hat über alle Grenzen geliebt," fuhr Sigrun mit einem wei-

chen Klang in der Stimme fort. „Von ihr hab' ich zu lernen gesucht, wie man lieben soll."

Ein Schatten flog über Sven Elverssons Gesicht.

„Sie war eine gute Frau," sagte er einfach, ohne seinen gewöhnlichen Wortreichtum. „Wir hielten sehr viel von ihr, solange sie unter uns lebte."

„Mutter Thala hat mir viel von ihr erzählt," sagte Sigrun. „Sie soll am Tage, nachdem das Schulhaus abgebrannt war, nach der Grimö gekommen sein. Sie wollte Ihnen sagen, sie und der Schullehrer hätten ihr Bestes getan, damit es den Kindern darin gefalle. Und sie ermahnte Sie, dieses Unglück nicht allzu schwer zu nehmen, Sie hätten sich durch Ihre Arbeit längst Freunde erworben. Die Leute fingen an einzusehen, was Sie für ein Mann seien."

Sven Elversson machte eine ergebene Bewegung, die andeuten sollte, daß er wünsche, mit weiterem über diesen Gegenstand verschont zu werden. Aber Sigrun fuhr fort:

„Ich habe Ihre Frau in Applum gesehen, sie war sehr häßlich, dessen entsinne ich mich wohl. Vielleicht war es das, vielleicht auch etwas anderes, was Sie reizte, denn Mutter Thala sagt, Sie hätten sie angeschnauzt wie vorher noch nie sonst irgend jemand. ‚Wenn ich jetzt käme und Sie fragte, ob Sie meine Frau werden wollen', hätten Sie höhnisch zu ihr gesagt, ‚so würde ich ja sehen, wie Sie mich abfertigten.' Sie sei darauf weder rot noch blaß geworden, sondern geradezu aschgrau im Gesicht und sofort aufgestanden. ‚Sie sagen das im Scherz und ohne sich etwas dabei zu denken,' habe sie gesagt. ‚Wenn Sie mich das einmal im Ernst fragen würden, so wäre das der glücklichste Tag meines Lebens.' — Nachdem sie das gesagt hatte, sollen Sie ganz rot geworden sein, und ein paar Jahre später haben Sie sie wirklich geheiratet, weil diese Antwort Ihnen gezeigt hatte, welch ein gutes und hochgesinntes Mädchen sie war."

„Ja, das ist wahr, sie war gut und hochherzig," erwiderte Sven Elversson. „Ich lasse ihr alle Gerechtigkeit widerfahren. Es war ja wunderbar, daß sie sich überhaupt mit so einem, wie ich bin, verheiraten mochte."

„Sie ist es gewesen, die Ihnen geraten hat, hierher nach Hänger überzusiedeln, das hat mir Mutter Thala gesagt," fuhr Sigrun fort. „Sie kannte den Hof und wußte, daß er öde und verlassen dalag, und daß Sie ihn um einen Spottpreis erwerben könnten. Sie verschaffte Ihnen eine friedliche Häuslichkeit, besorgte Ihre Geschäfte, verkaufte, wenn ich mich recht entsinne, Waldstrecken, damit Sie genügend Geld in die Hand bekamen, und sie richtete Ihr Haus so ein, daß es den Gewohnheiten und Ansprüchen, die Sie durch Ihre Erziehung bekommen haben, einigermaßen entsprach. Auch nahm sie alle die Notleidenden, die Sie ausfindig machten, auf und sorgte für sie, bis es Ihnen gelang, ihnen sonst irgendwo ein Unterkommen zu verschaffen. Und diese Frau sollte Sie nicht geliebt haben? Das ist unmöglich."

„Ach nein!" antwortete Sven Elversson. „Ich glaube, sie hat es versucht, mich zu lieben. Sie kämpfte mit dem, was bei mir zu überwinden war, aber zuletzt wurde es ihr zu übermächtig, und da ging sie mit Gustavson auf und davon."

„So war es nicht! So war es durchaus nicht!" entgegnete Sigrun hastig. „Deshalb ist sie nicht mit ihm gegangen. Nein, aber sie wußte, daß Sie eine andere liebten, Sie hatten sich auf irgendeine Weise verraten. Sie haben eine Gedichtsammlung, die beständig auf Ihrem Tische liegt. In dieser lesen Sie sehr oft, das hat mir Mutter Thala gesagt. Aber Sie lesen immer nur ein einziges Gedicht, einzig und allein das eine, ein Liebeslied von dem Isländer Bjarni Thorarensen."

Sven Elversson sprang auf. Er griff sich an die Brust. „Wohin zielen Sie?" stieß er hervor, und es lag beinahe etwas Drohendes in seinem Tone.

Sigrun hob die Hand.

„Ich will von Ihrer Frau mit Ihnen reden," sagte sie. „Morgen werde ich fort sein," fügte sie besänftigend hinzu.

Geduldig und unterwürfig nahm er wieder Platz. Aber seine Augen hatten den freundlichen Schimmer verloren und schauten Sigrun ernst und streng an.

Der horchende Mann beugte sich in höchster Spannung

vor. Er erkannte ja wohl Sigruns Stimme wieder, allein es war manches in ihrem Wesen, was ihm fremd erschien. Sie hatte jetzt etwas von dem gelassenen Selbstbewußtsein der reifen Frau an sich, das ihr sonst fremd gewesen war.

„Sie hat viel durchgemacht, seit ich sie zuletzt gesehen habe," dachte er. „Noch nie hat sie eine solche Macht gehabt, den im Bann zu halten, mit dem sie spricht. Jetzt kann ihr niemand mehr widerstehen."

„Wir wollen annehmen," fuhr Sigrun fort, „Ihre Frau habe letzten Herbst deutlicher als jemals gemerkt, daß Sie sie nicht liebten. Vielleicht haben Sie jenes Gedicht häufiger als sonst gelesen. Was weiß ich? Und sie ging von Ihnen fort, aber so, daß Sie nicht zu glauben brauchten, sie sei aus Liebe gegangen, um Ihnen das Leben leichter zu machen. Darum ging sie mit dem Scherenschleifer. Ich habe mit Ihrer Mutter darüber gesprochen, und sie ist vollständig meiner Meinung. Und der Scherenschleifer hat mir auch dasselbe gesagt. — ‚Sie ist zu mir gekommen, weil Sven Elversson sie nicht liebte,' sagte er."

Abwehrend erhob Sven Elversson die Hände.

„Warum soll ich das anhören?" fragte er. „Meinen Sie etwa, es tue mir wohl, das zu wissen?"

„Ja," erwiderte sie. „Das Bewußtsein, von einem guten Menschen so innig geliebt worden zu sein, tut immer wohl. Es tut Ihnen wohl, daß Sie sie nicht im Verdacht der Verstellung und Veränderlichkeit haben müssen. Sie verstehen: sie war von derselben Art wie der Krieger, von dem wir vorhin gelesen haben. Sie hat mich gelehrt, wie man lieben kann," fuhr Sigrun fort. „Von ihr hab' ich gelernt, wie die Liebe über allen Verstand gehen, wie sie die Seele bis zu dem Grad erfüllen kann, daß diese den eigenen Körper für nichts achtet."

Sie stand auf und stellte sich hinter Sven Elverssons Stuhl. In ihrer jetzigen Stellung konnte ihr ihr Gatte hinter der Hecke gerade ins Gesicht sehen, und er wich fast zurück vor der überirdischen Schönheit, die in diesem Augenblick auf den herrlichen Zügen lag.

Sie sprach nun sehr rasch und entwickelte ihre Gedanken, ohne auf Antwort zu warten.

„Das Lied in Ihrem Gedichtbuch, das Sie beständig zu lesen pflegen, Herr Elversson, ist der ‚Sang an Sigrun'. Ob es des Namens wegen ist oder aus einem anderen Grund, eines ist gewiß: Ihre Frau glaubte zu wissen, wen Sie lieben."

Sven Elversson wollte reden, Beteuerungen und Versicherungen abgeben, aber Sigrun wehrte ab.

„Ich muß ausreden dürfen, damit Sie einsehen, wie Ihre Frau im Leben liebte. Machen Sie einmal den Versuch, sie sich als eine Seele vorzustellen, die nur Liebe ist, und daß diese Seele beschließt, sich für den zu opfern, den sie liebt! Daß sie Mittel und Wege sieht, die kein anderer sich hätte denken können, daß sie sich des Willens eines anderen Menschen bemächtigt, diesen lenkt, leitet, führt, ihm Gedanken zuflüstert, ihm sagt, was er reden soll, und schließlich alles zwingt, sich ihrem Wunsche zu fügen."

Sven Elversson schüttelte den Kopf. Er sagte mit seiner sanftesten Stimme, aber vollkommen abweisend:

„Das heißt reden wie Lotta Hedman."

„Ja," sagte Sigrun. „Ich weiß, ich rede wie Lotta Hedman. Und ich leugne auch nicht, daß es Lotta Hedman ist, die mich gelehrt hat, an die Macht der Verstorbenen zu glauben. Aber woher wissen Sie denn, daß sie nicht recht hat? — Was war das für ein Leitstern, der die Sterbende gerade zu mir führte? Und woher stammte der Gedanke, der Macht über mich bekam? Sie wissen, wie ängstlich und empfindsam ich bin. Es ist wahr, ich dachte daran, davonzulaufen, aber warum sollte ich es auf diese Weise tun? Ich hätte noch andere Auswege gehabt. Aber von dem Augenblick an, wo Ihre Frau tot in meinem Bette lag, sah ich keine andere Möglichkeit mehr vor mir, konnte nichts anderes mehr denken. Warum konnte mir auch Lotta Hedman keinen Widerstand leisten? Warum kam der Scherenschleifer erst, nachdem ich schon meines Weges gegangen war? Warum war er an jenem Tage so still und nachgiebig? Warum wurden wir nicht eingeholt? Warum wurde mein Geld gestohlen? Warum wurde nichts entdeckt? Ich hatte doch wahrhaftig keine tiefen Pläne gemacht. Warum all dies, Herr Elversson, wenn nicht darum,

weil die Frau, die Sie mit so unendlicher, gewaltiger Liebe liebte, beschlossen hatte, die Frau, die Sie liebten, zu Ihnen zu führen?"

Sie hatte eifrig gesprochen, beseelt, ganz hingenommen von dem Wunder, das, wie sie meinte, hier hereinspielte. Aber in ihrer Stimme fand sich keine Spur von Leidenschaft. Der Lauscher hinter der Hecke bemerkte das wohl. Sigrun sprach zu dem Manne, der sie liebte, in der festen Überzeugung, daß dieser Mann sehr gut begriff, daß sie ihn nicht wiederliebte.

Sven Elversson fühlte dasselbe. Seine Stimme klang verschleiert vor Bewegung, aber sie nahm keinen leidenschaftlichen Ton an.

„Gut. Da Sie es so wünschen, reden wir wie Lotta Hedman! Aber wenn die Seele der Verstorbenen Sie hierhergesandt hat, könnte es nicht ebensogut zur Plage und Strafe gewesen sein? Sie wußte ja, daß meine Liebe dadurch nur zunehmen würde, wie sie auch wußte, daß Sie mich niemals lieben würden."

„Ja," sagte Sigrun mit demselben besonderen Tonfall höchster Begeisterung, beinahe als spräche sie zu einem Bewohner der anderen Welt. „Natürlich wußte sie das. Und noch etwas wußte sie: wenn nicht etwas in Ihnen gewesen wäre, das Sie vor jeder anderen Liebe als der ihrigen schützte, hätten Sie mir nicht erlaubt, hier auf Hånger zu bleiben. Aber sie meinte vielleicht, Ihr eigenes Leben werde schöner und glücklicher, wenn Sie mich lehren könnten, wie ein Leben gelebt werden müsse. Nicht wahr, auch das könnte ihre Absicht gewesen sein? Später, wenn Sie alt sind, wenn all das Brennende und Verzehrende verkühlt ist, da werden Sie an diesen Winter auf Hånger als an eine Zeit des Glückes zurückdenken."

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Nicht jetzt schon," sagte sie, „aber später, und dann bis zu Ihrer letzten Stunde. Sehen Sie, ich glaube, es ist, wie ich vorhin gesagt habe, Sie sollten mich lehren, wie ein Leben gelebt werden muß, das war ihre Absicht. Was war ich vor einigen Monaten, ehe ich hierher kam? Ich war nicht böse, ich wollte jedermann wohl, aber ich war ängstlich; ich versuchte wohl, recht zu tun, aber

14*

ich tat es nur so aufs Geratewohl. Ich hatte keinen festen Lebensplan. Ich wußte nicht, daß es möglich ist, unter allen Umständen gut zu bleiben, wahr, treu und barmherzig zu sein. Das ist's, was ich hier bei Ihnen lernen sollte! Abscheu vor allem, was die Seele beschmutzt. Das werde ich mit mir nehmen in meine Heimat und zu meinem Manne. Er soll sehen, daß ich eine andere geworden bin, und er soll größeres Vertrauen in mich setzen denn zuvor. Jetzt werden wir glücklich sein, und Sie sind es, dem wir unser Glück verdanken. Und Sie sollen oft an uns denken und sich freuen."

Er ergriff eine von ihren Händen, neigte sein Gesicht darüber und weinte.

„Morgen, wenn Eduard hierher kommt," sagte sie, „werde ich ihm das alles sagen, und er wird es verstehen und Ihnen danken."

Da richtete er sich ganz entsetzt auf.

„Wie, soll auch er..."

„Jawohl," sagte sie. „Ich werde ihm sagen, daß Sie mich lieben, und er soll erfahren, wie sehr die Tote Sie geliebt hat. Ich werde ihm alles sagen. Es dürfen keine Unklarheiten und Geheimnisse mehr zwischen uns sein, das werden Sie verstehen. Er soll erfahren, wie ich das Geheimnis der Liebe gelernt habe. Ich werde ihm sagen, daß die Liebe nicht nach Gelöbnissen und Vorschriften fragt, denn sie kennt nur ihr eigenes Gesetz. Sie kennt nur eine Rücksicht, die Rücksicht auf das geliebte Wesen. Sie geht, wenn sie sieht, daß sonst das Leben für das geliebte Wesen zu schwer ist. Und ich will hier auf Hånger mit Eduard davon reden, hier auf dem Hofe seiner Vorfahren, in dieser Natur, die großzügig und weich zu gleicher Zeit ist. So kann auch Eduard sein, großzügig und weich zugleich."

Der Mann, der hinter der Hecke horchte, machte eine Bewegung. Er schämte sich, weil er die beiden ausspionierte. Er wollte hervortreten und offen und aufrichtig mit Sigrun und mit dem Manne reden, der Sigrun liebte und es versuchte, sie zu trösten und ihr Mut einzuflößen, jetzt, wo sie ihn verlassen mußte.

Aber als er nun den Weg überschaute, den er zurückzulegen hatte, wenn er zu ihnen gelangen wollte, da ent=

deckte er, daß sich aus einem Steinhaufen gerade vor ihm ein alter Torpfosten erhob.

Ein Tor war nicht mehr vorhanden und auch nicht der zweite dazugehörige Pfosten auf der anderen Seite. Einsam stand er da, morsch, dem Umfallen nahe und schon mit einer Menge Stützen, die ihn aufrecht hielten, ringsum gestützt.

Der Pfarrer stutzte. Er hatte den Pfosten bis jetzt noch nicht gesehen, aber er hatte seine Aufmerksamkeit auch noch nicht auf diese Seite gerichtet. Zuerst war er überzeugt, dies alles sei nur eine Augentäuschung, und es sei gar kein Pfosten vorhanden, dann dachte er, der Pfosten könne ja als eine Art Merkwürdigkeit erhalten worden sein.

Aber während er sich den Pfosten betrachtet hatte, war der günstige Augenblick zum Hervortreten verstrichen.

Die Zwiesprache zwischen den beiden war weitergegangen. Sigrun hatte sich jetzt einem neuen Gesprächsgegenstand zugewendet.

„Ist es möglich," sagte sie, „daß Sie eigentlich gar nicht wissen, wie alles zugegangen ist? Mutter Thala hat mir gesagt, Sie hätten im Fieber gelegen und seien gar nicht bei Bewußtsein gewesen, und Sie könnten sich durchaus an nichts erinnern."

Sven Elversson schwieg.

„Sie wollen mir nicht gestatten, daran zu rühren, und das begreife ich wohl," sagte Sigrun. „Aber ich möchte doch gerne mit Ihnen darüber reden. Bedenken Sie, morgen werde ich nicht mehr hier sein."

„Natürlich war ich mit dabei beteiligt," sagte Sven Elversson. „Aber ich war so krank, daß ich mich an nichts mehr erinnere. Nachher hörte ich die anderen von dem reden, was geschehen war, und ich machte ihnen Vorwürfe. Da antwortete man mir, ich hätte gar nichts zu sagen, denn ich sei auch mit dabei gewesen. Und da erinnerte ich mich, daß sie mich gezwungen hatten, auch ..."

Das hatte er mit unerhörter Anstrengung gesagt. Die Worte quälten sich gleichsam nur über seine Lippen. Den Schluß des Satzes brachte er nicht heraus.

„Sie haben sich nur eingebildet, Sie könnten sich erinnern," sagte Sigrun. „Sie müssen doch einsehen, wie

unmöglich es ist, daß Sie das getan haben. Sie wären lieber gestorben."

„Ich hab' es getan. Denken Sie nichts anderes."

„Doch!" erklärte Sigrun. „Das tu' ich, und Sie sollen das wissen. Die ganze Zeit über, die ich unter Ihrem Dach geweilt habe, war ich überzeugt davon, daß dies nicht wahr ist. Niemand, der Sie kennt, wird es glauben."

Sven Elversson beugte sich vor und ergriff ihre Hand. Mit großer Einfachheit und mit großem Ernst sagte er: „Sie sind heute abend sehr gut gegen mich gewesen, das fühle ich deutlich. Ich kann Ihnen für diese Stunde nie genug danken."

Sie erfaßte den Sinn seiner Worte und stand davon ab, diesen schwierigen Gesprächsgegenstand noch weiter zu verfolgen.

„Aber Sie werden mir doch wenigstens erlauben, Ihnen für die Monate, die ich hier auf Hånger zugebracht habe, zu danken? Ich werde an diesen Ort immer als an eine wahre Heimstätte der Menschenliebe zurückdenken. Mein eigenes Heim möchte ich nach Ihrem Vorbild einrichten."

„Warten Sie damit bis morgen!" bat er.

Sie stand auf.

„Ach, gehen Sie noch nicht! Es ist der letzte Abend."

„So lesen Sie mir noch ein wenig aus Snoilsky vor!"

Er schlug das Buch auf, machte es dann aber wieder zu.

„Es ist zu dunkel."

„Dann sagen Sie mir etwas davon auswendig her! Zum Beispiel den ‚Sang an Sigrun' von Bjarne Thorarensen! Darum hab' ich Sie schon oft bitten wollen, hab' es aber bisher nie gewagt."

Sven Elversson machte eine abwehrende Bewegung.

„Morgen bin ich fort," mahnte sie mit einem geradezu unwiderstehlichen Klang in der Stimme.

Und er begann wirklich das leidenschaftliche Gedicht des isländischen Dichters vorzutragen, in dem dieser die Geliebte anfleht, ihn nicht zu verlassen, selbst wenn sie stürbe und in die glanzumwobenen Wohnungen des Himmels käme. „Glaub' nicht, daß ich die tote Braut nicht

küssen möchte!" klang das Lied. „Glaub' nicht, daß ich die Hand nicht wollte legen wohl um die Totenblässe dort im Leichenhemd!"

Er hatte sich, als er vorzutragen begann, von Sigrun abgewendet und saß jetzt vorgebeugt da, den Blick auf irgendeinen Punkt in weiter Ferne gerichtet.

Aber all das, was er während des vorhergehenden Gesprächs hatte zurückdrängen können, all das, was der Zauber dieses schönen Frühlingsabends, die Nähe der geliebten Frau nicht zu entfesseln vermocht hatte, das wurde jetzt durch die wilde, gewaltige Liebesglut, die das Gedicht durchströmte, ausgelöst. Seine Stimme verriet die ganze unterdrückte Leidenschaft.

„Küßt nicht die Sonne auch des Eisfelds Firnen mit gleicher Glut wie roter Rosen Pracht? Und ist die weiße Lilie nicht der Blumen schönste?" trug Sven Elversson weiter vor, und seine Stimme zitterte vor dem gewaltigen Brausen des Liebessturmes, der in ihm tobte.

Sigrun hörte ihm ein paar Minuten gespannt zu. Dann wendete sie sich plötzlich von dem Vortragenden ab, damit er ihr Gesicht nicht sehe.

Statt dessen war es dem hinter der Hecke Horchenden zugewendet, und er sah jetzt in ein von Leidenschaft verzerrtes Antlitz, auch sie konnte die hervorbrechenden Gefühle nicht mehr zurückhalten. Ihre Augen schlossen sich in heißem Schmerz; sie schlang die Hände fest ineinander, und ihre Lippen bewegten sich in stummer Klage. Der Gatte hörte nicht, was sie sagte, aber von den Bewegungen ihrer Lippen glaubte er die Worte abzulesen.

„O, daß ich es ihm niemals, niemals sagen darf!"

„Komm her zu mir, wenn erst im Herbst der Sturm kohlschwarze Wogen an das Ufer wälzt!" sprach Sven Elversson mit leidenschaftlich lauter Stimme. „O komm zu mir, wenn um die Mitternacht in Sturmeswolken sich der Mond verhüllt!"

Den Mann, der sich hinter der Hecke verbarg, überlief es eiskalt vor Entsetzen. Er sah, wie Sigrun mit einer Bewegung unendlicher Sehnsucht beide Arme erhob. Er sah, wie die flüsternden Lippen wieder und wieder ihren Klageruf ausstießen:

„Daß ich es ihm niemals, niemals sagen darf!"

„Komm an mein Herz mit deiner kalten Brust, du Braut des Todes, und verweile da, bis von den Fesseln meiner Erdenhülle auch meine Seele du gelöst, befreit!" schloß Sven Elversson mit brechender Stimme.

Der Pfarrer wendete den Blick von seiner Frau ab und richtete ihn auf den Torpfosten. Ihm war, als sei dieser einzig und allein bis zu diesem Augenblick erhalten worden, um ihn jetzt daran zu erinnern, daß er einem Geschlecht angehöre, das kein Unrecht duldete und sich zu rächen verstand.

Nachdem Sven Elversson die letzten Worte des Gedichtes vorgetragen hatte, sprachen die beiden am Tisch keine Silbe mehr miteinander. Sigrun stand rasch auf und ging ins Haus. Sven Elversson aber wanderte nach der entgegengesetzten Seite, durch die Fichtenhecke, an dem Torpfosten vorbei, hinunter an einen kleinen, glitzernden Teich; dort blieb er stehen und schaute ins Wasser hinab. Er war in einer Entfernung von wenigen Schritten an dem Pfarrer vorübergegangen, hatte ihn aber nicht gesehen.

Und der Pfarrer hatte das Gefühl, als müsse er den Mann, den Sigrun liebte, töten.

Das wäre ein leichtes gewesen. Er brauchte sich nur von rückwärts zu ihm hinzuschleichen und ihn ins Wasser zu werfen. Dieser Mann würde nicht einmal einen Versuch machen, sich zu verteidigen, das fühlte der Pfarrer deutlich. Er würde den Tod als einen willkommenen Gast begrüßen.

So vergingen ein paar gefährliche Augenblicke. Dann kam dem Erregten ein Gedanke, der ihn rettete. Gewiß hatte dieser Gedanke schon lange in der Tiefe seiner Seele geschlummert, aber erst jetzt stieg er herauf in sein Bewußtsein.

„Du hast einst diesen Mann aus deiner Kirche verstoßen, weil er sich an einem Toten vergriffen hatte; und du, der das tat, du willst dich jetzt an einem Lebenden vergreifen?"

Das war es, was ihn in dieser schweren Stunde zurückhielt. War das Leben nicht tausendmal unantastbarer als der Tod? Wie konnte er, der Sven Elversson nicht in seiner Kirche hatte sehen wollen, noch ein derart unge-

zügelter Mensch sein, um sich versucht zu fühlen, dem Leben eines Menschen ein Ende zu bereiten, eine Seele von ihrem Körper zu trennen, etwas zu begehen, dessen Tragweite kein Mensch kennt, das von Ewigkeit zu Ewigkeit Folgen haben kann?

Als er wieder einen Blick nach dem Teiche warf, wo Sven Elversson gestanden hatte, war dieser verschwunden.

Und nicht nur er war verschwunden, sondern auch der Torpfosten. Der Pfarrer glaubte später, er sei, während er gegen die Versuchung angekämpft hatte, zu dem Pfosten hingegangen, habe ihn mit allen seinen Stützen zu Boden geworfen; und der Pfosten, der durch und durch morsch und verfault gewesen war, sei lautlos umgefallen und habe nur ein Häufchen Staub hinterlassen.

Aber er wußte nicht recht, ob es sich so verhielt. Er glaubte auch, der Torpfosten habe in seiner eigenen Seele gestanden, und er sei die gewalttätige, eigenmächtige Natur seines ungezügelten Ichs mit allen ihren Stützen von ererbten Sitten, eingepflanzten Vorurteilen und alteingewurzelten Rechten gewesen, die jetzt eingefallen sei.

Denn daß sie wirklich eingefallen war, das fühlte er mit Erstaunen und freudiger Rührung.

Er fühlte es an der Flut sanfter Gedanken, die sich jetzt in seine Seele ergoß. Er fühlte es durch die Kraft vergebender Liebe, die ihn nun erfüllte. Er fühlte es an der Freude, die er plötzlich an seinem Beruf als Pfarrer empfand.

Er dachte an sein Leben: ja, er war ein Mann, der gleichzeitig das Feld bebaute und an den Seelen arbeitete, ein Hausvater und Hirt seiner Gemeinde, ein Herr und Meister und ein allen helfender Diener, und er glaubte erst jetzt diesen edelsten, größten und beglückendsten aller Berufe in Wahrheit zu lieben.

Und er war glücklich in dieser hellen Frühlingsnacht, während er allein über die öde, kärgliche, unschöne Hochebene in sein ärmliches Heim zurückfuhr.

Mit Verwunderung dachte er an das, was ihn erlöst hatte, nämlich nicht seine Liebe, auch nicht sein Beruf, sondern der Gedanke an die Hoheit und Heiligkeit des Lebens: dieser Gedanke, der langsam aus Sven Elvers-

sons schwerem Schicksal emporgewachsen war und jetzt fest und klar und völlig reif dastand.

* *
*

Als Sigrun am nächsten Morgen auf den Hofplatz hinaustrat, sah sie, daß Snoilskys Gedichte auf dem Gartentisch liegengeblieben waren, und sie ging hin, das Buch mit hineinzunehmen.

Doch als sie es aufhob, entdeckte sie, daß etwas zwischen den Blättern lag, und als sie nachschaute, was es sei, fiel ihr Blick auf einen kleinen Beutel aus gelbem Leder.

Er war gerade bei dem Gedicht hineingelegt worden, das von der Heimkehr des Kriegsgefangenen handelt, und er enthielt drei Ringe, zwei glatte Eheringe sowie einen anderen Ring, den Sigrun auch von ihrem Mann bekommen hatte, nebst ein paar anderen kleinen Schmuckstücken.

Sigrun wunderte sich und überlegte — allmählich begriff sie alles. Und von tiefer Rührung übermannt, fing sie an zu weinen.

So fand sie Sven Elversson.

Sie zögerte, ihm auf seine besorgten Fragen zu antworten. Endlich stieß sie schluchzend hervor:

„Eduard ist heute nacht hier gewesen, er hat unser ganzes Gespräch gehört! Er hat verstanden, daß ich dich liebe, und hat das für mich hiergelassen.“

„Mich liebst?“ rief Sven Elversson. „Mich liebst?“

„Ja,“ sagte Sigrun, „Eduard hat es gesehen, aber er zürnt mir nicht. Geliebter, er kommt nicht hierher und holt mich. Er will, daß ich hierbleibe und dein eigen werde!“

Im Laufe des Nachmittags kam Lotta Hedman nach Hånger, um im Auftrag des Pfarrers zu fragen, wie Sigrun nun alles geordnet haben wolle.

Und Lotta hatte sehr viel zu erzählen, unter anderem auch, daß sie in der vorhergehenden Nacht zum letztenmal den Hof Hånger in seiner ganzen altmodischen Schönheit vor sich habe auftauchen sehen. Sie habe die

alte Hausmutter an ihrem Fenster erblickt und den Torpfosten und alles andere.

Aber plötzlich habe die Alte ihre Hände zum Himmel emporgehoben, und ihr Gesicht habe vor Freude gestrahlt.

Und eine Stimme habe laut verkündigt:

„Die Riesen von Hånger sind von ihrem Fluch erlöst!"

Und im selben Augenblick sei die alte Wächterin tot zu Boden gesunken, der Torpfosten sei umgefallen, ein Haus nach dem anderen sei eingestürzt, und da habe sie, Lotta Hedman, es gemerkt: jetzt war die endgültige Befreiung da, und nun werde ihr der Hof nie mehr erscheinen.

Jung-Joel

Jeder Mensch weiß, wie merkwürdig es einem mit Gedanken gehen kann. Es ist, als würden sie von einer unsichtbaren Hand über die Erde ausgestreut. Und da geht man wohl umher und meint, man habe etwas ganz Besonderes und Schönes gefunden und ist stolz und froh, bis man merkt, daß derselbe Gedanke gleichzeitig in vielen hundert anderen Köpfen aufgetaucht ist.

So ging es mit Pfarrer Rhånges Gedanken über die Heiligkeit des Lebens. Er war keineswegs der einzige, der sich damit beschäftigte. — — —

Es war im Juni, zu jener Zeit des Jahres, wo man in Bohuslän, oder vielleicht besser gesagt, in den Küstenorten und Schären von Bohuslän Gäste erwartete.

Überall war man eifrig beschäftigt gewesen, alles für ihren Empfang herzurichten. Die Leute hatten ihre Häuser und Boote frisch angestrichen, ihre Zimmer geputzt, ihre Anpflanzungen gesäubert, ihre Badehäuser geheizt und ihre Bassins gereinigt; und jetzt begannen auch die Eisenbahnzüge, voll von Gästen aus allen Richtungen des Landes, anzukommen. Da kamen Krüppel und Überanstrengte, Scharen von Kindern und Scharen von alten Leuten, solche, die Ruhe, und solche, die Zerstreuung haben wollten. Und es war, als sei ganz Schweden auf dem Weg nach den kahlen Schären und dem unfreundlichen atlantischen Meer.

Aber alle diese Gäste, auf deren Empfang man sich vorbereitet hatte, erwartete man von Osten, vom Lande her. Von Westen, vom Meere, wurden keine Fremden erwartet. Zu ihrem Empfang hatte man keine Vorbereitungen getroffen. Von dieser Seite war weder eine Anfrage noch eine Bestellung eingetroffen.

Wenn aber nun trotzdem Gäste aus dem Westen eintrafen, so konnte ihr Empfang nicht derselbe sein, wie der, der den von der Landseite Kommenden bereitet wurde. Denn durch sie entstand Jammer und Verwirrung und Traurigkeit, aber keine Freude.

Als die erste Woche des Juli im Jahr 1916 vorüber war, mußte Sven Elversson dieser Gäste wegen eine Reise nach Applum antreten. Sein Bruder, Jung-Joel, der in den letzten Jahren Seemann gewesen war und sich zu Frachtfahrten nach Holland verpflichtet hatte, war krank und verstört nach Knapefjord heimgekommen, nachdem ihm auf dem Meer eine Anzahl von denen begegnet war, die sich noch auf der Reise befanden, und er hatte zu seiner jungen Frau gesagt, sie solle seinen Bruder herbeischaffen, er müsse ihn durchaus sprechen.

Als Sven Elversson zu Jung-Joel kam, wanderte dieser in der kleinen Kammer hinter der Küche, in die das junge Ehepaar alle seine guten Möbel hineingestellt hatte und die sonst niemals benutzt wurde, ruhelos auf und ab. Er sah bleich und abgespannt aus, war aber nicht eigentlich krank. Seine Augen hatten rote Ränder und sahen aus, als könne er sie kaum noch offen halten, aber Jung-Joel fand keine Ruhe, wollte sich weder setzen noch hinlegen.

„Nun, wie geht es dir, Jung-Joel?" fragte Sven Elversson.

Jung-Joel beantwortete weder diese Frage, noch gab er sich sonstwie den Anschein, als ob er den Bruder bemerkt habe. Unermüdlich setzte er seine Wanderungen fort und fuchtelte dazwischen mit den Armen in der Luft herum.

„Ja, das schlimmste ist doch das mit den Möwen!" sagte er.

„Wenn man ihn nur irgendwie zum Schlafen überreden könnte," flüsterte seine Frau. „Aber er wagt es

nicht, sich hinzulegen, wagt die Augen nicht zuzumachen. Er läuft nur unaufhörlich auf und ab."

„Nein, das schlimmste ist doch das mit den Möwen!" wiederholte Jung-Joel, und noch einmal schlug er mit den Armen abwehrend um sich.

„Jung-Joel," begann Sven Elversson, indem er versuchte, mit ihm von etwas längst Vergangenem zu sprechen, um ihn von dem, was ihn jetzt quälte, abzulenken. „Erinnerst du dich noch daran, wie du mit der Besatzung der Najade nach der Grimö hinauskamst, um mich zu zwingen, eine Schlange zu essen?"

Und wirklich! Jung-Joel hielt mitten in seiner Wanderung inne.

„Du bist da, Sven?" fragte er, während ihm die Tränen aus den müden Augen stürzten. „Wie gut, daß du gekommen bist! Nun kann ich dich doch um Verzeihung bitten, ehe ich verrückt werde."

„So darfst du nicht reden," erwiderte Sven Elversson.

Aber nun begann Jung-Joel zu erzählen.

Kurz nach der großen Nordseeschlacht war er an Skagen vorübergefahren und hatte dort die unzähligen Toten an der Oberfläche des Meeres dahintreiben sehen. Sie hatten nicht starr ausgestreckt im Wasser gelegen, sondern waren von ihren Korkwesten in aufrechter Stellung gehalten worden. Ihre Köpfe hatten über das Wasser herausgeragt, so daß man sogar die Gesichtszüge und den Ausdruck darauf hatte unterscheiden können.

Und weiter berichtete Jung-Joel, stundenlang sei der Dampfer durch Tausende und aber Tausende von Toten hindurchgefahren. Das ganze Meer sei von ihnen bedeckt gewesen.

Er schilderte dem Bruder, wie entsetzlich der Anblick dieser Toten gewesen sei, unbeschreiblich entsetzensvoll sei er gewesen; aber eins habe ihn doch am allermeisten erschüttert: allen den Toten seien von den unzähligen Scharen von Möwen, die über den Leichen kreisten, die Augen ausgehackt gewesen.

„Weißt du, was der zweite Steuermann tat?" fragte er. „Als er das Furchtbare eine Weile betrachtet hatte, machte er die Augen zu und sprang über Bord, und wir sahen ihn nicht wieder. Er wußte, daß er das Leben nicht

mehr ertragen könnte, nachdem er das gesehen hatte. Und ich — ich wollte, ich hätte es gerade so gemacht wie er."

„Nein, so darfst du nicht denken, Joel!" sagte Sven Elversson.

„Aber dies Entsetzliche hat sich mir so unauslöschlich eingeprägt, daß ich es immer vor mir sehe, sobald ich nur für eine Sekunde die Augen schließe," fuhr Joel fort. „Ich wage nicht, mich hinzulegen, sondern muß Tag und Nacht aufbleiben, damit mir die Augen nicht zufallen."

„Du mußt versuchen, an etwas anderes zu denken," mahnte Sven Elversson. „Du hast doch Frau und Kind."

„Ich will dir sagen, was wir taten," sagte Jung-Joel. „Wir holten ein paar Gewehre, die sich an Bord befanden, und begannen auf die Möwen zu schießen. Auf diese Weise konnten wir doch an irgend etwas unseren Grimm auslassen, und ich glaube, das hat uns gerettet.

Aber sonst war das ein törichtes Tun. Denn was für eine Schuld hatten die Möwen? Und was bedeutet das, was Toten angetan wird, im Vergleich zu dem, was man Lebenden antut? Siehst du, das wollte ich dir sagen, Sven. Wenn ich bedenke, wie die Menschen miteinander umgehen — daß durch ihre Schuld Zehntausende von jungen Männern tot im Meere liegen — dann kann ich nur weinen und mich schämen.

Und früher, Sven, das weiß ich, da hab' ich mich oft über dich erhoben und mich für besser gehalten als dich. Aber jetzt bitte ich dich deshalb um Verzeihung. Ich, der dachte, du und deine Kameraden, ihr hättet schlecht an einem Toten gehandelt, ich habe nie etwas getan, um einem lebenden Menschen zu helfen."

„Natürlich hast du das getan, Joel," sagte der Bruder.

„Nein," antwortete Joel weinend, und plötzlich trat er näher und kniete neben dem gepolsterten, mit vielen Deckchen geschmückten Lehnstuhl nieder, auf dem Sven Elversson Platz genommen hatte. „Ich habe nie jemand geholfen, weder den Eltern noch sonst jemand auf der weiten Welt. Und deshalb sieht es so schlecht in der Welt aus."

„Ja, aber es wird besser werden, Jung-Joel," sagte

Sven Elversson, indem er dem Bruder sanft übers Haar strich. „Du kannst mithelfen, daß es besser wird."

„Nein, jetzt ist alles aus," versetzte Jung-Joel. „Jetzt hat sich mir dieses Bild unauslöschlich eingeprägt. Nun muß ich verrückt werden."

Sven Elversson legte ihm zärtlich die Hand über die Augen.

„Versuch es einmal, Joel!" bat er. „Siehst du noch etwas Furchtbares, wenn ich dir meine Hand vor die Augen halte?"

„Nein," antwortete Jung-Joel; „auf deiner Hand ruht ein Segen, denn du hast vielen Menschen geholfen."

„Mach jetzt die Augen zu, Joel!" befahl Sven Elversson. „Und denke daran, daß wir uns von nun an bei dieser Arbeit helfen wollen!"

Jung-Joel schloß die Augen. Fast in derselben Minute sank sein Kopf auf das Knie des Bruders, und er schlief ein.

Das war wahrhaftig ein merkwürdiger Tag, den Sven Elversson in Knapefjord verlebte. Er mußte das Gefühl gehabt haben, wie wenn alle Menschen ungefähr auf dieselben Gedanken gekommen seien wie Jung-Joel.

Als der Bruder richtig zu Bett gebracht worden war und dort in einem gesunden Schlafe lag, machte Sven Elversson einen Spaziergang durch das Fischerdorf. Und nachdem er auf dem abschüssigen, schlüpfrigen, steinigen Boden ein Stück weit dahingewandert war, begegnete er der Frau des Hjelmfelt, der zu der einstigen Besatzung der Najade gehört hatte.

Sobald diese Frau Sven Elversson erkannte, eilte sie auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und bat ihn, doch zu ihrem Mann hineinzugehen und mit ihm zu sprechen. Hjelmfelt habe gleich zu Anfang des Weltkriegs mit anderen eine Mine bergen wollen, und seitdem besitze er nur noch einen Arm und zwei halbe Beine.

„Und das hab' ich mir gesagt," fuhr die Frau fort, „wenn ich Euch je wieder träfe, wollte ich Euch bitten, uns unser Benehmen von damals zu verzeihen. Ich hab' an die denken müssen, die derartige Minen herstellen. Wenn einer von ihnen Eure Geschichte hörte, würde er

wahrscheinlich meinen, er sei ein edler Mensch im Vergleich zu Euch."

„Ja, das mag sein," entgegnete Sven Elversson.

„Ich aber sage nein!" rief Hjelmfelts Frau voller Eifer. „Hält ein solcher Mensch es für ein Unrecht, Tote schlecht zu behandeln, so sollte er bedenken, wieviel tausendmal schlimmer es ist, solche teuflische Mordwerkzeuge herzustellen, die die Lebenden umbringen oder einen Mann unfähig machen, sich zu bewegen, und ihn zu lebenslänglichem Elend verurteilen. So etwas habt Ihr niemals getan. Ihr wolltet uns nur helfen!"

Sven Elversson begleitete sie zu Hjelmfelt und blieb eine geraume Zeit bei ihm. Er hörte alle seine Klagen geduldig an, und dann setzte er seine Wanderung fort.

Die nächste alte Bekannte, die er traf, war Julia Lamprecht. Auch sie kam auf ihn zu und redete ihn an.

„Ihr habt mir einmal angeboten, mich zu heiraten," begann sie. „Ich aber sagte, so einen wie Euch wollte ich niemals heiraten. Daran hab' ich oft denken müssen. Seitdem der Krieg gekommen ist, hab' ich meine damaligen Worte bereut, das will ich Euch gerne gestehen. Denn was ging es mich an, was Ihr einem Toten angetan hattet? Aber die, die schuld daran sind, daß alle Steinarbeiter von Bohuslän keine Arbeit mehr haben und beinahe mit Weib und Kind verhungern müssen, die sündigen gegen die Lebenden, und das ist viel schlimmer."

Als Sven Elversson den Pfad weiter hinaufging, blieb ein junger Mann vor ihm stehen, der ihm ganz unbekannt vorkam.

„Sie erkennen mich wohl nicht wieder," sagte der junge Mann, „denn ich war kaum erwachsen, als Sie von der Grimö fortzogen. Aber ich bin Ihnen früher mit den anderen nachgelaufen und hab' Ihnen ‚Menschenfresser' nachgeschrien. Und dafür möchte ich Sie jetzt, wo ich Ihnen zufällig begegne, um Verzeihung bitten, denn ich habe einsehen lernen, wie viel schlimmer es ist, sich an Lebenden zu versündigen als an Toten. Ich bin während des Kriegs Lotse gewesen, dreimal ist das Schiff unter mir torpediert worden, und jedesmal sind Menschenleben dabei zugrunde gegangen. Da hab' ich an Sie gedacht und mich gefragt, warum wohl wir alle, die so

böse auf Sie waren, jetzt so geduldig sind. Es ist, als sei es jetzt ganz in der Ordnung, daß Menschen wie die wilden Tiere aufeinander losgehen. Aber so kann und darf es doch nicht sein."

Nachdem Sven Elversson sich von dem Lotsen getrennt hatte, erstieg er einen Hügel hinter dem Fischerdorf und schaute lange auf das Meer hinaus. Schließlich sagte er:

„Wenn mein Unglück das fertig bringen sollte, daß die Menschen einen Lebenden für ein unantastbares Geschöpf halten, das man seines Lebens weder berauben noch unfähig machen darf, sich dieses Lebens zu bedienen, dann hätte die bittere Saat meiner Schmerzen doch einige Früchte getragen."

Der Fischfang mit dem Treibnetz

Einige Tage später, als Jung-Joel ausgeschlafen hatte und nahezu wieder hergestellt war, ging Sven Elversson eines Nachmittags an den Hafen von Knapefjord hinunter und sah dort die Motorjacht Najade auf ihrem gewohnten Platz liegen. Olaus von der Farö und Corfitzson und die anderen, die er von früher her kannte, waren an Bord, und sie, sowie die ganze Fischerflotte von Knapefjord, wollten gerade zum Fischfang mit dem Treibnetz weit hinaus ins Kattegatt fahren. Da stieg in Sven Elversson der Wunsch auf, sie zu begleiten und eine Nacht auf dem Meere zuzubringen.

Olaus sah aus, wie wenn er am liebsten nein gesagt hätte, aber er ging doch auf Sven Elverssons Verlangen ein, weil er ihm von früher her nichts vorwerfen konnte. Und sobald für Sven Elversson ein Ölanzug herbeigeschafft worden war, stieß man ab. Das Wetter war an diesem Tag besser als sonst in diesem Sommer, und es war ein guter Fang zu erhoffen. Aber Sven Elversson bemerkte bald, daß alle an Bord schlechter Laune waren. Sie sprachen unfreundlich miteinander und auch mit ihm. Als er sie fragte, wie der Makrelenfang im letzten Sommer ausgefallen sei, fluchten sie und sagten, einen weniger erfreulichen Beruf, als den eines Fischers, gebe es nicht.

Nach einiger Zeit erreichten sie die Stelle, wo sie

fischen wollten; aber sie legten das riesige Treibnetz im Meer aus, ohne ein freundliches Wort miteinander zu wechseln, und geradeso war es dann während der Mahlzeit in der Kombüse. In der Nacht saß Sven Elversson oben auf Deck, und die Wachen lösten einander ab; aber keine von ihnen benützte die Gelegenheit, mit ihm ein Plauderstündchen zu halten, sondern jede ging verdrießlich und mit unterdrücktem Fluchen auf Deck auf und ab.

Sven Elversson verstimmte und bedrückte all diese Unfreundlichkeit, aber er hoffte, die Stimmung an Bord werde sich ändern, wenn der Morgen anbräche und es Zeit würde, das Netz einzuziehen. Ein wenig besser wurde es ja auch, als der Motor in Gang gesetzt war und man die beiden Enden des Netzes eingefangen hatte, um es hereinzuholen.

Olaus und Corfitzson standen an der geöffneten Reling und zogen, die anderen sollten das Netz in Empfang nehmen und die Fische aus den Maschen losmachen. Als nun das Netz hereinkam, so voll von prächtigen Makrelen, daß es wie ein Regenbogen glänzte, da leuchtete es in allen Gesichtern auf.

„Ihr werdet sehen, sie haben uns heute nacht verschont,“ sagte Corfitzson.

„Willst du gleich schweigen!“ schrie Olaus und stieß einen Fluch aus. „Mußt du sie auch noch daran erinnern? Sie passen ohnedies genau auf. Fühl einmal das hier!“

Damit hob er das Netz ein Stück übers Wasser, und nun sahen alle zwischen den glitzernden Makrelen etwas Großes, Dunkles. Es wurde totenstill an Bord, und im nächsten Augenblick kam mit dem Garn die Leiche eines Menschen auf Deck.

Ein junger Mensch, der statt Hjelmfelt an Bord gekommen war, versuchte den Toten loszumachen, aber da rief der Schiffer kurz und kalt:

„Laß sein! Hier kommt noch einer!“

Und gleich darauf ertönte abermals der Befehl:

„Laßt sein! Hier kommen noch mehr!“

Bei diesen Worten hoben Olaus und Corfitzson eine entsetzliche Masse an Bord, zwei ineinander verschlungene Leichen.

Nachdem die letzten Maschen des Zugnetzes eingezogen waren, lag in dem Schiffsraum ein gewaltiger Haufen von Leichen, braunen Netzmaschen und Makrelen. Die Fische, die noch nicht tot waren, zappelten und suchten loszukommen, so daß der unheimliche Haufen aussah, als sei er lebendig.

Als die Leichen an Bord gehoben wurden, bemächtigte sich Sven Elverssons eine solche Erregung, daß er zu weinen anfing. Er wischte die Tränen mit der Rückseite seiner Hand ab, aber sie kamen immer wieder. Er stampfte mit dem Fuß auf, aber sie kamen immer wieder. Schließlich mußte er die Arbeit am Netz aufgeben und ganz hinten aufs Schiff gehen.

Dort blieb er stehen, bis das Netz eingeholt und der Motor für die Heimfahrt in Gang gesetzt war. Die stumme Besatzung, noch ebenso unwillig, zornig und unzufrieden wie vorher, hatte sich wieder darangemacht, aus dem Netz die Fische und Muscheln herauszusuchen und das, was nicht hineingehört, loszumachen.

„Alles, was in dem Netz ist, muß über Bord!" befahl Olaus.

Als Sven Elversson das hörte, begab er sich zu den anderen. Die Tränen strömten ihm noch immer aus den Augen, aber er kümmerte sich nicht darum, sondern stellte sich neben die Besatzung und beteiligte sich an der furchtbaren Arbeit.

Jetzt kam die Reihe an einen der Toten. Sven Elversson hob ihn auf, während die anderen ein paar Netzmaschen losmachten, die sich um die Knöpfe seiner Uniform geschlungen hatten. Es war ein älterer Seemann mit einem Seemannsbart. Jemand sprach die Vermutung aus, es werde ein Engländer sein. Als er losgemacht war, schickte sich Sven Elversson an, ihn auf Deck hinaufzuschleppen.

„Alles, was in dem Netz ist, muß über Bord!" sagte der Schiffer, indem er sich nach dem Toten bückte.

Aber Sven Elversson widersetzte sich.

„Willst du ihn nicht in geweihter Erde ruhen lassen, Olaus?" fragte er.

Olaus gab keine direkte Antwort auf diese Frage.

„Es ist am besten, wenn wir diesen ganzen Jammer vom Schiffe los sind," sagte er.

Sven Elversson kämpfte heftig mit seinen Tränen und sagte dann mit ziemlich fester Stimme:

„Wenn du diesen hier ins Meer wirfst, mußt du mich mit hineinwerfen."

Er war selbst erstaunt darüber, daß er so sprach, aber er konnte nicht anders. Und er würde bei seinem Worte bleiben, das fühlte er.

Und die anderen sahen auch, daß es ihm ernst war, und daß er lebend den Toten niemals loslassen würde.

Der Schiffer fluchte und wendete sich ab, sagte aber nicht geradezu nein, und da verstanden die andern, daß er nachgab.

Sven Elversson wollte den Toten wegtragen, aber er war zu schwer für ihn. Da kam der junge Mensch, der noch nicht lang auf dem Boot war, und ging ihm zur Hand. Sie legten den Toten an der Reling nieder.

Als die nächste Leiche aus dem Netz losgemacht wurde, war es schon selbstverständlich, daß sie zu der anderen gelegt wurde. Zwei Männer trugen sie zu Sven Elversson hinauf.

„Jetzt kommen wir mit einem Deutschen," sagten sie.

Und zu seinem größten Erstaunen sah Sven Elversson, daß die Männer an Bord plötzlich einen ganz anderen Gesichtsausdruck bekommen hatten und viel besserer Laune waren.

Sie hatten aufgehört zu fluchen, sprachen still und ruhig. Jetzt haßten sie diese Scharen von Toten nicht mehr, die ihnen ihren Lebensunterhalt nahmen.

Denn sie waren gewohnt, den Toten Achtung und Ehrerbietung zu erweisen, etwas in ihnen fühlte sich befriedigt, daß diese ertrunkenen Krieger jetzt ein ordentliches Begräbnis erhalten sollten.

Aber auch Sven Elversson überkam eine wunderbare Ruhe, seine Seele wurde so still, wie sie vom ersten Tage seines Unglücks an nicht mehr gewesen war.

Ihm war, als höre er rings um sich her Stimmen, die ihm dankten, weil er Mitleid mit den Körpern gehabt hatte, die einst die geliebten Wohnungen unsterblicher Seelen gewesen waren.

„Jetzt hast du dich von der Last befreit, die auf dir ruhte," sagten die Stimmen. „Auf diese Weise mußte es geschehen. Nun ist deine Schuld von dir genommen. Als du dein Leben aufs Spiel setztest, um einen Toten zu retten, da wurde alles gesühnt."

Sein Herz klopfte rasch und leicht, und er dachte: „Wenn mich von jetzt an Menschen verurteilen, macht es mir nichts mehr aus, denn ich fühle in meinem Herzen, daß ich jetzt meine Aufgabe erfüllt und mein Schicksal überwunden habe."

Die Predigt von der Heiligkeit des Lebens

Sven Elversson, seine Mutter Thala, sein Bruder Jung-Joel und dessen Frau standen mit vielen anderen auf dem kleinen Friedhof vor der Kirche von Applum.

Es war der Tag, an dem die toten Helden, die nach der großen Nordseeschlacht in Applum geborgen worden waren, in die Erde gesenkt werden sollten. Für nicht weniger als siebzehn Särge war ein breites Grab geschaufelt worden. Einen so großen Trauerzug hatte man noch niemals in dieser Gegend gesehen, und sicherlich war auch noch nie vorher eine so große Menschenmenge auf dem Kirchhof versammelt gewesen.

Acht Jahre lang war Sven Elversson einer Kirche nicht mehr so nahe gewesen wie an diesem Tag. Er hatte zuerst gezögert, der Beerdigung beizuwohnen, aber seine Mutter, die zum Besuch von Jung-Joel heruntergekommen war, hatte ihn überredet, sie zu begleiten.

„Komm nur mit!" hatte sie gesagt. „Ich möchte ebensowenig wie du in die Kirche von Applum hinein, aber heute ist es ja Werktag, und so kann keine Rede von dergleichen sein. Nachdem du dich so bemüht hast, damit diese armen Menschen in geweihte Erde kommen, mußt du ihnen auch das letzte Geleite geben."

Was sie sagte, war wirklich wahr. Die ganze letzte Woche hindurch, seit dem Fischfang mit der Najade, waren Sven Elversson und sein Bruder Joel in einem kleinen leichten Segelboot zwischen den Holmen und Schären umhergefahren und hatten nach an Land getriebenen Ertrunkenen gesucht. Ein paar waren auch von

anderen gefunden worden, aber die beiden Brüder hatten nicht weniger als acht Tote an die Landungsbrücke von Applum gebracht.

„Außerdem," hatte Mutter Thala hinzugefügt, „mußt du doch merken, wie ganz anders dich die Leute jetzt ansehen als früher."

Und dieser Grund hatte wohl am meisten gezogen.

Der Krieg mit allen seinen Abscheulichkeiten, und das viele Unglück, von dem die Fischerfamilien heimgesucht wurden, hatten die Menschen gelehrt, Sven Elversson und sein Verbrechen milder zu beurteilen. Man schenkte seinem Bemühen, anderen zu helfen und sie zu trösten, jetzt mehr Aufmerksamkeit als vorher.

„Jedenfalls ist er ein guter Mensch," hieß es. „Er versucht allen zu helfen, denen es schlecht geht. Und sich der Lebenden anzunehmen, das ist und bleibt doch das Wichtigste."

Als man jetzt hörte, wie Sven Elversson sich bemühte, so vielen armen Seeleuten als nur möglich ein Begräbnis in geweihter Erde zu verschaffen, glaubte man wohl zu verstehen, was ihn dazu trieb; aber die meisten hielten es wohl für ein überflüssiges Tun.

Indes für ihn selbst war es das nicht. Er ging jeden Tag mit einer gewissen Begeisterung an die Arbeit, und mit jeder Stunde ward ihm mehr Frieden, mehr Seelenruhe zuteil. Es wurde ihm so leicht, so froh ums Herz, ohne daß er dem hätte Ausdruck geben können, aber seine Stirn spiegelte seine Gefühle wider.

Kein Liebesglück, keine noch so edle Tat, kein anerkennendes Wort hätten ihm diese innere Sicherheit schenken können, die über ihn gekommen war, seitdem er auf der Najade den englischen Matrosen in seinen Schutz genommen hatte.

Er begriff nicht, woher das kam, denn er hatte doch damit keine besondere Heldentat vollbracht. Die Gefahr, daß Olaus ihn mit dem Toten über Bord werfe, war nicht groß gewesen. Aber eines empfand er deutlich: von da an war die große Veränderung mit ihm vorgegangen, seitdem wagte er, sich glücklich zu fühlen. Erst jetzt begann er daran zu denken, was für Tage und Jahre der Glückseligkeit ihm die Zukunft noch bringen werde.

Jetzt war ihm eine Kraft zu eigen, von der er vorher nie eine Ahnung gehabt hatte. Er brauchte fast gar nicht zu schlafen. Sein Herz arbeitete so leicht, so mühelos, daß er das Dasein als ein Glück empfand.

„Ach, was für ein armer Mensch bin ich doch früher gewesen!" dachte er. „Jeder Atemzug kostete mich eine Anstrengung. Ich habe nicht gewußt, was leben heißt."

Daß die Menschen nun freundlicher gegen ihn waren als früher, das erhöhte natürlich sein Glück, zugleich aber meinte er, er würde jetzt unter ihrem Haß überhaupt nicht mehr gelitten haben. Er war frei, hatte seine Schuld gesühnt!

Am Tage nach dem Begräbnis wollte er nach Hånger zurück. „Ich komme als ein neuer Mensch zu Sigrun," dachte er. Gerade ihretwegen hatte seine Befreiung einen so großen Wert für ihn. Was für ein vollkommenes Glück erwartete jetzt sie beide!

Während er auf dem Kirchhof stand und der Beerdigung beiwohnte, dachte er voller Rührung an diese Männer, die ihr Leben für ihr Vaterland hingegeben hatten; aber das tat seiner Freude keinen Abbruch. Dann sah er plötzlich den früheren Pfarrer von Applum, Eduard Rhånge, der sich auch eingefunden hatte, um den Toten die letzte Ehre zu erweisen. Und da überkam ihn einen Augenblick leise Angst und Unbehagen. Aber nur einen einzigen Augenblick, dann schlug sein Herz wieder mit derselben merkwürdigen Leichtigkeit wie vorher.

„Dieser Mann ist mein Freund," dachte er. „Wer hat mir etwas Größeres geschenkt als er?"

Nachdem die Särge in die Erde versenkt waren und die Versammlung den letzten Vers des Gesangbuches gesungen hatte, trat Rhånge an das Grab, um zu sprechen.

Als Sven Elversson ihn jetzt über die Menschen etwas erhöht an dem Grabe stehen sah, fühlte er sich von diesem Manne, dessen Wesen ihn früher abgestoßen hatte, plötzlich unbeschreiblich angezogen. Sein prächtiger Kopf war ja eigentlich gleich geblieben, aber seine Züge waren durchsichtiger, vergeistigter geworden. „Was für ein herrlicher Mensch!" dachte Sven Elversson. „Sein Gesicht trägt den Stempel entsagender Liebe."

Während Pfarrer Rhånge seine alte Gemeinde mit

einigen einleitenden Worten begrüßte, zupfte jemand Sven Elversson am Ärmel, um ihm guten Tag zu sagen.

Er wendete sich um und sah Lotta Hedman, totenbleich und mit funkelnden Augen, vor sich stehen; das Haar stand ihr wirr zu Berge, als wolle es ihr den Hut vom Kopf heben.

„Nein, ich bin nicht mit dem Pfarrer gekommen," flüsterte Lotta auf Sven Elverssons Frage. „Er ist schon seit ein paar Tagen hier. Ich bin allein gekommen. Ich bin ‚gerufen' worden."

In diesem Augenblick sagte der Redner ein paar Worte, die Sven Elverssons Aufmerksamkeit erregten.

„Hier, am Rande dieses großen Grabes," sagte er, „will ich mit euch, meine früheren Gemeindeglieder, von der Heiligkeit des Todes und von der des Lebens reden.

Ich darf wohl sagen, daß keiner hier unter uns ist, der nicht seit seiner Kindheit von der Heiligkeit des Todes durchdrungen ist. Wenn sich jemand gegen die Heiligkeit und Unantastbarkeit des Todes vergangen hätte, so wäre er aufs strengste bestraft worden.

Hier in Applum lebte einst ein Mann, namens Sven Elversson. Er hatte die Heiligkeit des Todes verletzt, das war sein Verbrechen gewesen. Und wir dachten, es gebe keinen verächtlicheren Mann unter uns, als Sven Elversson. Vielleicht war mehr als einer der jetzt hier Anwesenden auch an jenem Tag in der Kirche, wo sein Vergehen von der Kanzel aus verkündigt wurde, und er erinnert sich daran, wie dieser Sven Elversson aussah, als er sich gedemütigt und unglücklich fortschlich. Mehr als einer hat ihm vielleicht auch ein Schimpfwort nachgerufen. Er war ein Mann, der einen fast zu dergleichen herausforderte. Wenn man sah, wie er bei allem, was man ihm antat, gleich geduldig lächelte, und wenn man merkte, wie er einem aus dem Weg ging und stets bescheiden zurücktrat, hielt man es geradezu für Pflicht, seine Erniedrigung noch ein wenig zu vergrößern.

Auf diese Weise brachten wir ihn auch dahin, von Applum fortzuziehen. Und ich darf wohl annehmen, daß ihn niemand besonders vermißt hat. Denn neben allem anderen hatte dieser Mann noch etwas Einschmeichelndes an sich. Wenn es etwas Schwieriges zu tun galt und wir

anderen uns dieser Pflicht entzogen, war er es, der sich vordrängte. Er wollte uns verführen, ihm Ehre und Ansehen zurückzugeben. Aber das war uns unmöglich. Wir meinten, er sei von Gott gezeichnet.

Und so, wie von Gott selbst gezeichnet, ist dann dieser Mann weiter durchs Leben gewandert. Immer gleich demütig, immer voller Angst, jemand im Weg zu sein. Und er hat sich zu denen gehalten, die nicht alles so genau nahmen wie wir, zu den Landstreichern, die im Reich umherziehen, und zu den Kindern, die noch nicht wissen, was recht und unrecht ist. Und uns kam das ganz natürlich vor, denn jemand mußte er doch haben, mit dem er verkehren konnte. Und als wir davon erzählen hörten, wie ein verwahrlostes Kind nach dem anderen durch seine Hilfe in ein ordentliches Haus gekommen sei, oder da und dort Landstreicher zu arbeiten begonnen hätten, da hielten wir auch davon nicht allzuviel, denn wir wußten, was für eine Absicht der Mann mit all dem verfolgte. Er wollte immer dasselbe, wollte seine Ehre und sein Ansehen wiedergewinnen. Es waren nur neue Versuche, und ich glaube beinahe, er ermüdete uns damit.

Denn was konnten wir für ihn tun? Er hatte keinem von uns etwas getan, hatte nicht so gesündigt, daß er sein Verbrechen durch eine Strafe hätte abbüßen können. Er hatte sich gegen eine heilige Sitte vergangen, und wir waren nicht imstande, ihm das zu vergeben. Ja, wir hatten sogar zu bemerken geglaubt, Gott verurteile ihn ebenso wie wir.

Und während er bemüht war, den Menschen im Leben vorwärts zu helfen, stand vielleicht der Tod hinter seinem Stuhl und grinste höhnisch über ihn, denn er wußte, daß er ihn in seiner Gewalt hatte, daß er sein Gefangener war und ihm nicht entrinnen könnte. Wer, wer unter uns hätte die Macht gehabt, ihn zu befreien?"

Sven Elversson sah, daß seine Mutter weinte. Bei Rhånges Worten durchlebte er selbst alle seine Versuche, Ehre und Ansehen zurückzugewinnen, noch einmal, aber er weinte nicht. Mit offenem Blick und in aufrechter Haltung stand er da und schaute den Redner ruhig an.

„Aber nun, in diesen letzten Zeiten," fuhr der Pfarrer fort, „da hat der Tod eine weit größere Macht bekom-

men als je vorher. Er herrscht über uns und unterdrückt uns. Er heimst seine Ernte vor der Zeit ein. Seine Diener sind die Gewalt und die Grausamkeit. Er macht das Verbrechen und die Unsitte von ihren Ketten los. Es gibt keine Missetat, die er nicht auf Erden geschehen ließe, und seine Herrschaft scheint noch nicht zu Ende zu sein.

Und jetzt, wo wir unter der furchtbaren Tyrannei des Todes leiden, jetzt beginnen wir uns zu fragen: ‚Gibt es nicht doch etwas auf Erden, das stark genug wäre, den Kampf mit dem Tod aufzunehmen?'

Aber auf Erden, das wissen wir, gibt es nur eines, was dem Tode widersteht und dessen beständiger, unentwegter Feind ist, und sein Name heißt Leben.

Und mitten in diesem Krieg, während so Furchtbares geschieht, daß Zehntausende von Menschen ins Meer geworfen werden, als ob das gar nichts wäre, und andere Zehntausende in Gefangenschaft weggeführt, wie wenn das nur etwas wäre, dessen man sich rühmen dürfte, und wieder andere Zehntausende vor den Mündungen der Kanonen hingeschlachtet, wie wenn das eine lobenswerte Tat wäre, und abermals Zehntausende von Haus und Hof vertrieben werden, wie wenn das eine althergebrachte Sitte wäre, — mitten in alledem erwacht doch, glaube ich, eine größere Liebe zum Leben in uns, als wir sie früher je beherbergt haben.

Denn das Leben ist ja nur eine einfache Dienerin gewesen, die es jedem recht zu machen gesucht und für sich selbst nichts verlangt hatte. Das Leben war bisher die Alltagskost, an die man kaum dachte, während man sie verzehrte. Das Leben ist nichts Feierliches, das auf Gemälden dargestellt wird oder im Zwielicht als Gespenst auftritt. Das Leben hat nicht einmal eine besondere Gestalt, an der man es erkennen könnte.

Jetzt denkt ihr wohl in euren Herzen, ich rede töricht," sagte der Pfarrer, während er den Blick auf seine Zuhörer richtete, „denn das Leben ist doch das, was wir alle am meisten lieben. Aber, meine Freunde, diese Liebe genügt nicht. Ich möchte sagen, das Leben gleicht einem schlecht erzogenen Kinde, das mit mehr Liebe als Verstand aufgezogen sein kann und dann zu einer Qual und

Schande wird, so daß man schließlich nicht mehr weiß, wie die eigenen Eltern es ertragen sollen.

Oder auch, ihr meine jungen Freunde, das Leben gleicht einer jungen Frau, die ihr in euer Haus führt und der ihr eure ganze Liebe schenkt; aber das ist doch nicht genug für sie. Ihr müßt sie auch mit Heiligkeit und Frieden umgeben und ihr Rechte einräumen und gut gegen sie sein, sonst geht eure junge Frau von euch und überläßt euch der Einsamkeit und Verzweiflung, weil die Wege, auf denen ihr sie geführt habt, nicht die richtigen waren.

Aber," unterbrach sich der Redner, „hierüber könnte ich mit euch reden, bis der Tag zur Nacht und die Nacht wieder zum Tage geworden wäre, und ich würde doch nie fertig, ich darf jedoch darüber das nicht vergessen, was ich euch heute kundzutun habe.

Laßt mich jetzt davon ausgehen, daß während dieser Jahre das Leben so heilig und kostbar geworden ist wie nie vorher. Und seine Heiligkeit nimmt mit jedem weiteren Tag dieser unseligen Zeit zu.

Deshalb fangen wir auch an, uns mit größerer Liebe denen zuzuwenden, die die wahren Diener des Lebens sind, die es hoch und heilig halten und den Lebenden Beistand leisten.

Da ich jetzt hier in Applum viele Menschen habe sagen hören, sie bereuten es, daß sie Sven Elversson mit Verachtung behandelt hätten, so kommt das wohl daher, weil sie die Bedeutung und Heiligkeit des Lebens zu erfassen anfangen. Sie verstehen, welch ein gutes Werk es ist, verwahrloste Kinder und Landstreicher zu retten, verstehen, daß das Leben größer ist als der Tod.

Und jetzt, du getreuer Diener des Lebens, Sven Elversson, jetzt kann ich dir sagen, daß wir, deine einstigen Gemeindegenossen, den Schandfleck nicht mehr sehen, der dir anhaftet. Wir bereuen, daß das je der Fall war, bereuen auch den Kummer, den wir dir bereitet haben."

Der Pfarrer machte eine Bewegung mit der Hand und wendete sich an die große Schar seiner Zuhörer.

„Ist's nicht so? Spreche ich nicht im Namen dieser ganzen Versammlung?" fragte er.

Niemand widersprach ihm. Viele hatten Tränen in den Augen.

Sven Elversson stand mit derselben inneren tiefen Freude wie vorher ruhig da. „Es ist gut, daß es so kam," sagte er sich. „Aber das Wichtigste war es doch nicht. Die Hauptsache ist, daß ich von der Schuld in meiner Seele, in meinem Herzen befreit bin."

„Ich freue mich, daß ich dies in euerm Namen sagen konnte," fuhr der Pfarrer fort. „Ihr habt Sven Elversson in euern Herzen freigesprochen, ehe das auf andere Weise geschah, und dessen freue ich mich."

Und nun begann der Pfarrer zu erzählen: Bei einigen der an Land getriebenen Matrosen waren Brieftaschen mit noch lesbaren Briefen und Aufzeichnungen gefunden worden. Diese hatte man natürlich aufbewahrt, um sie so weit wie möglich den Angehörigen zuzustellen. Aber bei einem Engländer, dem ersten Toten, den man auf der Motorjacht Najade geborgen hatte, war man auf einen Brief ohne Adresse und Schluß gestoßen. Der Brief hatte zwar nur wenige Zeilen enthalten, aber doch einen so merkwürdigen Eindruck gemacht, daß er, der Pfarrer von Algeröd, hierherberufen worden war, um sein Urteil darüber abzugeben. Und diesen Brief wollte der Pfarrer nun seinen Zuhörern in schwedischer Übersetzung vorlesen.

Er lautete also:

„Wie wir hören, soll morgen eine Schlacht sein. Und ich bitte Dich, liebe Mary, zu Springfields am Handley Park zu gehen und ihnen ein paar Worte über ihren Pflegesohn zu sagen. Denn er war nicht an dem Unrecht beteiligt, das wir anderen begingen. Er lag im Fieber. Wir glaubten, er sei schon tot, und niemand dachte an ihn. Als er sich später wieder erholte, redeten wir ihm ein, er habe mitgetan, damit er nicht gegen uns aussage. Ich schreibe dies, um Frieden zu bekommen, wenn ich jetzt — —"

„Da wir nun wissen," sagte der Pfarrer sehr ernst und ruhig, „daß Sven Elverssons Pflegeeltern Springfield heißen, und daß er sich selbst niemals klar an das hat erinnern können, was damals geschah, sondern sich nur auf die Aussage der anderen verlassen hat, so ist durch diese Worte eines Toten seine Unschuld zweifellos bewiesen."

Die Stimme des Sprechenden zitterte einen Augen=

blick, gewann aber bald ihre volle Stärke wieder. Er wendete sich jetzt unmittelbar an Sven Elversson.

„Wir haben dich das erst bei dieser Gelegenheit wissen lassen wollen, Sven Elversson," sagte er, „damit es gleichzeitig allen Leuten mitgeteilt werde. Aber jetzt stehe ich, dein früherer Pfarrer, der einst Verachtung, Verfemung und die Qualen des Verachteten über dich heraufbeschwor, hier und verkündige deine Unschuld vor der Tür derselben Kirche, aus der dich meine Worte einst vertrieben haben. Gott hätte mir keine größere Gnade erweisen können, als daß gerade ich diese Worte zu dir sagen darf. Du hast jetzt Genugtuung erhalten und kannst deinen Kopf wieder hoch tragen, und die Schmach, unter der du so lange gelitten hast, wird deinem Namen nicht mehr anhaften."

Durch die Menge ging eine lebhafte Bewegung. Die Leute sprachen miteinander über die Bedeutung dessen, was sie gehört hatten. Und viele brachen in Tränen aus, weil die Unschuld dieses Mannes nach so vielen Jahren des Leidens an den Tag gekommen war.

„Du brauchst dich nicht mehr zu verstecken und überall zurückzutreten," sagte der Pfarrer, „brauchst kein böses Wort mehr mit einem geduldigen Lächeln hinzunehmen. Du brauchst nie mehr zu befürchten, Abscheu bei denen zu erregen, die dich am meisten lieben. Du wirst wie einer der Besten unter uns behandelt werden, und deinen Angehörigen wird es ebenso ergehen."

„Er denkt an Sigrun," sagte sich Sven Elversson. „Er denkt an ihre Freude. Das ist auch richtig. Sie wird sehr glücklich darüber sein."

Als der Redner die letzten Worte gesagt hatte, wendete er sich von der Seite ab, wo Sven Elversson stand, und redete zu der Menge in der entgegengesetzten Richtung.

„Alles, was dieser Mann gelitten hat, war ein unverschuldetes Leiden," sagte er.

Bei diesen Worten begann Sven Elverssons Herz stärker zu schlagen. Und es schlug immer heftiger und heftiger. „Mein armes Herz erträgt leichter Schmerz als Freude," dachte er.

„Aber wenn das so ist," fuhr der Pfarrer fort, „so weiß ich, daß ihr euch alle in diesem Augenblick fragt:

‚Warum ist Gott so hart gegen ihn gewesen, und warum hat er uns so irregeleitet?' Dasselbe habe ich mich auch gefragt. Und ich glaube, ich habe eine Antwort gefunden.

Über den Mann selbst will ich nur soviel sagen: ich weiß, Gott hat ihm gerade durch sein Unglück ein sehr großes Glück beschert, er würde sich selbst jetzt kein anderes Schicksal mehr wünschen."

Bei diesen Worten dachte Sven Elversson wieder an Sigrun und an all das Glück, das ihn erwartete. Er fühlte, wie das Herz in seiner Brust einen großen Freudensprung machte, aber in diesem Augenblick ging es auf irgendeine Weise entzwei. Er konnte sich nicht mehr aufrecht halten, sondern sank in die Knie.

„Was uns selbst aber betrifft, so glaube ich, Sven Elversson ist uns als ein Zeichen gegeben worden. Denn Gott spricht in diesen Zeiten nicht durch Worte zu uns, sondern durch die Taten der Menschen, und aus dem Leben eines jeden Menschen müssen wir einen Gedanken Gottes herauslesen."

Der Redner holte tief Atem und schaute über die Menge hin. Er sah, wie ängstlich alle darauf warteten, von ihm ein Wort der Aufklärung, der Rettung aus der großen Not zu hören, die sie bedrückte.

„Wenn ich bedenke, daß dieser Mann jetzt in der gegenwärtigen Zeit zu uns gekommen ist, so glaube ich, Gott will uns durch ihn zeigen, wie wir aus all dem Elend herauskommen können, unter dem wir leiden, wenn auch nicht gleich, so doch in einem Zeitraum, den menschliches Denken zu umspannen vermag."

In diesem Augenblick sank Sven Elversson völlig auf den Rasen. Kein Klageruf, kein Schmerzenslaut war über seine Lippen gedrungen. Seine Mutter, die neben ihm stand, glaubte, er habe sich niedergesetzt, um den vielen neugierigen Blicken zu entgehen. Er hatte auch allen Grund, nach einer derartigen Gemütsbewegung ausruhen zu wollen.

„Denn von diesem Manne ist mir erzählt worden," fuhr der Pfarrer fort, „er habe sich aus dem, was ihn am meisten quälte, Waffen und Werkzeuge geschmiedet. Wenn er jemand von seinen bösen Wegen abzubringen

versuchte, hat er oft gesehen, daß gute Worte wenig nützten und ebensowenig das Verlangen nach Beifall, und auch nicht die Aussicht, ein geachtetes und geordnetes Leben führen zu können. Nichts half, nichts, sondern was vor allem hergehörte, war, diesen Menschen ein solches Entsetzen und einen solchen Abscheu vor dem Laster und dem Heruntergekommensein einzuflößen, daß der Abscheu ihnen Leib und Seele durchdrang und sie es nicht mehr aushalten konnten; dann erst gelang es ihm.

Und nun, nachdem ich das gesagt habe, fordere ich euch alle, die ihr um dieses große Seemannsgrab versammelt seid, auf, mich im Geist aufs Meer hinauszubegleiten, bis weit vor die letzten Schären hinaus, aber nicht gar zu weit, denn die, denen ihr entgegenfahren sollt, sind uns jetzt ganz nahe.

Ich selbst habe mich gestern da hinausbegeben, um die zu sehen, die die Reise von Horns Riff bis zu unserer Küste herauf gemacht haben, sie, die von ihren Korkwesten oben gehalten werden und nicht untersinken können, diese Tausende, die ins Meer geworfen wurden wie ein Abfall, den man loswerden will.

Ich bitte euch alle, mir wenigstens in Gedanken dorthin zu folgen und zu versuchen, euch dieses Bild vorzustellen. Ihr sollt die schwarzen Augenhöhlen sehen, die euch aus den totenblassen Gesichtern entgegengähnen. Ihr sollt die herabgefallenen Kinnladen, sollt die Hände sehen, die auf sonderbare Weise in die Höhe gehoben sind und im Takt mit den Wogen winken und winken. Ihr sollt die von ihnen sehen, die mit aufgetriebenem Leib umherschwimmen, und wieder andere, deren Füße aus dem Wasser emporragen, die sich dazwischen umdrehen und den Kopf herausstrecken, als wären sie Kunstreiter, die Kunstsprünge machen.

Und ihr sollt solche sehen, die schon zerschossen und zerstückelt ins Wasser gekommen sind. Ihr sollt Köpfe sehen, die sich nach rechts und nach links wenden und euch anscheinend etwas sagen wollen. Ihr sollt die kreischenden, raubgierigen Vogelscharen und die Fische sehen, die im Wasser hohe Freudensprünge machen. Das alles sollt ihr sehen, und dieses Bild soll sich euch tief, ja unauslöschlich für alle Zeiten einprägen.

Aber nun werdet ihr mich fragen: ‚Warum sollen wir denn das sehen?

Wir sind ruhige, rechtschaffene Leute, die ein friedliches Leben führen, wir haben keine Schuld an diesem Krieg und haben nicht die Macht, irgend etwas von dem zu verhindern, was zwischen den Kämpfenden geschieht.‘

Aber ich sage euch, ihr müßt diese Boten der Greuel sehen und ihr dürft sie niemals vergessen. Sie wurden nicht ohne eine bestimmte Absicht bis an unsere Küste getrieben, und alle die schmerzlichen, mitleidigen Gedanken, die dieser Anblick in euch hervorruft, dürft ihr ebensowenig von euch wegschieben, wie den körperlichen Abscheu und Ekel angesichts der Vergänglichkeit.

In jedem Teil eures Körpers soll er sich festsetzen und einen Widerwillen vor dem Krieg in euch hervorrufen, der durch nichts überwunden werden kann.

Denn ihr müßt bedenken, daß wir alle, auch wenn wir keine Schuld und keinen Teil an diesem Kriege haben, doch jeden Tag davon in unseren Zeitungen lasen. Wir haben vielleicht Gefallen daran gefunden, daß sich so große Dinge in unserer Zeit ereigneten. Wir haben die großen Taten bestürzt und vielleicht auch bewundernd verfolgt. Wir sind mit unserem Mitgefühl und mit unserer Teilnahme auf einer der beiden Seiten gewesen, und es hat uns gefreut, wenn dieser Seite ein Erfolg beschieden war.

Aber jetzt sind diese Toten zu uns gekommen, um uns zu zeigen, wie abscheulich der Krieg ist.

Und einige von euch haben am Krieg verdient, und einige haben geglaubt, es würden durch ihn große und segensreiche Veränderungen eintreten, und einige glauben, die Leute würden durch den Krieg gestärkt und besser werden. Und keiner von euch kann die eigenen Gedanken oder die seiner Kinder vom Krieg ablenken.

Jetzt aber sind diese Toten gekommen, um uns zu zeigen, was wir bisher in unserem Innersten nicht so fühlen konnten, nämlich, daß der Krieg etwas Verabscheuungswürdiges, etwas Ekelhaftes ist.

Das, was in unserem Meer umherschwimmt, ist ja keine Geistererscheinung und keine zusammengedichtete Sage, sondern es ist Wirklichkeit, ist Wahrheit. Und es

kann eines Tages zurückkehren und wieder Wirklichkeit und Wahrheit werden.

Und deshalb sollt ihr mich wenigstens im Geist ans Kattegatt hinausbegleiten, diese Bilder des Entsetzens kennenlernen und dann dafür sorgen, daß sich ihr Anblick euch tief, ja unauslöschlich für alle Zeiten einprägt.

Und ihr sollt mit anderen davon reden, damit auch sie dieses körperliche Grauen nicht mehr überwinden können, wenn sie das Wort Krieg hören, ihr sollt davon reden, damit das Wort Krieg niemand mehr hören kann und es zu einem Wort wird, das jedem menschlichen Ohr so widerwärtig ist, daß man es nicht mehr aussprechen mag.

Und es gibt andere unter uns, die haben vielleicht noch schlimmere Dinge gesehen als diese Toten, und sie werden auch vom Krieg reden und schreiben, damit sich eine Gespensterfurcht und ein körperliches Schaudern mit dem Kriege verknüpfen, die niemals überwunden werden können.

Denn was wissen wir?

In ein paar Jahren kann die Erinnerung an den Kummer, an die Schmerzen und Verwüstungen dieses Krieges schon vergessen sein, und wenn dann neue Menschen kommen, können sie wieder frohen und mutigen Herzens in den Kampf hinausziehen. Auf uns kommt es jetzt an, ob wir den Menschen einen Ekel vor dem Krieg einflößen und ob wir ihnen diesen so fest einprägen, daß ihn keine Reden von Ehre und Heldentaten mehr aus ihrem Herzen verdrängen können.

Denn schöne Worte sind gegen den Krieg gesprochen worden, und herrliche Vorbilder von friedliebenden Männern sind uns gegeben, und die klügsten Berechnungen haben die Torheit eines Krieges bewiesen, aber der Krieg ist darum noch ebenso lebendig wie je.

Aber aus diesen seinen Schrecken und seinen Greueln wollen wir uns eine Rüstung und Waffen und ein Gegengift machen und wollen das alles unseren Nachkommen als Erbe hinterlassen, — das wird dann den größten Feind der Menschheit besiegen.

Und nun, meine Freunde," fuhr der Redner fort, „bevor ich schließe, will ich euch jetzt noch einige Worte sagen von der Heiligkeit des Lebens in den künftigen

Zeiten, wo der Krieg von der Erde verschwunden sein wird..."

Aber weiter konnte er nicht sprechen. Denn plötzlich zupfte ihn jemand am Ärmel.

„Sven Elversson ist krank. Er ist am Sterben. Es war zuviel des Glücks."

Rasch stieg der Pfarrer von seinem Platz herab und bahnte sich einen Weg zu Sven Elversson. Dieser lag ausgestreckt auf dem Boden mit dem Kopf im Schoß seiner Mutter; aber er war nicht tot, nur schwer krank. Seine Brust zitterte unter den heftigen Schlägen des Herzens.

Als der Kranke den Pfarrer herbeikommen sah, begrüßte er ihn mit einem unbeschreiblichen Lächeln, voller Liebe, frei von Furcht, wie er den geliebtesten Menschen begrüßt haben würde. Er versuchte, ihm die Hand entgegenzustrecken, und flüsterte etwas, das entweder „Dank" oder „Vergebung" heißen konnte.

Der Pfarrer kniete neben ihm nieder; auch er war von der größten Zärtlichkeit erfüllt und voller Angst, einen solchen Freund, wie ihm Sven Elversson nun einer geworden war, zu verlieren.

„Sven Elversson, Bruder!" sagte er. „Lebe! Du mußt ihretwegen leben."

Man trug den Todkranken ins Pfarrhaus. Ein anwesender Arzt eilte nach. Er untersuchte Sven Elversson und erklärte, vielleicht könne Sven noch einige Zeit leben, einen Tag, eine Woche, höchstens ein Jahr.

Während dieser Zeit stand die Menge rings um das Grab her und wartete. Alle fühlten, daß Rhånge ihnen seine Auffassung noch näher erklären und ihnen jetzt etwas hatte sagen wollen, was sie mit Gedanken des Friedens und der Zuversicht hätte auseinandergehen lassen. Diesen Abschluß glaubten sie nicht entbehren zu können.

Sie schickten einen Boten ins Pfarrhaus und erhielten den Bescheid, der Pfarrer müsse bei Sven Elversson bleiben. Er sitze neben ihm und halte ihn im Arm, und das sei das einzige, was dem Kranken Kraft zum Leben gebe und das Lebensfünklein am Verlöschen hindere.

Während die Leute auf die Fortsetzung der Rede warteten, ertönte plötzlich eine Stimme nicht vom Grabe, sondern vom äußersten Rande der Volksmenge her. Es war die Stimme einer Frau, die dünn und schrill klang, aber doch merkwürdig deutlich und vernehmlich war.

Die Versammelten drängten nach der Sprechenden hin und sahen da eine junge Frauensperson, die auf den Knien lag, beide Arme ausgestreckt, den Kopf zurückgeworfen und die Augen geschlossen. Sie schien nichts von sich zu wissen, sondern redete in der Verzückung.

„Ich sehe die Toten," sagte sie. „Ich sehe sie, die wir soeben begraben haben. Ich sehe sie nach dem Reich des Todes und in dieses hineinwandern. Und jetzt, nachdem sie eine Strecke gegangen sind, sehe ich sie an ein Gebäude kommen, das einem Schulhaus gleicht, und dort begehren sie Einlaß.

‚Wir sind Seelen, die die Schule der Erdenwelt durchgemacht haben,' sagen sie zu dem Torhüter, ‚und wir sind hierhergekommen, um zu zeigen, was wir gelernt haben.'

Ich sehe, wie der Torhüter den Kopf schüttelt. Er sagt zu ihnen, sie hätten ihre Schulzeit zu rasch beendet. Aber er öffnet doch das Tor und läßt sie hineingehen.

Und ich sehe sie in einen großen Saal eintreten. Ich sehe ihre Angst. Sie fürchten sich und zittern, wie alle, die ins Verhör genommen werden.

Da tritt ihnen ein Mann entgegen. Er ist in seidene Kleider gehüllt, und das Haar schmiegt sich in weichen Locken um sein Haupt.

‚Ihr Seelen, die ihr die Schule der Erdenwelt durchgemacht habt,' sagt er zu ihnen, ‚könnt ihr mir meine zehn Gebote hersagen, wie sie in der gegenwärtigen Zeit auf Erden lauten?'

Ich sehe, wie froh die Seelen der Toten sind, als sie merken, daß keine schwerere Frage an sie gerichtet wird. Sie antworten alle auf einmal:

‚Du sollst keine anderen Götter neben mir haben!
Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen!
Du sollst den Feiertag heiligen!

16*

Du sollst Vater und Mutter ehren!'

Ich höre sie das sagen, aber widerwillig, mit großer Schwierigkeit. Und sie verwundern sich im stillen darüber, wie schwer es ihnen fällt, die Worte herauszubringen. Sie wissen nicht, warum sie so stotternd und so leise sprechen.

,Das habt ihr also gelernt, wenn auch nur mit Mühe und Not,' sagt der Lehrer. ,Laßt mich jetzt die Fortsetzung hören!'

Nun beginnen die Seelen der Toten deutlich und ohne jede Schwierigkeit herzusagen:

,Du sollst töten!

Du sollst ehebrechen!

Du sollst stehlen!

Du sollst falsch Zeugnis reden!

Du sollst dich lassen gelüsten deines Nächsten Haus!

Du sollst deines Nächsten Eigentum, sein Weib, sein Gesinde, sein Haus und alles, was sein ist, zerstören!'

Und nachdem dies alles hergesagt ist, sehe ich, wie froh die Toten sind, daß sie die Prüfung so gut bestanden haben.

Aber der Lehrer fragt sie:

,Wer hat euch befohlen, meine Gebote, die ich als Schutzmauer für die Heiligkeit des menschlichen Lebens aufgestellt habe, so zu verdrehen?'

Und sie antworten ihm:

,Wir sind Krieger. Wir sind Untertanen und Diener des Todes.'

Da ruft ihnen der Lehrer zu:

,Wachet auf, ihr Toten, und sehet, wer ihr seid und wer euer Herr ist!'

Und ich sehe sie aus den Verirrungen der Erdenwelt wie aus einem langen Traum erwachen. Sie erkennen mit Entsetzen, daß sie unsterbliche Seelen sind, die dem Himmel angehören, und sie werden traurig über das, was sie auf Erden getan haben, sie fürchten sich vor der Strafe, die ihnen zugemessen werden wird.

Aber da sagt der Lehrer zu ihnen:

,Ich bin der Herr über Leben und Tod.

Und ich habe den Tod als einen Diener des Lebens auf die Erde hinabgeschickt.

Ich lasse die welken Blätter zur Erde fallen, damit neue und frische im nächsten Jahre hervorsprießen.

Ich lasse die Sterne im Weltenraum verbrennen und erlöschen, damit an ihrer Stelle neue aufleuchten.

Ich lasse die Körper der entschlafenen Menschen ins Grab betten, damit es auf Erden neues Erblühen und neues Leben gebe.

Da sich indes der Tod zum Herrn anstatt zum Diener gemacht hat, will ich ihn verfolgen.

Denn es ist mir nicht lieb, wenn die Saat geerntet wird, ehe sie reif ist, oder wenn der junge Vogel vom Jäger totgeschossen wird, ehe er sich ein Nest bauen und für Nachkommenschaft hat sorgen können.

Und ich will eine Grenze und eine Scheidewand setzen zwischen der Zeit, die jetzt ist, und der, die kommen soll, — in wenigen Jahren will ich sie aufrichten. Und diese Zeit wird „die dunkle" genannt werden.

Ihr aber, ihr Seelen, kehrt zur Erde zurück, und lehrt die Menschen mein fünftes Gebot halten! Denn es ist das Gebot der Nächstenliebe und der Schlüssel zu allen anderen.

Saget ihnen, mein tausendjähriges Reich zeige sich schon im Osten wie eine Morgenröte! Aber wie kann es am Himmel aufsteigen und die Welt erleuchten, solange ihr dem Tod erlaubt, das große wilde Tier in seinen Dienst zu nehmen?

Denn das große wilde Tier, das ist der Krieg.'" —

Lotta Hedmann erwachte. Sie sah um sich her einen dichten Kreis von aufhorchenden Menschen. Viele Gesichter strahlten vor freudiger Rührung.

„Wo bin ich gewesen?" fragte sie. „Was hab' ich gesagt? Hat Gott endlich durch meinen Mund gesprochen?"

Tränen des Glücks und der Dankbarkeit stürzten ihr aus den Augen.

Als nach diesen Ereignissen ungefähr ein Jahr vergangen war, fuhr eines Tages eine Frau in Trauerkleidern an dem Pfarrhaus von Algeröd vor.

Ihre Ankunft erregte kein besonderes Erstaunen; denn obwohl man in weiten Kreisen nie erfahren hatte, daß Sigrun noch lebte, war sie doch von dem einen und anderen, der Hånger besucht hatte, gesehen und wiedererkannt worden, und dieses Gerücht hatte sich langsam verbreitet.

Sie war auch niemals von ihrem Mann durch irgendein gerichtliches Verfahren geschieden worden. Sven Elversson war krank, für ihn war ein ruhiges Leben, ohne jegliche Aufregung, Bedingung, und die anderen hatten sich dieser Forderung gefügt.

Als Sigrun nun angekommen war, ging sie ganz ruhig in eines der Dachstübchen hinauf und richtete sich dort häuslich ein.

Sie verdrängte die Mutter des Pfarrers nicht, aber jetzt konnte ihrer Art und Weise niemand mehr widerstehen. Mit der Macht der Liebe regierte sie die alte Frau und die Dienstboten und gab dem Haus seine Gemütlichkeit und seinen Frieden wieder.

Ihr Mann ließ sie schalten und walten, wie es ihr gefiel, und ihr Leben für sich leben, wie auch er das seinige für sich lebte.

Als aber wieder einige Monate vergangen waren, trat sie eines Tages in sein Zimmer und hielt einen Brief in der Hand.

In dem Zimmer sah sie überall Bilder von sich, und alles, was sie während ihrer Ehe gestickt und genäht hatte, war da beisammen.

Ihre Bücher standen auf dem Bücherbrett, und ihr Gebetbuch lag auf dem Tisch neben dem Bett. Es war, als sei sie in einen von heißer Liebe erfüllten Raum hineingetreten.

„Du weißt vielleicht nicht, daß Sven Elversson ein sehr großes Vermögen hinterlassen hat," sagte Sigrun zu ihrem Mann. „Als sein Pflegevater in England von seiner Unschuld hörte, hielt er sein Versprechen und setzte ihn zu seinem Erben ein. Er starb Anfang dieses Jahres,

und jetzt ist das Erbteil ausbezahlt worden. Alles fällt an Sven Elverssons alte Eltern."

„Dieser Mann hat viel Glück hinter sich gelassen," sagte der Pfarrer.

„Nun schreiben Joel und Thala an mich und fragen, ob wir beide, du und ich, nicht den Hof Hånger als Geschenk von ihnen annehmen wollten. Sie meinen, wir sollten dort Sven Elverssons Liebestätigkeit wieder aufnehmen. Die Mittel würden uns zur Verfügung gestellt — —"

Sie stockte, denn sie sah, daß das Gesicht ihres Mannes sich verfinsterte.

„Es wäre ein viel größeres Arbeitsfeld für dich," fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu.

Der Pfarrer stand auf und wanderte einmal im Zimmer hin und her.

„Wenn du nach Hånger übersiedeln willst, so werde ich mich dem nicht widersetzen," sagte er.

Sie antwortete rasch: „Nein, ich will dein Haus nicht mehr verlassen."

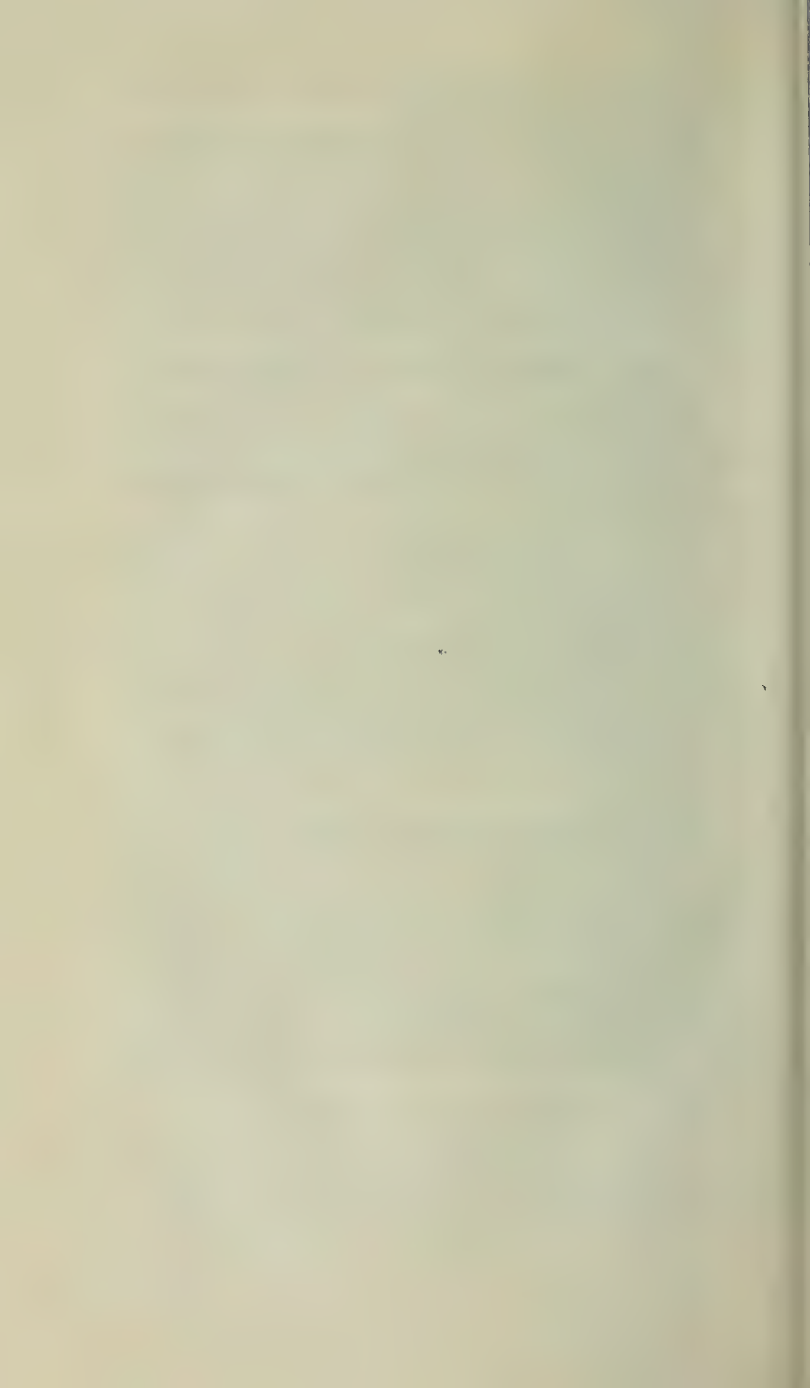
„Aber," warf er ein, „du verstehst wohl, Sigrun, was ich meine. Ich bin glücklich darüber, dich in meinen vier Wänden zu sehen, aber das genügt mir nicht."

„Du bist meine erste Liebe, Eduard," sagte sie hastig.

Dann brach sie ab, nahm seine Hand und führte ihn an ein Fenster.

„Sieh dort auf den Rasenplatz hinaus!" begann sie. „Dort ist eine Ecke, die war, als wir hierherzogen, mit Stiefmütterchen bewachsen. Sie waren wohl hier heimisch und kamen jedes Jahr von selbst wieder. Später ließ ich dort eine Rabatte anlegen, die ich mit anderen Blumen bepflanzte, und auch sie wuchsen und gediehen. Aber siehe, jetzt ist das Beet mit den fremden Blumen verschwunden, und die Stiefmütterchen wachsen schon wieder aus der Erde hervor und nehmen ihren alten Platz wieder ein."

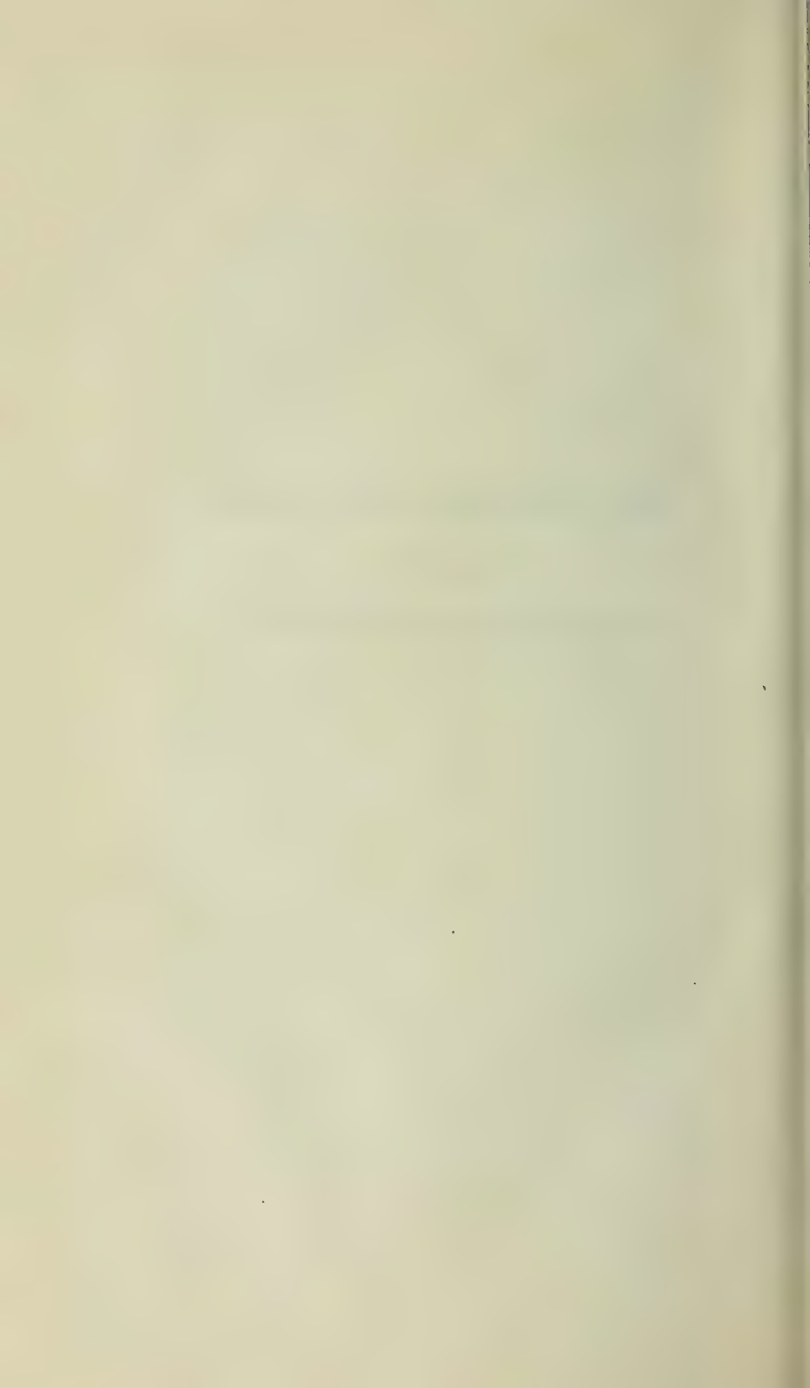
Ende



Der Fuhrmann des Todes

Erzählung

Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau



1

Eine arme junge Heilsarmeeschwester lag im Sterben. Ihre Tätigkeit hatte sie in die „slums", die verrufenen Viertel der Stadt, geführt; dann hatte sie die galoppierende Schwindsucht bekommen, und jetzt nach einem Jahre ging es zu Ende. Solange wie irgend möglich war sie ihren gewohnten Pflichten nachgekommen, und als alle ihre Kräfte aufgebraucht waren, schickte man sie in ein Sanatorium. Dort hatte sie einige Monate gelegen und war gut gepflegt worden; aber es wurde nicht besser mit ihr, und als sie schließlich begriff, wie hoffnungslos krank sie war, verlangte sie nach Hause zu ihrer Mutter, die in einer der Vorstädte in einem eigenen Häuschen wohnte. Nun lag sie in ihrem Stübchen, demselben Stübchen, das sie als Kind und als ganz junges Mädchen bewohnt hatte, und wartete auf den Tod.

Angstvoll und tiefbetrübt saß die Mutter an ihrem Bett; aber sie ging in all der Pflege, deren die Tochter bedurfte, so vollständig auf, daß sie keine Ruhe zum Weinen fand.

Eine andere Heilsarmeeschwester, die Arbeitsgefährtin der Kranken, stand am Fußende des Bettes und weinte ganz leise vor sich hin. Ihre Augen waren voll inniger Liebe auf das Gesicht der Sterbenden gerichtet, und wenn ihr die Tränen den Blick verdunkelten, wischte sie sie mit einer heftigen Bewegung ab.

Auf einem niederen unbequemen Stuhl, den die Kranke besonders lieb gehabt und den sie überall hin mitgenommen hatte, wo auch immer ihre Wohnstätte gewesen war, saß eine hochgewachsene Frau, auf deren Halskragen ein großes H eingestickt war. Man hatte ihr einen anderen Sitzplatz angeboten; aber sie blieb eigensinnig auf dem schlechten Stühlchen sitzen, wie wenn sie das für eine Aufmerksamkeit gegen die Kranke hielte.

Der Tag, an dem unsere Erzählung beginnt, war nicht ein Tag wie alle anderen, sondern es war Silvesterabend. Draußen hing der Himmel schwer und grau herab, und so lange man im Zimmer war, meinte man, das Wetter sei unfreundlich und kalt. Wenn man aber hinauskam, fand man es überraschend warm und mild. Auf den Wegen lag kein Schnee, kahl und schwarz verloren sie sich in der Dunkelheit. Ganz vereinzelte Schneeflocken fielen sachte auf die Straße herab, wo sie sofort schmolzen. Es sah aus, als hänge der Himmel voller Schnee, der sich aber nicht recht losmachen könnte, ja es schien fast, als fänden es der Wind und der Schnee nicht der Mühe wert, sich im alten Jahre noch anzustrengen, und als wollten sie lieber ihre Kräfte für das neu heraufziehende Jahr sparen.

Und ungefähr ebenso war es bei den Menschen, auch sie schienen sich nichts mehr vornehmen zu wollen. Auf den Straßen war kein Getriebe und in den Häusern keine eifrige Arbeit im Gang. Gerade vor dem Häuschen, wo die Sterbende lag, war ein Platz, auf dem ein Haus gebaut werden sollte. Am Morgen waren ein paar Arbeiter dahergekommen und hatten den großen Rammbock unter den gewöhnlichen grellen Arbeitsrufen heraufgezogen und wieder hinunterfallen lassen. Aber sie waren der Arbeit bald überdrüssig geworden, und so hatten sie sie eingestellt und waren ihres Weges gegangen.

Und bei allem andern war es gerade so. Eine Zeitlang waren Frauen mit Körben vorübergeeilt, die zum morgigen Feste einkaufen wollten; aber schon nach kurzem hatte diese Geschäftigkeit wieder aufgehört. Kinder, die auf der Straße spielten, waren hereingerufen worden, weil sie ihre Sonntagskleider anziehen und dann zu Hause bleiben sollten. Pferde, die sonst Lastwagen zogen, wurden an dem Häuschen vorbei nach dem am äußersten Ende der Vorstadt gelegenen Stall geführt, damit sie da einen vollen Tag ausruhen konnten. Je weiter der Tag voranschritt, desto stiller wurde es draußen, und so oft wieder irgendeine Art Geräusch verstummte, fühlten die in dem Krankenzimmer Anwesenden eine wahre Erleichterung.

„Wie gut, daß sie beim Herannahen eines Festtages

sterben darf!" sagte die Mutter. „Bald hört man nichts mehr, das sie stören könnte."

Die Kranke hatte schon seit dem Morgen bewußtlos dagelegen, und die drei, die um ihr Lager versammelt waren, mochten sagen, was sie wollten, sie hörte es nicht. Trotzdem sahen alle drei wohl, daß die Leidende nicht in einem starren Schlummer befangen war. Ihr Gesicht hatte während des Vormittags mehrere Male den Ausdruck gewechselt; es hatte überrascht und ängstlich ausgesehen, hatte bald einen flehenden, bald einen äußerst gequälten Ausdruck angenommen; jetzt trug es seit einer guten Weile das Gepräge einer heftigen, zornigen Erregung, die die Züge bedeutender aussehen ließ und sie zugleich auch verschönte.

Die junge Heilsarmeeschwester sah dadurch so verändert aus, daß sich ihre Freundin, die am Fußende des Bettes stand, zu der großen Frau, die auch zur Heilsarmee gehörte, niederbeugte und flüsterte:

„Sehen Sie, Hauptmännin, wie schön Schwester Edith wird! Sie sieht aus wie eine Königin."

Die hochgewachsene Frau stand von dem niederen Stuhl auf, um besser sehen zu können.

Sie hatte die kranke Heilsarmeeschwester bis jetzt sicherlich noch nie anders als mit der demütig frohen Miene gesehen, die sie, wie müde und krank sie sich auch fühlen mochte, immerfort beibehalten hatte, und sie war jetzt so überrascht über die Veränderung in dem Gesicht der Kranken, daß sie sich nicht mehr niedersetzte, sondern unwillkürlich stehen blieb.

Die Kranke hatte sich mit einer ungeduldigen Bewegung so hoch auf das Kissen hinaufgeschoben, daß sie nun halb aufgerichtet im Bett saß. Auf ihrer Stirne lag ein Zug unbeschreiblicher Hoheit, und obgleich sie den Mund geschlossen hielt, sah es aus, als drängen Worte der Strafe und der Verachtung über ihre Lippen.

Die Mutter richtete ihren Blick auf die beiden überraschten Gefährtinnen.

„So abwesend ist sie auch schon in den letzten Tagen gewesen," sagte sie. „Hat sie nicht für gewöhnlich um diese Tageszeit ihre Runde gemacht?"

Die andere jüngere Heilsarmeeschwester warf einen

Blick auf die kleine abgenützte Uhr der Kranken, die auf dem Tischchen neben dem Bett tickte.

„Jawohl," sagte sie, „um diese Zeit pflegte Schwester Edith zu den Elenden zu gehen."

Doch sie hielt rasch inne und führte das Taschentuch an die Augen; sobald sie etwas zu sagen versuchte, konnte sie die heißen Tränen fast nicht mehr zurückhalten.

Die Mutter nahm eine der harten kleinen Hände ihres kranken Kindes zwischen die ihrigen und streichelte sie zärtlich.

„Es ist wohl eine allzu schwere Aufgabe für sie gewesen, in diesen Höhlen Sauberkeit und Ordnung zu schaffen und den Armen wegen ihrer Schlechtigkeiten Vorhalte zu machen," sagte sie mit einem gewissen unterdrückten Ärger in der Stimme. „Wenn man eine zu schwere Aufgabe zu verrichten gehabt hat, gelingt es einem nicht, die Gedanken davon abzuwenden. Sie meint, sie gehe jetzt wieder bei den Verworfenen umher."

„So geht es einem manchmal auch bei einer Arbeit, die man allzusehr geliebt hat," warf die Hauptmännin der Heilsarmee leise ein.

Die um das Bett Versammelten sahen jetzt, wie sich die Oberlippe der Kranken kräuselte, wie ihre Brauen zuckten und sich zusammenzogen, so daß sich die senkrechte Falte zwischen ihnen immer mehr vertiefte, und alle drei waren ganz darauf gefaßt, daß die Kranke im nächsten Augenblick die Augen öffnen würde, und daß sie von einem zornflammenden Blick getroffen werden würden.

„Sie sieht aus wie ein Engel des Gerichts," sagte die Heilsarmeehauptmännin in begeistertem Ton.

„Was können sie denn gerade heute da draußen vorhaben?" fragte Schwester Maria, die Mitarbeiterin der Kranken, indem sie sich zwischen den beiden anderen am Bett Stehenden durchdrängte, so daß sie der Sterbenden beruhigend über die Stirne streichen konnte.

„Du brauchst dich nicht mehr um sie zu bekümmern, Schwester Edith," fuhr sie fort und strich ihr noch einmal zärtlich über die Stirn. „Liebe Schwester Edith, du hast genug für sie getan."

Diese Worte schienen die Kraft zu haben, die Kranke

von dem im Geiste geschauten Auftritte, der sie offenbar festgehalten hatte, abzulenken. Die Spannung, die hochgradige zornige Erregung wich aus ihren Zügen, und der sanfte leidende Ausdruck, den ihr Gesicht während der Krankheit beständig getragen hatte, kehrte zurück.

Sie öffnete die Augen, und als sie das Gesicht ihrer Mitschwester über sich gebeugt sah, legte sie dieser die Hand auf den Arm und suchte sie näher zu sich heranzuziehen.

Schwester Maria konnte kaum ahnen, was diese leichte Berührung bedeuten sollte, aber sie verstand den flehenden Ausdruck in den Augen der Kranken, und so beugte sie sich dicht zu den Lippen der Kranken herab.

„David Holm!" flüsterte die Sterbende.

Schwester Maria schüttelte den Kopf; sie war nicht ganz sicher, ob sie recht gehört hatte.

Da strengte sich die Kranke aufs äußerste an, um sich verständlich zu machen, und sie sprach nun die Worte ganz langsam mit einer kleinen Pause zwischen jeder Silbe aus.

„Laß Da—vid — Holm — ho—len!"

Dabei hielt sie die Augen unverwandt auf die Freundin gerichtet, bis sie sicher war, daß diese sie verstanden hatte. Dann legte sie sich wieder zurück, wie um zu ruhen; und schon nach ein paar Minuten war ihr Geist wieder fortgewandert, und sie war nun offenbar bei einem verhaßten Auftritt gegenwärtig, der ihre Seele mit Zorn und Angst erfüllte.

Die Heilsarmeeschwester richtete sich aus ihrer vorgebeugten Stellung auf. Jetzt weinte sie nicht mehr, sie war von einer Gemütsbewegung ergriffen, die mächtiger war als die Tränen.

„Schwester Edith will, daß wir David Holm holen lassen," sagte sie.

Aber mit diesem Wunsche schien die Kranke etwas ganz Entsetzliches begehrt zu haben. Die große grobknochige Hauptmännin wurde nun ebenso erregt wie die anwesende Freundin.

„David Holm!" wiederholte sie. „Das ist doch wohl nicht möglich! Zu einer Sterbenden kann man David Holm nicht kommen lassen."

Die Mutter der Kranken hatte bisher still am Bett gesessen und hatte auch gut gesehen, wie sich in dem Gesicht ihrer Tochter die entrüstete Richtermiene Bahn brach. Jetzt wendete sie sich an die beiden ratlosen Frauen und fragte, was es gebe.

„Schwester Edith verlangt, daß wir David Holm herbeiholen," klärte sie die Hauptmännin auf. „Aber wir wissen nicht, ob das angeht."

„David Holm?" fragte die Mutter der Kranken in unsicherem Ton. „Wer ist David Holm?"

„Es ist einer von denen, die Schwester Edith in ihrem Bezirk sehr viel Not und Arbeit gemacht haben, und um den sie sich besonders bemüht hat; aber der Herr hat sie keine Macht über ihn gewinnen lassen."

„Ach, Hauptmännin, vielleicht ist es Gottes Absicht, gerade jetzt in diesen letzten Stunden durch sie zu wirken!" sagte Schwester Maria zögernd.

Doch die Mutter sah die Freundin ihrer Tochter unfreundlich an und sagte:

„Ihr habt ja meine Tochter so lange gehabt, als noch ein Funke von Leben in ihr war. Darum könntet ihr sie wenigstens jetzt, wo es zum Sterben geht, mir überlassen."

Damit war die Sache entschieden, und Schwester Maria nahm ihren vorigen Platz am Fußende des Bettes wieder ein. Die Hauptmännin ließ sich wieder auf dem kleinen Stuhl nieder, schloß die Augen und versank in ein leise gemurmeltes Gebet. Ab und zu drang ein etwas lauteres Wort an das Ohr der andern, und sie verstanden, daß die Hauptmännin Gott bat, die Seele der jungen Schwester in Frieden von dieser Welt abscheiden zu lassen, ohne daß sie noch von den Pflichten und Sorgen, die der Welt der Prüfungen angehörten, gequält würde.

Als die Heilsarmeeoffizierin so im Gebet versunken dasaß, wurde sie plötzlich aus ihrer Andacht gerissen, weil ihr die junge Heilsarmeeschwester die Hand auf die Schulter legte.

Sie schaute hastig auf und sah, daß die Kranke noch einmal zum Bewußtsein gekommen war. Aber jetzt sah sie nicht mehr so freundlich und demütig aus wie zuvor. Etwas drohend Düsteres lag auf ihrer Stirne.

Die junge Schwester beugte sich rasch über die Sterbende und hörte nun ganz deutlich die vorwurfsvolle Frage:

„Schwester Maria, warum hast du David Holm nicht holen lassen?"

Höchst wahrscheinlich war die Freundin auf dem Punkt, Einwendungen zu machen, aber in den Augen der Kranken stand ein Ausdruck, der sie zum Schweigen zwang.

„Ich werde ihn zu Schwester Edith holen," sagte sie dann, und sich wie entschuldigend an die Mutter wendend, fuhr sie fort: „Ich habe Edith nie etwas abschlagen können, wenn sie mit einer Bitte zu mir kam, und ich kann es auch heute nicht."

Da schloß die Kranke die Augen mit einem Seufzer der Erleichterung, und die junge Heilsarmeeschwester verließ die kleine Kammer, in der nun dieselbe Stille herrschte wie zuvor. Die Heilsarmeehauptmännin verharrte angsterfüllt in stillem Gebet. Die Brust der Sterbenden arbeitete immer härter, und die Mutter rückte näher an das Bett heran, wie um einen Versuch zu machen, ihr armes Kind vor Qualen und dem Tod zu beschützen.

Nach einer kleinen Weile schaute die Kranke wieder auf. Ihr Gesicht trug noch immer denselben ungeduldigen Ausdruck; aber als sie den Platz, wo die Freundin gestanden hatte, leer sah und also begriff, daß ihr Wunsch auf dem Wege der Erfüllung war, brach sich in ihren Zügen ein weicherer Ausdruck Bahn. Sie machte keinen Versuch mehr zu sprechen und versank auch nicht wieder in die frühere Bewußtlosigkeit, sondern hielt sich wachend.

Jetzt hörte man die äußere Tür gehen, und da richtete sich die Sterbende beinahe aufrecht im Bett auf. Gleich darauf erschien Schwester Maria an der Tür, an der sie aber nur einen ganz kleinen Spalt öffnete.

„Ich wage nicht hereinzukommen, denn ich bin zu kalt," sagte sie. „Würden Sie nicht so gut sein, einen Augenblick zu mir herauszukommen, Hauptmännin Andersson?"

Sie sah wohl, wie erwartungsvoll die Augen der Kranken auf sie gerichtet waren, und so fügte sie noch hinzu:

„Ich hab' ihn nicht finden können, bin aber mit Gustavsson und ein paar anderen von den unsrigen zusammengetroffen, und sie haben mir versprochen, ihn herbeizuschaffen. Wenn es überhaupt möglich ist, so bringt ihn Gustavsson zu dir, Schwester Edith."

Sie hatte kaum ausgesprochen, als die Sterbende schon wieder die Augen schloß und wieder in den hellseherischen Zustand versank, in dem sie schon den ganzen Tag befangen gewesen war.

„Sie sieht ihn ganz gut," sagte die Heilsarmeeschwester, und ihre Stimme hatte einen etwas entrüsteten Klang; aber sie faßte sich rasch und fuhr fort: „Halleluja, es ist kein Unglück, wenn das geschieht, was Gottes Wille bestimmt hat."

Damit zog sie sich leise ins äußere Zimmer zurück, und die Hauptmännin folgte ihr dahin.

Da draußen stand eine Frau, die kaum dreißig Jahre alt sein mochte, aber ein so graues und gramdurchfurchtes Gesicht, so dünnes Haar und eine so abgemagerte Gestalt hatte, daß sie viel älter und gebrochener aussah als manche hochbetagte Greisin. Überdies war sie äußerst ärmlich gekleidet, und es sah fast aus, als hätte sie sich in ihre jämmerlichsten Lumpen gehüllt, weil sie die Absicht gehabt hatte, zu betteln.

Als die Heilsarmeehauptmännin diese Frau betrachtete, stieg plötzlich ein heftiges Angstgefühl in ihr auf. Nicht die Lumpen, in die das Weib gehüllt war, und nicht die vorzeitig gealterte Gestalt waren das schlimmste an der ganzen Erscheinung, sondern die starre Teilnahmlosigkeit ihrer Gesichtszüge. Diese Frau war allerdings ein Mensch, der sich bewegte, der ging und stand, aber sie schien durchaus keine Kenntnis davon zu haben, wo sie sich befand. Sie hatte offenbar so entsetzlich gelitten, daß ihre Seele jetzt vor eine Art Wendepunkt stand; im nächsten Augenblick schon konnte der Wahnsinn ausbrechen.

„Dies ist David Holms Frau," sagte die junge Heilsarmeeschwester. „Ich habe sie in diesem Zustand in ihrer Wohnung gefunden, als ich den Mann holen wollte; da wagte ich nicht, sie allein zu lassen, und so nahm ich sie mit hierher."

„Ist das David Holms Frau?" rief die Heilsarmee=

hauptmännin. „Ich muß sie bestimmt früher schon gesehen haben, kann mich aber nicht erinnern, wo. Was mag ihr denn geschehen sein?"

„O, man sieht wohl, was ihr geschehen ist," erwiderte Schwester Maria heftig, wie von übermächtigem Zorn erfaßt. „Der Mann quält sie einfach zu Tode."

Die Heilsarmeehauptmännin betrachtete die Frau immer wieder prüfend: Die Augen der Unglücklichen standen weit offen, und die Pupillen starrten fortgesetzt geradeaus ins Leere. Sie hielt die Hände zusammengepreßt, einige ihrer Finger drehten sich unaufhörlich umeinander, und ab und zu drang ein schwaches zitterndes Stöhnen über ihre Lippen.

„Was hat er ihr getan?" fragte die Hauptmännin.

„Ich weiß es nicht," antwortete die junge Schwester. „Als ich kam, saß sie auf einem Stuhl und stöhnte gerade wie jetzt. Die Kinder waren nicht daheim, und so konnte ich niemand fragen. Ach, du lieber Gott, daß dies auch gerade heute kommen muß! Wie soll ich jetzt für sie sorgen, wenn ich doch an nichts anderes denken kann als an Schwester Edith."

„Er hat sie wohl geschlagen?" fragte die Hauptmännin.

„Ach, es muß etwas viel Schlimmeres gewesen sein. Ich habe oft solche gesehen, die geschlagen worden waren, aber so sahen sie nicht aus. Nein, nein, es muß etwas viel Schlimmeres gewesen sein," wiederholte sie mit zunehmendem Entsetzen. „Wir haben ja auf Schwester Ediths Gesicht gesehen, daß etwas Furchtbares geschehen ist."

„Allerdings," stimmte jetzt auch die Hauptmännin bei. „Nun können wir auch verstehen, daß sie das gesehen hat. Und Gott sei Dank, daß Schwester Edith es gesehen hat, dadurch bist du, Schwester Maria, noch hingekommen, ehe es zu spät war. Ja, Gott sei Lob und Dank! Es ist sicher seine Absicht, daß wir ihren Verstand vor dem Untergang bewahren sollen."

„Aber was soll ich denn mit ihr anfangen?" fragte Schwester Maria. „Sie folgt mir wohl, wenn ich sie bei der Hand nehme, aber sie hört nicht, was ich sage. Die Seele ist entflohen, wie sollen wir sie wieder ein=

fangen? Ich habe keine Macht über sie. Vielleicht gelingt es Ihnen besser, Hauptmännin Andersson."

Die hochgewachsene Hauptmännin nahm das arme Weib bei der Hand und redete mit ihr; sie versuchte es mit freundlichen und versuchte es mit strengen Worten, aber auf dem Gesicht der Ärmsten zeigte sich keine Spur von Bewußtsein.

Mitten unter diesen fruchtlosen Bemühungen steckte die Mutter der Kranken den Kopf durch die Tür und sagte:

„Edith wird unruhig; es wäre gut, wenn Sie wieder hereinkämen."

Die beiden Heilsarmeeschwestern eilten zurück in die kleine Kammer, wo sich die Kranke jetzt unruhig in ihrem Bett hin und her warf. Aber ihre Aufregung schien viel eher von einer seelischen Anfechtung als von körperlichen Leiden herzukommen. Sie wurde auch sofort ruhiger, als sie ihre beiden Freundinnen auf den gewohnten Plätzen sah, und ihre Augen schlossen sich aufs neue.

Die Hauptmännin machte Schwester Maria ein Zeichen, bei der Kranken zu bleiben, sie selbst aber stand leise auf, um sich wieder hinauszuschleichen. In demselben Augenblick öffnete sich indes die Tür, und David Holms Frau trat ein.

Sie näherte sich dem Bett der Kranken und blieb da mit ausdrucklosen starren Augen stehen, sie schauderte und stöhnte noch immer wie zuvor und verdrehte ihre harten Finger, daß sie in den Gelenken knackten. Eine gute Weile war nicht zu merken, ob sie wußte, was sie vor sich sah, aber ganz allmählich milderte sich die Starrheit ihres Blicks. Sie beugte sich vor und neigte ihr Gesicht immer tiefer über die Sterbende.

Dann aber bemächtigte sich etwas Drohendes, Unheimliches der Frau. Ihre Finger öffneten sich und krallten sich wieder zusammen, und die beiden Heilsarmeeschwestern sprangen voller Angst, sie würde sich auf die Sterbende stürzen, rasch auf.

Nun schlug die junge sterbende Schwester die Augen auf, und ihr Blick fiel auf die fürchterliche, halb wahnsinnige über sie gebeugte Gestalt. Da richtete sie sich im Bett auf, umschlang sie mit beiden Armen, zog sie mit

der ganzen Kraft, deren sie noch fähig war, zu sich herab herab und küßte sie, küßte sie auf Stirne, Wangen und Mund, während sie dabei flüsternd hervorbrachte:

„Ach, arme Frau Holm! Arme, arme Frau Holm!"

Die arme vom Unglück geschlagene Frau schien zuerst zurückweichen zu wollen, aber dann lief ein Zittern durch ihren Körper. Sie brach in heftiges Schluchzen aus und sank, den Kopf noch immer dicht an der Wange der Sterbenden, neben dem Bett in die Knie.

„Sie weint, Schwester Maria, sie weint!" flüsterte bewegt die Hauptmännin. „Sie wird nicht wahnsinnig."

Schwester Maria preßte die Hand fest um das mit Tränen getränkte Taschentuch und erwiderte mit einer verzweiflungsvollen Anstrengung, ihre Stimme fest zu machen:

„Sie allein kann so etwas tun, Hauptmännin Andersson. Ach, was wird aus uns werden, wenn sie nicht mehr da ist!"

Im nächsten Augenblick fingen die beiden einen flehenden Blick von der Mutter der Kranken auf und verstanden ihn.

„Ja gewiß, wir müssen sie fortschaffen," sagte die Hauptmännin. „Und es wäre wohl auch nicht gut, wenn sie der Mann hier anträfe, falls er noch kommen sollte. Nein, nein, Schwester Maria," fuhr sie fort, als die junge Heilsarmeeschwester gleich das Zimmer verlassen wollte, „bleibe du hier bei deiner Freundin, ich werde für sie sorgen."

2

An demselben Silvesterabend, aber so spät, daß es finstere Nacht ist, sitzen drei Männer in der kleinen Anlage, die die Stadtkirche umgibt, und trinken eifrig Bier und Branntwein.

Die drei haben sich unter einer Lindengruppe, deren schwarzes Geäste vor Feuchtigkeit glänzt, auf einem verdorrten Rasenplatz niedergelassen. Zuvor haben sie in einem Bierkeller gesessen; aber da dieser zur Polizeistunde geschlossen worden ist, machen sie nun im Freien fort.

Sie wissen recht wohl, daß es Silvesterabend ist, und gerade deshalb haben sie sich hierher in die Kirchenanlagen begeben. Sie wollen nämlich der Kirchturmuhr so nahe sein, daß sie es ganz sicher hören, wenn es Zeit ist, Prosit Neujahr zu rufen und darauf anzustoßen.

Die drei Zechbrüder sitzen da nicht im Dunkeln, sondern sind von dem Schein, den die hohen elektrischen Lampen der anstoßenden Straßen auf die Kirchenanlage werfen, ziemlich hell beleuchtet. Zwei von ihnen sind von kleiner Gestalt, alt und abgelebt, ein paar unglückliche Landstreicher, die sich in die Stadt geschlichen haben, um ihre erbettelten Kupfermünzen zu vertrinken. Der dritte ist ein Mann im Anfang der Dreißiger. Auch er ist wie die andern sehr unordentlich gekleidet, aber groß und gut gewachsen und scheint noch im Besitze seiner vollen ungebrochenen Kraft zu sein.

Sie haben Angst hier, von einem Schutzmann entdeckt und fortgejagt zu werden, und um sich recht leise, ja fast flüsternd unterhalten zu können, sitzen sie ganz nahe beieinander. Der jüngere von ihnen führt das Wort, und die beiden andern hören ihm so aufmerksam zu, daß sie die Flaschen schon eine gute Weile ganz unberührt neben sich liegen lassen haben.

„Ich habe einmal einen Kameraden gehabt," sagt der Sprecher, und seine Stimme hat dabei einen ernsten, fast geheimnisvollen Klang, während ein arglistiger Funke in seinen Augen aufleuchtet, „der am Silvesterabend immer wie umgewandelt war. Nicht etwa, daß er an diesem Tag große Berechnungen angestellt hätte und etwa von dem Jahresverdienst unbefriedigt gewesen wäre; o nein, sondern weil er gehört hatte, daß einem an diesem Tag etwas Fürchterliches und Unheimliches widerfahren könnte. Ich versichere euch, ihr Herren, daß er sich an dem Tag vom Morgen bis Abend ganz still und ängstlich verhielt und von einem Schnaps nicht einmal etwas hören, geschweige denn einen trinken wollte. Sonst war er gar kein Spielverderber, aber es wäre vollständig unmöglich gewesen, ihn an einem Neujahrsabend zu so einem kleinen Spaß wie diesem hier verleiten zu wollen, gerade wie es für euch, ihr Herren, eine Unmöglichkeit wäre, mit dem Landeshauptmann Schmollis zu trinken.

Ja so, meine Herren, ihr fragt, wovor er sich denn gefürchtet habe? Ja, das war nicht so leicht aus ihm herauszubringen, aber einmal hat er sich doch verschnappt. Aber ihr möchtet es wohl heute lieber nicht hören, wie? Es ist ein wenig gruselig in so einer Kirchenanlage, die einstens sicher ein Kirchhof gewesen ist, oder meint ihr etwa nicht?"

Die beiden Landstreicher erklären natürlich sofort, daß sie von Gespensterfurcht nichts wüßten, und so fährt der dritte fort:

„Er, von dem ich spreche, stammte von besseren Leuten ab. Er hatte einstens auf der Universität zu Upsala studiert, so daß er ein bißchen mehr wußte als wir. Und seht nun, ihr Herren, am Neujahrsabend hielt er sich vollständig nüchtern, nur damit er nicht zufällig in eine Schlägerei verwickelt werden oder ihm sonst ein Unglück zustoßen sollte, das ihm an diesem Tag das Leben kosten könnte. An jedem andern Tag wäre ihm das ziemlich einerlei gewesen; aber an einem Neujahrsabend durfte ihm nichts Tödliches zustoßen, denn er glaubte, daß er sonst gezwungen wäre, den Totenkarren zu fahren."

„Den Totenkarren?" wiederholen die beiden Zuhörer zugleich in fragendem Tone.

Der große Mann macht sich ein Vergnügen daraus, die Neugier seiner Gefährten aufzustacheln, indem er noch einmal fragt, ob sie denn auch wirklich in Anbetracht des Platzes, wo sie säßen, die Geschichte hören wollten; aber sie verlangten eifrig die Fortsetzung, und so nimmt der andere wieder das Wort.

„Nun also, dieser mein Kamerad behauptete ganz fest, es gäbe einen alten, alten Karren von der Art, wie ihn die Bauern gebrauchen, wenn sie ihre Waren auf den Markt fahren, er sei aber in so trostlosem Zustande, daß er sich eigentlich auf einer Landstraße gar nicht sehen lassen dürfte. Erstens sei er von Lehm und Straßenstaub so überzogen, daß man kaum noch sehen könne, aus welchem Material er gemacht sei. Dann seien die Räderachsen gebrochen, die Radkränze säßen so lose, daß sie klapperten, die Räder seien seit Ewigkeit nicht geschmiert worden und knirschten und ächzten, daß es einen verrückt machen könnte. Der Karrenboden sei verfault und

der Polstersitz zerlumpt und die halbe Einfassung um den Wagensitz sei weggerissen. Zu dem Karren gehöre ein alter, alter Gaul, eine einäugige Schindmähre, die so mager sei, daß das Rückgrat wie ein Sägeblatt unter der Haut aufrage und man alle ihre Rippen zählen könne. Sie sei steifbeinig und faul und störrisch und bewege sich nicht rascher als ein Kind, das auf dem Boden kriecht. Und zu dem Gaul gehöre ein Geschirr, das ganz abgeschabt und zerfressen sei und alle seine Schnallen und Haken verloren habe, so daß die Riemen jetzt nur noch mit alten Schnüren und Birkenweiden zusammengebunden seien. Nicht ein einziger silberner oder messingener Beschlag sei noch daran, nur noch ein paar spärliche, schmutzige Garntroddeln, die mehr zur Unzier als zur Zier dienten. Und die Leitseile paßten genau zum Geschirr, denn sie bestünden aus lauter Knoten, einer am andern, und seien so oft wieder zusammengeknüpft worden, daß nun niemand mehr etwas daran ausbessern könnte."

Hier schweigt der Erzähler und streckt die Hand nach der Flasche aus, vielleicht hauptsächlich um den Zuhörern Zeit zu lassen, sich so recht klar zu machen, was sie gehört haben.

Dann nimmt er wieder das Wort und sagt:

„Nun, ihr Herren, das klänge vielleicht nicht so gar merkwürdig; aber sehet, die Sache ist die, daß zu diesem Geschirr und den lumpigen Zügeln auch ein Fuhrmann gehört, der gebückt und jammervoll auf dem wackeligen Brett sitzt und den alten Gaul lenkt. Er hat blauschwarze Lippen und fahle Wangen, und die Augen sind dunkel und wie ein zerbrochener Spiegel. Er trägt einen langen, schwarzen, verfleckten Mantel mit einer großen Kapuze, die er tief ins Gesicht hereingezogen hat, und in der Hand hält er eine rostige schartige Sense an einem langen Stiel. Und seht, ihr Herren, der Mann, der da auf dem Karren sitzt und den Gaul an den zerlumpten Zügeln lenkt, ist kein gewöhnlicher Fuhrmann, sondern steht im Dienst eines gestrengen Herrn, der der Tod genannt wird. Tag und Nacht muß dieser Fuhrmann die Aufträge seines Herrn ausrichten. Versteht ihr wohl, ihr Herren, sobald es bei jemand ans Sterben geht, muß er zur Stelle sein, und dann kommt er auch mit seinem knirschenden alten

Karren dahergerasselt, so rasch, wie der lahme Gaul den Karren nur zu ziehen vermag."

Wieder macht der Erzähler eine Pause und versucht, die Gesichter seiner Kameraden zu unterscheiden, und als er merkt, daß sie ganz so aufmerksam sind, wie er überhaupt verlangen kann, fährt er fort:

„Ihr habt doch gewiß schon irgendein Bild gesehen, das den Tod vorstellen soll, und da habt ihr wohl gemerkt, daß er meistens zu Fuß geht. Aber dieser hier auf dem Karren ist auch nicht der Tod selbst, sondern nur sein Fuhrknecht. Seht, man könnte sich ja denken, daß so ein hoher Herr vielleicht nur die vornehmste Ernte bergen wollte, und für die kleinen erbärmlichen Gräser und Kräuter, die am Wegrand stehen, für die muß dann der Fuhrknecht sorgen. Aber nun, ihr Herren, nun gebt wohl acht, denn jetzt kommt das Allermerkwürdigste an der ganzen Geschichte. Ja, es scheint sich nämlich so zu verhalten, daß bei diesem Geschäft zwar immer derselbe Karren von demselben Gaul gezogen wird, der Fuhrknecht dagegen nicht immer derselbe bleibt. Der letzte Mensch, der in dem laufenden Jahre stirbt, also der Mensch, der in dem Augenblick den Geist aufgibt, wo die Glocke in der Neujahrsnacht die Mitternacht verkündigt, ist zum voraus dazu bestimmt, der Fuhrknecht des Todes zu werden. Sein Leichnam wird zwar begraben, wie der aller anderen Toten auch, aber sein Geist muß den Mantel anziehen und ein ganzes Jahr lang mit der Sense von Haus zu Haus fahren, wo immer ein Toter liegt, bis er in der nächsten Neujahrsnacht endlich abgelöst wird."

Der Erzähler schweigt und betrachtet die beiden andern mit einem boshaft erwartungsvollen Blick. Er sieht, daß sie die Augen nach oben gerichtet haben und sich vergeblich bemühen, herauszubringen, welche Zeit die Zeiger der Turmuhr angeben.

„Es hat eben erst drei Viertel auf zwölf geschlagen," klärt er die Gefährten auf. „Ihr braucht euch also nicht die geringste Sorge zu machen, daß der gefährliche Augenblick schon herangekommen sei. Aber jetzt versteht ihr doch vielleicht, warum mein Kamerad so große Angst hatte. Ja, vor nichts weiter fürchtete er sich, als eben

davor, der Tod könnte ihn möglicherweise in dem Augenblick überraschen, wo die Glocke in der Neujahrsnacht zwölf Uhr schlüge, und daß er dann gezwungen wäre, so dessen Fuhrknecht zu werden. Ich glaube, daß er sich am letzten Tage des Jahres immerfort einbildete, er höre das Rasseln und Knirschen des Totenkarrens. Und wißt ihr wohl, ihr Herren, was das merkwürdigste war? Er scheint tatsächlich im letzten Jahre gerade in der Neujahrsnacht gestorben zu sein."

„Was, ist er wirklich gerade vor dem Anbruch des neuen Jahres gestorben?"

„Ich weiß nichts weiter, als daß er in der Neujahrsnacht starb; aber bei welchem Glockenschlage, ist mir nicht bekannt. Nun, ich hätte ihm eigentlich prophezeien können, daß er gerade an diesem Tag ins Gras beißen müßte; er hat ja doch nichts anderes getan, als auf den Tod gewartet. Wenn ihr Herren euch so etwas fest einbilden würdet, ginge es euch genau so."

Die beiden andern Männer haben, während der Dritte erzählte, wie auf gemeinsame Verabredung rasch den Hals ihrer Flasche umfaßt und trinken nun einen langen Schluck. Darauf stehen sie langsam und schwerfällig auf.

„Ach, die Herren werden doch nicht aufbrechen wollen, ehe es Mitternacht geschlagen hat," sagt der Große, der die Geschichte erzählt hat, als er merkt, daß es ihm gelungen ist, den beiden andern einen Schrecken einzujagen. „Ihr werdet doch einem solchen alten Ammenmärchen kein Gewicht beilegen, nein, das ist doch wohl nicht möglich! Mein Kamerad war auch viel schwächer als ihr, nicht von dem alten urgesunden schwedischen Schlag wie wir. Kommt, nun trinken wir einen tüchtigen Schluck, und dann setzen wir uns wieder!" —

„Es ist nur gut, daß man uns hier ungestört sitzen läßt," fährt er fort, nachdem er die andern wieder neben sich auf dem Rasen hat. „Dies ist heute den lieben langen Tag hindurch der erste Ort, wo man mich in Ruhe läßt. Denn wo ich mich heute sehen ließ, bin ich immerfort von Heilsarmeesoldatinnen überfallen worden, die mich zu Schwester Edith, die im Sterben zu liegen scheint, mitnehmen wollten. Aber ich hab' mich dafür bedankt; das

fehlte gerade noch, man setzt sich doch nicht freiwillig einer so widerlichen Predigt aus."

Als die beiden kleineren Männer den Namen der Schwester Edith hören, fahren sie, trotzdem ihr Gehirn von dem fortgesetzten Trinken umnebelt ist, heftig zusammen und fragen, ob es die Rettungsschwester sei, die der Rettungsstation vorstehe.

„Jawohl, die ist es," antwortete der jüngere Mann. „Während dieses ganzen Jahres hat sie mich mit ihrer besonderen Aufmerksamkeit ausgezeichnet, und ich hoffe, sie gehört nicht zu den näheren Bekannten von euch, ihr Herren, damit ihr nicht zu sehr um sie trauern müßt."

In den Herzen der beiden Landstreicher mußte indes irgendeine Erinnerung an eine von Schwester Edith empfangene Wohltat lebendig sein, denn beide erklären mit größter Bestimmtheit und Übereinstimmung, wenn Schwester Edith nach jemand verlange, so müßte er sich, wer er auch immer sei, unverzüglich zu ihr begeben.

„So das ist eure Meinung, ihr Herren?" versetzt der Dritte. „Nun, ich würde auch gleich hingehen, wenn ihr mir ungefähr sagen wolltet, welche Freude Schwester Edith an einem Zusammensein mit mir haben könnte."

Keiner von den beiden Landstreichern läßt sich auf die Beantwortung dieser Frage ein, aber beide versuchen ihn zu überreden, jetzt noch zu Schwester Edith zu gehen. Und als er sich fortgesetzt weigert, geraten sie in heftigen Zorn und erklären, wenn er nicht gutwillig gehe, werden sie ihn mit Gewalt hinschleppen.

Sie stehen auch gleich auf und krempeln ihre Rockärmel zurück, um zum Angriff überzugehen.

Ihr Widersacher, der wohl weiß, daß er der größte und stärkste Mann in der ganzen Stadt ist, wird plötzlich von Mitleid mit den beiden schwächlichen Tröpfen erfaßt.

„Wenn die Herren es denn durchaus nicht anders haben wollen, so bin ich selbstverständlich sofort bereit," sagt er. „Aber ich muß gestehen, meiner Ansicht nach sollten wir uns lieber gütlich vertragen, besonders in dem Gedanken an das, was ich eben erzählt habe."

Die beiden betrunkenen Männer wissen wohl kaum noch, was sie in Zorn versetzt hat; aber jetzt ist ihre Streitsucht geweckt, und sie gehen mit geballten Fäusten auf den

Dritten los. Dieser ist sich aber seiner Überlegenheit so bewußt, daß er es nicht einmal der Mühe wert findet, aufzustehen, sondern ruhig sitzen bleibt. Er streckt nur die Arme aus und schleudert seine Angreifer wie ein paar junge Hunde nach rechts und links weg. Aber wie junge Hunde kommen sie auch gleich wieder heran, und dabei gelingt es dem einen, dem großen starken Mann einen heftigen Stoß auf die Brust zu versetzen. Im nächsten Augenblick fühlt dieser, daß ihm etwas Warmes die Kehle heraufsteigt und den Mund füllt. Und da er weiß, wie angegriffen sein einer Lungenflügel ist, ahnt er, daß dies der Anfang eines Blutsturzes ist. Er gibt den Kampf auf und wirft sich auf den Boden zurück, während ihm ein breiter Blutstrom über die Lippen quillt.

Dies ist ja an und für sich schon ein schwerer Unfall, aber das schlimmste und verhängnisvollste dabei ist, daß die Kameraden, die, als ihnen das warme Blut auf die Hände spritzt und sie den Mann zurücksinken sehen, meinen, sie hätten ihn ermordet, sinnlos und in wilder Flucht davonjagen und den Verletzten ganz allein zurücklassen. Der Blutsturz läßt freilich allmählich nach, aber sobald der Mann den allergeringsten Versuch macht, sich aufzurichten, quillt das Blut von neuem hervor.

Es ist keine besonders kalte Nacht; aber als der Mann so auf der Erde ausgestreckt liegt, empfindet er die Feuchtigkeit und Kälte höchst unangenehm, und nach und nach drängt sich ihm die Überzeugung auf, daß er zugrunde gehen muß, wenn ihm nicht bald jemand zu Hilfe kommt und ihn unter Dach und Fach schafft. Er liegt hier so gut wie mitten in der Stadt, und da es Neujahrsnacht ist, sind auch noch eine Menge Menschen unterwegs; er hört sie auf den Straßen hin und her gehen und um den Kirchenplatz herumwandern, aber niemand kommt in die Anlagen herein. Ja, die Menschen sind gar nicht weit weg, er kann ganz deutlich ihre Stimmen hören, und er denkt, es sei doch recht hart, daß er hier aus Mangel an Hilfe, die doch so ganz in der Nähe ist, zugrunde gehen müsse.

Wieder wartet er eine Weile, ob vielleicht jemand kommt. Die Kälte plagt ihn immer mehr; aber er kann sich nicht allein aufrichten, das merkt er wohl, und so be=

schließt er, wenigstens einen Versuch zu machen, jemand herbeizurufen.

Aber auch diesmal hat er kein Glück, denn gerade als er einen Notschrei ausstößt, fängt die Glocke im Turme über ihm an, zwölf Uhr zu schlagen. Die menschliche Stimme wird von dem starken Erzklang vollkommen übertönt, kein Mensch gibt auf sie acht. Der Kranke kann auch keinen zweiten Versuch machen, denn nach der Anstrengung fließt das Blut von neuem, und zwar diesmal so heftig, daß er kaum noch den Gedanken fassen kann, auf diese Weise verliere er alles Blut aus seinem Körper bis auf den letzten Tropfen, als es auch schon geschehen zu sein scheint.

Wie, werd' ich am Ende sterben, während die Glocke da droben Mitternacht schlägt? denkt er. Das ist doch wohl nicht möglich! — Aber zugleich hat er das Gefühl, als verlösche er wie ein ausgebranntes Licht. Und in demselben Augenblick, wo der letzte dröhnende Glockenschlag verhallt und den Anbruch des neuen Jahres verkündigt, versinkt der Mann in Finsternis und Bewußtlosigkeit.

3

Gleich nachdem die Turmuhr zwölf weithin hallende Schläge dröhnend über die Landschaft hingeschickt hat, dringt ein kurzes scharfes Ächzen und Knirschen durch die Luft.

Nach wenigen Augenblicken ertönt es aufs neue, und dann wiederholt es sich unaufhörlich in ganz kurzen Zwischenräumen von nur wenigen Augenblicken, gerade wie wenn es von einem ungeschmierten Wagenrad herkäme; aber es ist ein noch viel schärferer, widerwärtigerer Laut, als ihn ein noch so elendes Fuhrwerk hervorzubringen imstande wäre. Und mit diesem Laut dringt Angst herbei; er erweckt Angst vor allem, was man sich von Schmerz und Qual nur ausdenken kann.

Es ist ein Glück, daß das Geräusch für die meisten von denen, die hergekommen sind, den Jahreswechsel an der Kirche zu erwarten, unhörbar ist. Wenn es vernehmlich

wäre, würden alle frohen jungen Leute, die die ganze Nacht auf den Straßen um den Platz und die Kirchenanlagen herumgewandert sind und sich nun lustig Prosit Neujahr zurufen, ihre Glückwünsche in Jammern und Klagen verwandelt haben über all das Schlimme, das sie selbst und ihre Freunde erwarte. Wenn das Geräusch vernehmlich gewesen wäre, würde die kleine Gemeinde in dem Vereinshause, die eben jetzt das Neujahrslied anstimmte, um Gott im Himmel Lob und Dank darzubringen, gemeint haben, es mischten sich höhnisches Pfeifen und Zischen gefallener Geister in den heiligen Gesang. Wenn das Geräusch vernehmlich gewesen wäre, würde der Redner, der mit dem Champagnerglas in der Hand in einer frohen Gesellschaft eben seine Glückwünsche zum Neuen Jahr ausbrachte, verstummt sein, weil er ein widerwärtiges Rabengekrächze zu hören vermeinte, das ihm für alles, was er hoffte und wollte, Mißerfolg und Unglück anzukündigen schien. Ja, wenn das Geräusch vernehmlich gewesen wäre, würden die Herzen aller derer, die in dieser Nacht in ihren stillen Heimstätten wachten und sich Rechenschaft über ihr Tun und Lassen im vergangenen Jahr ablegten, im Bewußtsein ihres Unvermögens und ihrer Schwachheit von Verzweiflung zerrissen worden sein!

Es ist ein Glück, daß das Geräusch nur für einen einzigen Menschen vernehmlich ist, und daß dieser eine Mensch zu denen gehört, die es recht wohl nötig haben, in Angst, Gewissensqual und Selbstverachtung gestürzt zu werden, wenn es überhaupt noch möglich ist.

4

Der Mann, der den schweren Blutsturz gehabt hat, liegt noch auf dem Boden und gibt sich alle Mühe, wieder zum Bewußtsein zu kommen. Es ist ihm, als wecke ihn etwas, als fliege ein Vogel, oder was es sonst sein mag, mit lautem Geschrei über seinen Kopf hin. Aber es ist ihn eine schöne, angenehme Ruhe überkommen, aus der er sich nicht losreißen kann.

Gleich darauf ist er überzeugt, daß das Geräusch nicht

von einem Vogelschrei herrühren kann, sondern daß es der Totenkarren ist, dessen Geschichte er den beiden Landstreichern erzählt hat; dieser fährt jetzt durch die Kirchenanlagen und knirscht und rasselt so schrecklich, daß der Mann nicht schlafen kann. Aber halb unbewußt weist er, während er ruhig auf dem Boden liegt, den Gedanken, es könnte der Totenkarren sein, doch von sich. So etwas bildet er sich ja nur ein, weil er erst vorhin an ihn gedacht hatte.

Er versinkt von neuem in eine Art Schlummerzustand, aber das hartnäckige Knirschen dringt wieder schneidend durch die Luft und läßt ihm keine Ruhe. Jetzt wird ihm auch plötzlich klar, daß das, was er hört, von einem wirklichen Gefährt herrührt. Nein, das ist keine Einbildung, es ist volle Wirklichkeit, und so kann er nicht hoffen, daß es bald aufhören werde.

Und da wird ihm etwas klar; es hilft alles nichts, er muß sich entschließen, aufzuwachen.

Er merkt sofort, daß er noch immer auf demselben Rasenplatz liegt wie zuvor und ihm also niemand zu Hilfe gekommen ist. Alles scheint noch unverändert zu sein, nur wiederholt dringt ein ächzender, knirschender Ton durch die Luft. Der Ton scheint aus weiter Ferne zu kommen, ist aber überaus langgezogen und dringt ihm schneidend scharf in die Ohren, und er weiß nun auch genau, daß dieser Laut es ist, der ihn geweckt hat.

Er fragt sich, ob er wohl lange bewußtlos dagelegen habe, was ihm aber nicht wahrscheinlich vorkommt. Er hört, wie sich die Leute, die in nächster Nähe umherwandern, Prosit Neujahr zurufen, und schließt daraus, daß es noch nicht lange nach Mitternacht sein kann.

Der ächzende, knirschende Ton dringt einmal ums andere an sein Ohr, und da der Mann von jeher sehr empfindlich gegen gellende, kreischende Töne gewesen ist, denkt er, es wäre gut, wenn er einen Versuch zum Aufstehen machen und fortgehen würde, damit er dieses Unwesen nicht mehr hören müßte. Ja, einen Versuch könnte er doch wenigstens machen, jetzt beim Aufwachen fühlt er sich wieder ganz wohl. Er hat nicht mehr das Gefühl, als habe er eine offene, klaffende Wunde in der Brust. Es friert ihn nicht mehr, und er fühlt sich

auch nicht mehr matt, fühlt überhaupt seinen Körper gar nicht, sondern es ist ihm ganz so zumut, wie es zu sein pflegt, wenn man vollkommen gesund ist.

Er liegt noch immer auf der Seite, wie er sich hingeworfen hat, als der Blutsturz anfing, und nun will er sich zuerst auf den Rücken legen und versuchen, was sein gebrechlicher Körper aushalten kann.

‚Jetzt richte ich mich vorsichtig auf den Ellbogen auf, drehe mich um und lasse mich wieder zurücksinken,‘ denkt er.

Der Mann ist, wie alle andern Menschen auch, gewohnt, sobald der Gedanke sagt: „Nun tue ich dies oder das,“ es auch in demselben Augenblick bewerkstelligt zu haben. Aber diesmal widerfährt ihm etwas Seltsames: sein Körper bleibt ganz ruhig liegen, ohne die vorgeschriebenen Bewegungen auszuführen; vollkommen unbeweglich liegt er da.

‚Wäre es denn möglich, daß ich sehr lange dagelegen habe und nun zu Eis erstarrt bin?‘ denkt der Mann.

Aber wenn er so hartgefroren wäre, müßte er ja tot sein, und er lebt doch, er sieht und hört ja. Und außerdem herrscht auch gar keine eigentliche Kälte, denn von den Bäumen über ihm tropft und nieselt es ja auf ihn herunter.

Der Mann ist von dem Gedanken, was für eine seltsame Lähmung sich seiner bemächtigt habe, ganz erfüllt, und so hat er eine Weile das quälende Knirschen vergessen. Aber plötzlich hört er es aufs neue.

‚Ja, nun kannst du dir alle weitere Überlegung, wie du dieser Musik entgehen könntest, sparen, David,‘ denkt er. ‚Jetzt mußt du es eben aushalten, so gut es geht.‘

Für jemand, der sich eben noch frisch und tatkräftig und nicht ein bißchen krank gefühlt hat, ist es nicht leicht, ruhig und geduldig daliegen zu müssen, und der Mann macht unaufhörliche Versuche, wenigstens einen Finger zu bewegen oder die Augenlider zu heben. Aber das eine ist ihm ebenso unmöglich wie das andere, und er fragt sich unwillkürlich, wie er es denn früher gemacht habe, wo er den vollen Gebrauch seiner Glieder hatte. Er denkt, er müsse diese Kunst durch irgendeinen Unfall vergessen haben.

Während der ganzen Zeit kommt das Knirschen immer näher. Jetzt ist es nicht mehr weit entfernt; er hört, daß es von einem Gefährt herrührt, das ganz langsam durch die Langestraße nach dem Marktplatz fährt. Und ein elender Schinderkarren muß es sein, so viel ist sicher. Jetzt hört man nicht nur das Knirschen der ungeschmierten Räder, sondern auch das Krachen im Holz und wie das Pferd bei jedem Schritt auf dem Straßenpflaster ausgleitet. Wahrhaftig, wenn der erbärmliche Totenkarren, vor dem sein alter Kamerad so eine Heidenangst gehabt hatte, dahergefahren käme, es könnte sich nicht schlimmer anhören.

‚Du und ich, David,' denkt der Mann, ‚wir beide brauchen zwar keine besondere Sehnsucht nach der Polizei zu haben; aber wenn sie jetzt aufpassen und dem Unwesen ein Ende machen würde, so würden wir uns doch recht schön bei ihr bedanken.'

Der Mann pflegt sich mit seinem stark ausgeprägten Sinn fürs Komische zu brüsten, aber jetzt fängt er doch an zu fürchten, diese Knirschmusik im Verein mit allem andern, was ihm in dieser Nacht widerfahren ist, könnte seinem Humor den Garaus machen. Allerlei widerwärtige Überlegungen gehen ihm durch den Kopf: wenn er jetzt, wie er so daliegt, gefunden wird, könnte er für tot gehalten und lebendig eingesargt und begraben werden.

„Und dann mußt du alles, was um deinen Leichnam herum gesprochen wird, mit anhören, und das klingt vielleicht auch nicht schöner als der Spektakel, den du jetzt anhören mußt," sagt er zu sich selbst.

Höchstwahrscheinlich ist dieses Knirschen die Ursache, warum er plötzlich an Schwester Edith denken muß, zwar nicht mit Gewissensbissen, aber mit dem empörten Gefühl, daß sie auf irgendeine Weise den Sieg über ihn davongetragen habe.

Das Knirschen erfüllt die Luft, und es zerreißt ihm die Ohren; aber es erweckt in dem daliegenden Manne keine Reue über das Unrecht, das er anderen zugefügt hat, sondern nur zornige Erinnerungen an alles Böse und Widerwärtige, das ihm andere angetan haben.

Aber gerade wie er sich so recht in diese Anklagen hineingesteigert hat, bricht er jäh ab und horcht eine ganze

Minute lang angestrengt in die Nacht hinein. Das Gefährt ist zwar die Langestraße hinuntergefahren, aber nicht in den Marktplatz eingebogen. Das Pferd gleitet nicht mehr auf den runden spitzigen Pflastersteinen aus, jetzt schreitet es über einen Sandweg. Es nähert sich dem Platz, wo der Mann liegt, es ist in die Kirchhofanlagen hereingefahren.

In seiner Freude über die Möglichkeit, Hilfe zu erlangen, macht der Mann noch einen Versuch, sich aufzurichten. Aber es geht ihm dabei genau wie bei den vorhergehenden Malen. Nur allein seine Gedanken bewegen sich, der Körper nicht.

Dagegen hört er, daß das Gefährt tatsächlich näher herankommt. Das Holzwerk kracht immerfort, das Geschirr knarrt, und die ungeschmierten Räder quietschen und knirschen, und zwar so erbärmlich, daß der Mann allmählich Angst bekommt, sie könnten auseinanderfallen, ehe das Gefährt bis zu ihm gelangt wäre.

Das Gefährt bewegt sich unglaublich langsam, und der Mann, der von dem einsamen und hilflosen Daliegen gereizt und ungeduldig geworden ist, meint, es dauere noch viel länger, bis das Gefährt ihn erreicht, als es tatsächlich der Fall ist. Und er kann auch gar nicht daraus klug werden, was denn das für ein Gefährt sein kann, das mitten in der Neujahrsnacht in die Kirchenanlagen hereinfährt. Der Kutscher ist vielleicht betrunken, wenn er solche Wege einschlägt, aber dann kann er ja keine Hilfe von ihm erwarten.

‚Das Knirschen ist es, das dich so niederdrückt, David,' denkt er. ‚Das Gefährt hat gewiß nicht die andere Allee eingeschlagen, wie du dir jetzt einbildest, sondern kommt gerade auf dich zu.'

Jetzt kann das Gefährt nur noch ein paar Schritte von ihm entfernt sein, aber das entsetzliche Knirschen, das er weniger wie irgendein anderer aushalten kann, hat den Mann ganz mutlos gemacht.

‚Du hast heute Unglück, David,' denkt er. ‚Und du wirst sehen, daß hier nichts als ein neues Unglück heranrückt. Es ist gewiß eine schwere Straßenwalze, die über dich wegfährt, oder irgend etwas Ähnliches.'

Im nächsten Augenblick wird der Mann gewahr, was

es ist, auf das er so eifrig gewartet hat, und obgleich es durchaus keine Straßenwalze ist, die ihn zu zermalmen droht, verliert er bei seinem Anblick doch fast die Besinnung vor Schrecken.

Er kann seine Augen ebenso wenig bewegen wie irgendein anderes Glied seines Körpers, und deshalb sieht er nichts weiter, als was gerade vor ihm ist. Da nun das knirschende Gefährt von der Seite hergefahren kommt, taucht es erst allmählich vor seinem Sehfeld auf. Das erste, was sich dem Manne zeigt, ist ein alter Pferdekopf mit ergrautem Stirnhaar und einem erblindeten Auge, das ihm zugewendet ist. Dann erscheint die vordere Hälfte eines Pferdes, das statt des einen Beins nur noch einen kurzen Stumpf aufzuweisen hat, und das in ein mit schlechten Schnüren und Birkenweiden zusammengebundenes und mit schmutzigen Garntroddeln verziertes Geschirr gespannt ist. Dann erscheint der ganze elende Gaul und der ganze elende Karren mit der zerbrochenen Holzeinfassung und den losen, wackeligen Rädern, ein gewöhnlicher, aber so schrecklich mitgenommener Marktkarren, daß er aussieht, als könne man nichts mehr darauf laden.

Der Fuhrmann sitzt auf dem Sitzbrett, und er stimmt ganz genau mit der Beschreibung überein, die der Mann vor einer kleinen Weile selbst von ihm und seinem Gefährt und allem andern gemacht hatte. Die Zügel, an denen der Fuhrmann den Gaul leitet, sind so oft zusammengebunden, daß ein Knoten am andern sitzt, die Mantelkapuze hat er tief ins Gesicht hereingezogen, und er sitzt zusammengesunken auf dem Karren, wie von einer Müdigkeit gebeugt, von der er sich niemals genügend ausruhen darf.

Als der Mann nach dem heftigen Blutsturz in Ohnmacht sank, war es ihm, als sei seine Seele aus seinem Leibe entwichen und ausgeflackert wie eine verlöschende Flamme. Aber so ist es jetzt nicht mehr, jetzt ist ihm, als werde sie so geschüttelt und verrenkt und herumgewirbelt, daß sie nie wieder in die richtige Verfassung kommen könnte.

Man sollte nun eigentlich meinen, der Mann hätte nach allem, was der Ankunft des Gefährts vorausgegan-

18*

gen war, darauf gefaßt sein müssen, etwas Übernatürliches daherkommen zu sehen; aber wenn ihm auch so ein Gedanke aufgestiegen war, so hatte er ihm keine Bedeutung beigelegt. Und als er jetzt das vor sich sieht, von dem er als von einer alten Sage reden gehört hat, will es sich durchaus nicht mit irgendeinem seiner flüchtigen Erlebnisse in Einklang bringen lassen.

‚Dies wird dich noch verrückt machen, David,‘ denkt er mitten in seiner Verwirrung. ‚Nicht allein mein Körper ist zugrunde gerichtet, nun komme ich auch noch um meinen Verstand.‘

Was ihn in diesem Augenblick hauptsächlich beschäftigt, ist das Gesicht des Fuhrmanns. Das Pferd ist dicht vor ihm stehen geblieben, und da hat sich der Fuhrmann aufgerichtet, als erwache er aus einem Traum. Mit einer müden Bewegung hat er die Kapuze zurückgeschlagen und schaut sich nun suchend nach allen Seiten um. Dabei sieht ihm der am Boden Liegende in die Augen, und er erkennt in dem Fuhrmann einen alten Bekannten.

‚Ei, das ist ja der Georg!‘ denkt er. ‚Er ist zwar höchst seltsam ausstaffiert, aber ich erkenne ihn doch, ich erkenne ihn!‘

‚Kannst du mir sagen, David, wo er sich wohl diese ganze Zeit über aufgehalten hat?‘ fragt er im stillen weiter. ‚Ich glaube, ich bin während des ganzen letzten Jahres nicht ein einzigesmal mit ihm zusammengetroffen. Aber weißt du, David, der Georg ist ein freier Mann und nicht an Frau und Kinder gebunden. Er hat wohl eine große Reise gemacht, ja vielleicht kommt er vom Nordpol, er sieht bleich und erfroren aus.‘

Er betrachtet den Fuhrmann genau, denn in dessen Ausdruck liegt etwas, was er bisher nicht an ihm gekannt hat. Aber es muß der Georg sein, sein alter Kamerad und Saufkumpan, es ist nicht anders möglich. Er erkennt ihn an dem großen Kopf und der Adlernase, an dem mächtigen schwarzen Schnurrbart und dem spitzen Kinnbart. Wer ein Aussehen hat wie ein flotter Sergeant, ja man könnte sagen, ein Aussehen, auf das jeder General stolz sein würde, darf sich nicht der Hoffnung hingeben, von einem alten Bekannten nicht wieder erkannt zu werden.

‚Was sagst du da, David?‘ beginnt der Mann von neuem. ‚Hast du sagen hören, Georg sei im vorigen Jahr gerade in der Neujahrsnacht in einem Krankenhaus zu Stockholm gestorben? Weißt du, mir ist, als habe ich es auch gehört, aber wir beide haben uns nicht zum erstenmal getäuscht. Denn der Fuhrknecht hier ist der Georg, wie er leibt und lebt. Sieh ihn nur an, jetzt, wo er aufsteht. Ist das vielleicht nicht der Georg mit dem kleinen ärmlichen Körper, der nie mit seinem Korporalskopf übereinstimmte? Ja, was sagst du nun, David? Hast du gesehen, als er vom Karren heruntersprang, flog sein Mantel so weit auseinander, daß sein alter langer zerlumpter Rock, der ihm immer bis auf die Versen herunterhing, zum Vorschein kam? Und zugeknöpft bis zum Hals hinauf war er, David, genau wie immer, und das große rote Halstuch wedelte ihm um den Hals, aber ebenso wie früher war keine Spur von Hemd oder Weste da.‘

Der Gelähmte fühlte sich ganz aufgemuntert. Er hätte laut lachen können, wenn es ihm überhaupt möglich gewesen wäre, ein Lachen hervorzubringen.

‚Wenn wir beide, du und ich, David, einmal wieder zu Kräften kommen, wollen wir dem Georg diesen Spaß heimzahlen. Es ist ihm mit diesem Aufzug fast gelungen, mir den Verstand in die Luft zu sprengen, wie wenn er Dynamit darunter gelegt hätte. Aber es gehörte auch so ein Kerl wie der Georg dazu, um darauf zu verfallen, sich so einen Gaul und so einen Karren zu verschaffen und damit bis zur Kirche herzufahren. Nicht einmal du, David, wärst imstand gewesen, so einen schnurrigen Aufzug auszuhecken. Ja, ja, der Georg ist dir immer über gewesen.‘

Der Fuhrmann ist indessen zu dem am Boden Liegenden getreten und betrachtet ihn. Sein Gesicht ist starr und ernst. Es ist ihm durchaus nicht anzusehen, ob er weiß, wen er vor sich hat.

‚Ein paar Punkte sind doch noch da, über die ich durchaus nicht ins reine kommen kann,‘ denkt der Mann. ‚Erstens, wie der Georg herausgebracht hat, daß ich und die Kameraden uns hier auf dem Rasen niedergelassen haben, so daß er auf die Idee kam, hierher zu fahren,

um uns zu erschrecken. Zweitens, daß er sich in die Gestalt des Fuhrknechts des Todes zu verkleiden gewagt hat, vor dem er doch immer so große Angst hatte.'

Jetzt beugt sich der Fuhrmann über den Daliegenden, aber immer noch mit demselben fremden Ausdruck.

„‚Der Ärmste hier wird nicht sehr froh sein, wenn er erfährt, daß er mich ablösen muß," hört David ihn vor sich hinmurmeln.

Auf die Sense gestützt, beugt er das Gesicht immer tiefer herab, und im nächsten Augenblick erkennt er seinen Kameraden. Da bückt er sich ganz hinunter und sieht ihm in die Augen.

„Ach, ach, es ist David Holm!" ruft er aus. „Das war das einzige, von dem ich glaubte, es würde mir erspart bleiben."

* *
*

„Ach, David, daß du es bist, daß du es bist!" stöhnt er, indem er die Sense wegwirft und neben dem Daliegenden in die Knie sinkt. „Während dieses ganzen Jahres," fährt er mit großer Herzlichkeit und tiefer Betrübnis fort, „hab' ich immer gewünscht, Gelegenheit zu bekommen, dir nur ein einziges Wort zu sagen, ehe es zu spät ist. Einmal wäre es mir beinahe geglückt, aber du hast mir widerstanden, so daß ich nicht bis zu dir hingelangen konnte. Ich glaubte, ich würde es jetzt in der nächsten Stunde, gleich wenn ich von meinem Dienst abgelöst wäre, tun können, aber nun liegst du schon hier! Und jetzt komme ich zu spät, um dir zu sagen, du sollest dich in acht nehmen."

David Holm hört dies alles mit unbeschreiblichem Erstaunen.

‚Was meint er nur?' denkt er. ‚Er redet ja, wie wenn er tot wäre. Und wann soll denn das gewesen sein, wo er mir nahe war und ich ihm widerstanden hätte? Aber es ist wahr,' beruhigt er sich, ‚er muß ja so reden, wie es zu seiner Verkleidung paßt.'

Nun fängt der Fuhrmann wieder an zu sprechen, und zwar mit tief bewegter Stimme.

„Ach, David, meinst du, ich wisse nicht, wie viel Schuld ich daran trage, daß es ein solches Ende mit dir genommen hat? Wenn du mir nicht begegnet wärst, hättest du auch fernerhin ein ruhiges, rechtschaffenes Leben geführt. Du hättest dich mit deiner Frau zum Wohlstand heraufgearbeitet; nichts hätte euch daran gehindert, denn ihr waret beide junge, tüchtige Leute. Du kannst versichert sein, David, während dieses ganzen letzten endlosen Jahres ist nicht ein einziger Tag vergangen, ohne daß ich voller Angst darüber nachgedacht hätte, daß ich es war, der dich von deinem fleißigen Lebenswandel weggelockt und dich meine eigenen schlechten Gewohnheiten gelehrt hat. Ach, ach," fährt er fort, indem er dem Freunde zärtlich übers Gesicht streicht, „ich fürchte, du bist noch weiter vom Guten abgekommen, als ich tatsächlich weiß. Wie hätten sich sonst diese furchtbaren Linien um deine Augen und deinen Mund eingegraben?"

David Holms gute Laune fängt an, sich in Ungeduld zu verwandeln.

‚Laß es jetzt des Scherzes genug sein, Georg,' denkt er. ‚Geh lieber und hole jemand herbei, der dir helfen kann, mich auf den Karren zu heben, und fahr' mich so rasch du kannst nach dem Lazarett.'

„Ich nehme an, daß du weißt, was ich in diesem Jahr zu tun gehabt habe, David," sagt der Fuhrmann. „Und du weißt auch, was das für ein Karren und was es für ein Pferd ist, die mich hergebracht haben. Ich brauche dir auch nicht erst zu sagen, wer nach mir die Sense hier ergreifen und die Zügel führen soll. Aber, David, bedenke wohl und vergiß es nicht, ich bin es nicht, der dich zu diesem Schicksal bestimmt hat. Denk doch, während dieses ganzen entsetzlichen Jahres, das dich erwartet, nie und nimmer, ich hätte meinen eigenen Willen gehabt und es vermeiden können, heute nacht mit dir zusammenzutreffen. Sei überzeugt, wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich alles getan, um es dir zu ersparen, dasselbe durchmachen zu müssen wie ich."

‚Vielleicht ist Georg tatsächlich verrückt geworden,' denkt David Holm. ‚Sonst müßte er doch begreifen, daß es sich für mich um Leben und Tod handelt, und er nicht auf diese Weise saumselig sein dürfte.'

Doch in diesem Augenblick, wo David Holm also denkt, sieht ihn der Fuhrmann unsäglich wehmütig an.

„Du brauchst dich nicht aufzuregen, weil du nicht ins Lazarett gebracht wirst, David. Wenn ich zu einem Kranken gekommen bin, ist es zu spät für ärztliche Hilfe."

‚Ich glaube, heute nacht sind alle Teufel losgelassen, um ihren Spuk mit mir zu treiben,' denkt David Holm. ‚Wenn nun endlich ein Mensch daherkommt, der mir helfen könnte, dann ist er entweder verrückt oder so heimtückisch, daß es ihm ganz einerlei ist, ob ich zugrunde gehe.'

„Ich möchte dich an dein Vorkommnis vom vorigen Sommer erinnern, David," fährt der Fuhrmann fort. „Es war an einem Sonntagnachmittag, da bist du durch ein schönes, breites Tal gewandert, wo dir überall, so weit das Auge reichte, große Äcker und schöne Höfe mit blühenden Baumwipfeln entgegenlachten. Es war ein erstickend heißer Nachmittag, wie sie manchmal im Hochsommer vorkommen, und ich glaube, es fiel dir auf, daß du in der ganzen Umgegend das einzige Wesen warst, das sich bewegte. Die Kühe standen regungslos auf den Weiden und wagten sich nicht von den schattenspendenden Bäumen weg, und die Menschen waren alle miteinander verschwunden. Sie mußten sich unter Dach geflüchtet haben, um der Hitze zu entgehen. Sag, war es nicht so, David?"

‚Das ist wohl möglich,' denkt der Mann. ‚Aber ich bin doch so oft bei Hitze und Kälte unterwegs gewesen, wie soll ich mich da an ein einzelnes Mal erinnern können?'

„Und, David, gerade als die Stille ringsum am größten war, hast du dicht hinter dir plötzlich ein Knirschen gehört. Du hast dich umgedreht, weil du glaubtest, es fahre jemand hinter dir her, konntest aber niemand sehen. Du hast dich mehrere Male umgeschaut und dachtest, das sei doch das sonderbarste, was dir je vorgekommen sei. Du hörtest das Knirschen ganz deutlich, konntest aber nirgends etwas sehen. Es war heller Tag, nach allen Seiten hin lag die Landschaft offen da, und es war so still, daß dich nicht irgendein anderer Laut getäuscht haben konnte. Es war dir ganz unbegreiflich, wie man das

Knirschen eines Wagenrades so deutlich hören könnte, ohne ein Gefährt zu sehen. Aber du wolltest dem Gedanken, es möchte etwas Übernatürliches mit im Spiel sein, durchaus keinen Platz einräumen. Ach, wenn du das nur getan hättest, David, dann hätte ich mich dir damals sichtbar machen können, ehe es zu spät war!"

Ja, jetzt fiel David Holm alles wieder ein. Er erinnerte sich, wie er hinter die Zäune und die Gräben geguckt hatte, um herauszubringen, was denn da hinter ihm herkam. Schließlich hatte er wahrhaftig ein bißchen Angst bekommen und war in einen Bauernhof hineingegangen, nur um dem Unwesen zu entrinnen. Und als er später seinen Weg fortsetzte, war alles wieder still ringsum.

„Dies war das einzige Mal, wo ich dir während dieses ganzen Jahres begegnet bin," berichtete der Fuhrmann weiter. „Ich tat alles, was ich konnte, damit du mich sehen solltest, war aber nicht imstande, näher zu dir heranzukommen, als daß du das Knirschen hören konntest. Ach, wie ein Blinder bist du neben mir hergegangen!"

‚Ja, ja, es ist ganz wahr, ich habe das Knirschen wirklich gehört,' denkt David Holm. ‚Aber was will er damit beweisen? Will er, ich solle glauben, er sei da hinter mir auf dem Wege gefahren? Ich habe die Geschichte vielleicht jemand erzählt, und von dem hat sie Georg wieder erfahren.'

Der Fuhrmann beugt sich vor über David Holm und sagt in einem Ton, wie wenn er einem kranken Kind zureden wollte:

„Es nützt alles nichts, wenn du dich auch sträubst, David. Du kannst freilich jetzt nicht begreifen, was mit dir vorgegangen ist, das kann man auch nicht von dir verlangen, aber du weißt nur zu gut, daß der, der jetzt mit dir spricht, kein lebendiger Mensch ist. Du hast zwar meinen Tod erfahren, hast aber nicht daran glauben wollen. Und selbst wenn du ihn nicht erfahren hättest, so hast du mich ja jetzt auf dem Karren hierher fahren sehen. Auf diesem Karren, David, fahren keine Lebendigen."

Damit deutet der Fuhrmann auf das Gefährt, das noch mitten in der Allee steht, und sagt:

„Sieh aber nicht allein den Karren an, David, sondern betrachte auch die Bäume, die dahinter stehen!"

David Holm folgt der Aufforderung, und jetzt zum erstenmal muß er zugeben, daß er etwas sieht, was er nicht erklären kann. Er sieht die jenseits des Weges stehenden Baumstämme der Allee durch den Karren hindurch.

„Du hast früher meine Stimme oft genug gehört," sagt der Fuhrmann, „und es muß dir darum auffallen, daß ich anders spreche als früher."

Darin muß David Holm dem Fuhrmann unbedingt beistimmen. Georg hatte immer eine schöne Stimme gehabt, und dies ist zwar bei diesem Fuhrmann auch der Fall, aber jedenfalls hat sie einen andern Ton. Sie klingt dünn und hoch und ist nicht leicht zu verstehen. Es ist derselbe Spielmann, der spielt, aber er hat ein anderes Instrument bekommen.

Der Fuhrmann streckt die Hand aus, und David Holm sieht einen klaren Wassertropfen, der von den nassen Baumzweigen über ihm herabsinkt, darauffallen. Aber der Tropfen wird nicht aufgehalten, sondern fällt mitten durch die Hand hindurch auf die Erde.

Auf dem Sandweg, gerade vor den beiden, liegt ein abgebrochener Zweig. Der Fuhrmann steckt seine Sense darunter und fährt mit ihr aufwärts durch den Zweig, um ihn zu zerschneiden. Aber dieser fällt nicht in zwei Teilen zu Boden, sondern bleibt ganz wie zuvor.

„Faß es nicht falsch auf, David, sondern suche es zu verstehen," sagt der Fuhrmann. „Hier siehst du mich, und du meinst, ich sei noch der frühere Mensch; aber der Körper, den ich jetzt habe, ist so bestellt, daß nur solche, die in den letzten Zügen liegen oder schon gestorben sind, mich sehen können. Deshalb aber denke ja nicht, mein Körper sei nichts. O nein, er dient einer Seele zur Wohnung, gerade wie dein eigener Körper und die der andern Menschen. Du darfst ihn dir nur nicht fest oder schwer oder stark denken. Du mußt ihn dir wie ein Bild vorstellen, das du in einem Spiegel gesehen hast, und dir einzubilden versuchen, es sei aus dem Glas herausge-

stiegen und könne selbstständig sprechen und sehen und sich bewegen."

David Holms Gedanken leisten keinen Widerstand mehr. Er sieht der Wahrheit gerade in die Augen und findet es nicht mehr der Mühe wert, zu versuchen, ihr aus dem Wege zu gehen. Der Schemen eines Toten ist es, der mit ihm spricht, und sein eigener Körper ist ein Leichnam. Aber in dem Augenblick, wo er das zugibt, fühlt er einen rasenden Zorn in sich aufsteigen.

‚Ich will nicht tot sein! Ich will nicht nur ein Schemen und ein Nichts sein!' denkt er. ‚Ich will eine Faust haben, mit der ich zuschlagen, und einen Mund, mit dem ich essen kann.'

Und damit verdichtet sich die Wut in ihm zu einer schweren, düsteren Wolke, die in Ekel und Überdruß hin und her wogt und vorerst niemand anders quält als nur ihn allein, aber, sobald sich eine Gelegenheit darbietet, hervorbrechen kann.

„Um etwas möchte ich dich bitten, David, weil du und ich früher gute Freunde zusammen gewesen sind," sagt der Fuhrmann. „Du weißt ebensogut wie ich, daß für jeden Menschen ein Augenblick kommt, wo sein Körper verbraucht ist, so daß die Seele, die darin gewohnt hat, gezwungen ist, ihn zu verlassen. Aber da zittert und bebt die Seele vor Angst, weil sie sich in ein Land hinauswagen soll, das ihr unbekannt ist. Wie ein kleines Kind, das am Badestrand steht und sich davor fürchtet, sich in die Wogen hinauszuwagen, so ungefähr ist es der Seele zumute. Um sich schließlich hinauszugetrauen, muß sie eine Stimme vernehmen von jemand, der schon die Ewigkeit erreicht hat, damit sie begreift, daß keine Gefahr dabei ist, sondern sich losreißt. Eine solche Stimme bin ich nun ein ganzes Jahr lang gewesen, David, und eine solche Stimme mußt du nun in dem eben angebrochenen auch sein. Und um was ich dich bitten möchte, ist, daß du dich gegen das, was dir bestimmt ist, nicht auflehnst, sondern es mit Ergebung hinnimmst, sonst bringst du schweres Leiden über dich und auch über mich."

Der Fuhrmann senkt, als er dies sagt, den Kopf, um David Holm in die Augen zu sehen. Es sieht fast aus,

als erschrecke er beim Anblick des Trotzes und Widerstandes, der ihm da entgegenschlägt.

„Vergiß nicht, David," fährt er noch eindringlicher und überredender fort, „dies ist nicht etwas, dem du entgehen kannst. Ich weiß noch nicht viel davon, wie es sich mit den Dingen des Jenseits verhält, bis jetzt habe ich mich sozusagen nur an der Grenze aufgehalten, aber so viel hab ich erkannt, daß es da keine Schonung gibt. Man muß das tun, was einem aufgetragen wird, ob man es mit oder gegen den Willen tut."

Wieder schaut er David Holm in die Augen, aber nichts anderes sieht ihm daraus entgegen als die großen düsteren Zorneswolken.

„Ach, David, ich will ja nicht behaupten, daß es nicht die gräßlichste Aufgabe sei, die jemand zugeteilt werden kann, wenn er auf diesem Karren sitzen und mit diesem Gaul von Hof zu Hof fahren muß. Wo immer der Fuhrmann hinkommt, überall erwarten ihn Tränen und Klagen, nichts anderes bekommt er zu sehen als Krankheit und Zerstörung, Wunden und Blut und Schrecken. Und das ist vielleicht noch lange nicht das schwerste. Viel schlimmer ist der Anblick dessen, was in dem Innern verborgen ist, das, was sich windet, sich in Reue verzehrt und sich vor dem fürchtet, was kommen wird. Ja noch mehr: ich habe dir gesagt, daß der Fuhrknecht nur an der Grenze steht; ihm geht es wie den Menschen, er meint nur Ungerechtigkeit und Enttäuschungen und ungleiche Verurteilung und erfolgloses Streben und Willkür zu sehen. Er kann nicht so weit ins Jenseits hineinschauen, um zu erkennen, ob sich dort eine Absicht und eine planmäßige Leitung findet. Manchmal sieht er einen Schimmer davon, aber meistens muß er sich durch Dunkel und Zweifel hindurchkämpfen. Und noch etwas sollst du bedenken, David: nur ein Jahr lang muß der Fuhrknecht den Totenkarren fahren; aber dabei wird die Zeit nicht nach irdischen Stunden und Minuten gemessen, sondern damit er überall hingelangen kann, wo ihn seine Vorschrift hinruft, wird die Zeit in die Länge gezogen, und das eine Jahr wird so lang wie hundert und tausend andere. Und dazu kommt noch etwas: obgleich der Fuhrmann weiß, daß er nur das tut,

was ihm zu tun befohlen ist, so kann sich niemand einen Begriff davon machen, wie widerwärtig, wie überdrüssig er sich selbst ist und für wie verworfen er sich seiner Aufgabe wegen hält. Aber am schlimmsten, am allerschlimmsten, David, ist doch, daß der Fuhrmann bei seinen Fahrten auch den Folgen von vielem Bösen begegnet, das er während seiner irdischen Wanderschaft begangen hat, denn wie sollte er dem entgehen können."

Die Stimme des Fuhrmans geht fast in ein Schreien über, und er faltet die Hände in großer Angst. Gleich darauf muß er indes gemerkt haben, daß ihm nur kalter Hohn von seinem früheren Freund entgegenströmt, und er zieht den Mantel zu, wie wenn ihn fröre. Dann fährt er noch eindringlicher fort:

„Aber, David, ich sage dir, wie schwer das, was dich erwartet, auch immer sein mag, so solltest du dich doch nicht dagegen auflehnen, wenn du es für dich und auch für mich nicht schlimmer machen willst, als es schon ist. Denn ich darf dich jetzt nicht dir selbst überlassen, sondern es ist meine Aufgabe, dich in deine Tätigkeit einzuführen, und ich fürchte, ich fürchte, dies ist das schwerste, was mir auferlegt worden ist. Du kannst mir Widerstand leisten, so lange du willst, du kannst mich wochen- und monatelang bei der Sense festhalten, ja, sogar bis zur nächsten Neujahrsnacht. Mein Jahr ist abgelaufen, aber ich bekomme meine Freiheit nicht eher, als bis ich dich gelehrt habe, dein Amt gutwillig zu tun."

Während all dieser Mitteilungen hat der Fuhrmann immer noch neben David Holm auf den Knien gelegen, und alle seine Worte haben durch die große Innigkeit, mit der sie ausgesprochen worden sind, ein noch größeres Gewicht bekommen. Er wartet noch einen Augenblick und forscht nach einem Zeichen, daß seine Worte gewirkt haben; aber bei dem früheren Kameraden ist nur der feste Entschluß lebendig, bis aufs äußerste Widerstand zu leisten.

‚Ich muß am Ende doch tot sein, und daran kann ich ja nichts ändern,' denkt er; ‚aber nichts soll mich dazu bringen, etwas mit dem Totenkarren und dem Totengaul zu schaffen zu haben. Sie müssen eine andere Arbeit für

mich ersinnen; mit diesem Zeug will ich mich nicht befassen.'

Der Fuhrmann ist im Begriff aufzustehen, als ihm plötzlich noch etwas einfällt, das er David Holm noch sagen müßte.

„Bedenke, David, bis jetzt hat nur der Georg mit dir gesprochen; aber jetzt bekommst du es mit dem Fuhrmann zu tun. Du weißt recht wohl von früher her, an wen man denkt, wenn man von dem spricht, der kein Verschonen kennt."

Und im nächsten Augenblick steht er mit der Sense in der Hand und die Kapuze übers Gesicht hereingezogen aufrecht da.

„Gefangener, komm aus deinem Gefängnis heraus!" ruft er mit lauter, eherner Stimme.

Sofort richtet sich David Holm vom Boden auf. Er weiß nicht, wie es zugegangen ist, aber plötzlich steht er aufrecht da. Er schwankt, und die Bäume und die Kirche scheinen sich vor ihm im Kreise zu drehen, aber er findet doch rasch das Gleichgewicht wieder.

„Sieh dich um, David Holm!" befiehlt ihm eine starke Stimme; und er gehorcht in der Verwirrung des Augenblicks.

Vor ihm auf der Erde liegt lang ausgestreckt ein großer Mann von kräftigem Körperbau, der aber in schmutzige Lumpen gehüllt ist. Von Blut und Erde beschmiert, von leeren Flaschen umgeben, mit einem erhitzten, aufgedunsenen Gesicht, von dessen ursprünglichen Zügen man sich keine rechte Vorstellung mehr machen kann, liegt der Mann am Boden. Ein flackernder Lichtschein von den ziemlich entfernten Laternen wirft einen haßerfüllten widerwilligen Glanz in die schmalen Augenöffnungen.

Vor dieser liegenden Gestalt aber steht David Holm selbst. Auch er ist ein großer Mann von prächtigem Körperbau. Die alten häßlichen schmutzigen Kleidungsstücke, die der Tote trägt, hat auch er an. Er steht vor diesem andern als sein Doppelgänger.

Aber doch nicht ganz ein Doppelgänger, denn er ist ein Nichts. Oder es ist vielleicht unrichtig, wenn man ein Nichts sagt, nein, besser ist der Ausdruck ein Bild.

Ein Bild von dem andern, das sich in einem Spiegel gezeigt hat und nun aus dem Glas herausgestiegen ist und lebt und sich bewegt.

David Holm wendet sich hastig ab. Da steht Georg, und nun sieht er, daß auch dieser ein Nichts ist, nur ein Abbild von dem Körper, den er einmal besessen hat.

„Du Seele, die du in dem Augenblick die Herrschaft über deinen Körper verloren hast, wo die Glocke in der Neujahrsnacht zwölf Uhr schlug, mußt mich jetzt in meinem Amt ablösen!" sagt Georg. „Du mußt während des eben angebrochenen Jahres die Seelen aus dem Irdischen befreien!"

Bei diesen Worten findet David Holm sich selbst wieder. In wütendem Zorn stürzt er sich auf den Fuhrmann; er greift nach dessen Sense, um sie zu zerbrechen, und nach dessen Mantel, um ihn zu zerreißen.

Da fühlt er, wie seine Hände niedergedrückt und die Beine unter ihm weggerissen werden. Dann werden seine Handgelenke mit etwas Unsichtbarem umwunden, das sie zusammenfesselt, und ebenso auch seine Fußgelenke.

Darauf fühlt er sich emporgehoben und wie eine tote Ware gefühllos in den Karren geworfen, wo man ihn liegen läßt, ohne daß jemand fragt, wie er zu liegen gekommen sei.

Im nächsten Augenblick setzt sich der Karren in Bewegung.

5

Es ist ein schmales, niederes aber ziemlich geräumiges Zimmer in einem Haus der Vorstadt, einem Haus, das so klein ist, daß es von diesem einen Raum sowie einem zweiten kleineren, der als Schlafstube dient, ganz eingenommen wird. Das Zimmer wird von einer Hängelampe erhellt, und bei deren Schein kann man sehen, daß es ein behaglich und freundlich ausgestattetes Gemach ist. Und nicht genug damit: es ist auch ein vergnügliches Zimmer, das meist ein Lächeln auf die Lippen dessen ruft, der es zum erstenmal betritt. Man sieht nämlich gleich, daß die Bewohner sich ein Vergnügen

daraus gemacht haben, es so zu möblieren, daß es eine ganze Wohnung vorstellen soll. Der Eingang ist auf der einen Giebelseite, und dicht neben der Tür steht ein kleiner Kochherd. Hier ist also die Küche, und da ist alles beisammen, was zur Kücheneinrichtung gehört. Die Mitte des Zimmers ist als Eßzimmer eingerichtet, mit einem runden Eßtisch, einigen eichenen Stühlen, einer hohen Kastenuhr und einem kleinen Schrank für Porzellan und Glas. Hierher gehört natürlich auch die Hängelampe, die gerade über dem runden Tisch hängt, aber auch zur Erleuchtung der guten Stube dient, dem innersten Teil des Raumes mit dem Mahagonisofa und dem kleinen Tisch davor, dem geblümten Tischteppich, der Palme in ihrer prachtvollen Porzellanvase und den unzähligen Photographien.

Meistens denken die Leute, die in diesen Raum eintreten, zu wieviel Scherz und Fröhlichkeit diese Art von Möblierung Veranlassung gegeben haben muß. Wenn ein guter Bekannter von der Straße hereinkam, hatte man sich den Spaß gemacht, ihn durch den ganzen Raum hindurch bis in die gute Stube zu führen und dann um Entschuldigung gebeten, daß man ihn allein lasse, während man selbst gezwungen sei, in die Küche zu gehen. Am Mittagstisch, der so nahe an der Küchenabteilung steht, daß man da die Hitze vom Herd recht wohl fühlt, hatte man wohl oftmals mit großer Feierlichkeit gesagt: „Nein, nun müssen Sie klingeln, damit das Mädchen kommt und die Teller abnimmt.“ Und wenn ein Kind in der Küche weinte, hatte man es mit dem Witz zum Lachen gebracht, daß es doch ja nicht so laut schluchzen soll, damit der Vater, der in einem der inneren Zimmer sitze, es nicht höre.

Ja, wie gesagt, solche Gedanken stiegen gewöhnlich bei den Leuten, die das Zimmer zu sehen bekamen, auf; aber bei denen, die in der Neujahrsnacht, eine kleine Weile nach dem Jahreswechsel, in diesen Raum treten, erweckt der Anblick ganz gewiß keine solchen leichten, fröhlichen Betrachtungen. Denn herein kommen zwei so verkommene und zerlumpte Männer, daß man sie für gewöhnliche Landstreicher hätte halten können, wenn nicht der eine einen langen schwarzen Mantel über seinen Lum-

pen getragen und in der Hand eine lange schartige Sense gehalten hätte. Dies ist eine ungewöhnliche Ausstattung für einen Landstreicher, und noch eigentümlicher ist die Art, wie er hereinkommt; denn er dreht nicht den Schlüssel um und öffnet auch nicht den kleinsten Spalt an der Tür, sondern geht geradenwegs durch sie hindurch, obgleich sie fest geschlossen ist.

Der andere Mann trägt kein erschreckendes Abzeichen; aber als er hereinkommt, und zwar nicht selbst gehend, sondern auf ganz seltsame Weise von seinem Gefährten hereingeschleppt, macht er einen noch erschreckenderen Eindruck als der erste. Obgleich er an Händen und Füßen gefesselt ist und von seinem Kameraden mit äußerster Verachtung auf den Boden geschleudert wird, wo er wie ein dunkler Haufen Lumpen und Elend liegen bleibt, flößt er doch durch die wilde Wut, die aus seinen Augen funkelt und sein Gesicht verzerrt, Entsetzen ein.

Die beiden Männer finden bei ihrem Eintritt das Zimmer nicht leer, sondern sehen, daß an dem runden Tisch in der Eßzimmerabteilung ein junger Mann mit weichen Zügen und einem kindlich treuherzigen Blick, sowie eine etwas ältere aber kleine zarte Frau sitzen. Der Mann trägt ein rotes Trikotüberhemd, auf dem mit großen, in die Augen fallenden Buchstaben das Wort „Heilsarmee" quer über die Brust gestickt ist. Die Frau ist schwarz gekleidet und ohne ein Abzeichen, aber vor ihr auf dem Tisch liegt ein Hut von der gewöhnlichen Form der Heilsarmee, und der tut zu wissen, daß auch die Frau zu dieser gehört.

Die beiden sind tief betrübt; die Frau weint leise vor sich hin und wischt sich einmal übers andere mit einem schon ganz nassen, zerknüllten Taschentuch die Augen. Sie tut es ungeduldig, wie wenn ihr die Tränen im Wege wären und sie an etwas anderem, das sie zu besorgen hat, hinderten. Auch die Augen des Mannes sind vom Weinen gerötet, aber jetzt, in Gegenwart eines anderen, läßt er seinen Schmerz nicht Herr werden.

Die beiden sagen ab und zu ein paar Worte zueinander, und aus diesen Worten ersieht man, daß ihre Gedanken in einem andern Zimmer bei einer Kranken sind, die sie eine Weile verlassen haben, damit ihre Mut-

ter mit ihr allein sein könne. Aber so sehr sie auch mit der Kranken beschäftigt sind, erscheint es doch merkwürdig, daß keines von ihnen auf irgendeine Weise Notiz von den beiden eben hereingekommenen Männern nimmt. Diese verhalten sich allerdings vollkommen still und ruhig, der eine steht aufrecht, sich an den Türpfosten lehnend, da, der andere liegt vor ihm auf dem Boden. Aber man sollte doch meinen, die beiden am Tisch hätten sich über diese Gäste, die mitten in dunkler Nacht durch verschlossene Türen hereingekommen sind, verwundern müssen.

Wenigstens verwundert sich der am Boden liegende Mann, daß die beiden einmal ums andere nach der Seite hinsehen, wo er und sein Gefährte sich befinden, ohne daß sie sie wahrzunehmen scheinen. Er selbst sieht alles, und als er vorhin durch die Stadt fuhr, kam ihm noch alles ganz so vor, wie er es mit seinen menschlichen Augen gesehen hatte, ihn aber kann niemand sehen. Der Mann hat in seiner Wut auch daran gedacht, sich seinen Feinden unter den Menschen so zu zeigen, wie er jetzt ist, um ihnen einen Schrecken einzujagen, aber er merkt, daß er sich ihnen nicht einmal sichtbar machen kann.

Er ist früher noch nie in diesem Zimmer gewesen, erkennt aber die beiden, die am Tisch sitzen, und ist deshalb nicht im allergeringsten Zweifel darüber, wo er sich befindet. Wenn etwas seine Wut noch steigern kann, so ist es das Bewußtsein, nun doch gegen seinen Willen an den Ort geführt worden zu sein, wohin zu gehen er sich den ganzen Tag hindurch gesträubt hat.

Plötzlich schiebt der Heilsarmeesoldat am Tisch drüben seinen Stuhl zurück.

„Es ist jetzt Mitternacht vorüber,“ sagte er. „Die Frau meinte, er werde um diese Zeit heimkommen. Ich will jetzt hingehen und noch einen Versuch machen, ihn hierherzubringen.“

Damit steht er langsam und widerwillig auf und greift nach seinem Rock, der hinter ihm auf dem Stuhl hängt, um ihn anzuziehen.

„Ich begreife wohl, daß Sie meinen, es habe keinen Wert, noch einmal nach ihm zu gehen,“ sagt die junge Person, die noch immer mit den hervordringenden Trä-

nen kämpft, die ihre Stimme zu ersticken drohen. „Aber, Gustavsson, Sie müssen bedenken, dies ist der letzte Dienst, den Schwester Edith von uns begehrt.“

Der Heilsarmeesoldat hält in dem Augenblick, wo er den Arm ins Armloch stecken will, inne und sagt:

„Schwester Maria, es kann ja wahr sein, daß dies der letzte Dienst ist, den ich Schwester Edith erweisen kann; aber es wäre mir jedenfalls am liebsten, wenn David Holm nicht daheim wäre, oder wenn er nicht mit mir ginge. Ich habe ihn heute mehrere Male aufgesucht und ihn gebeten, mit mir zu kommen, weil Sie und Hauptmännin Andersson es mir befohlen haben, aber ich bin die ganze Zeit froh gewesen, daß er es mir abgeschlagen hat, und daß es weder mir noch einem der andern gelungen ist, ihn herzubringen.“

Die am Boden liegende Gestalt fährt zusammen, als sie ihren Namen hört, und ein häßliches Lächeln fliegt über ihr Gesicht.

‚Dieser scheint doch ein bißchen mehr Verstand zu haben als die andern,‘ murmelt er.

Schwester Maria betrachtet den Heilsarmeesoldaten und sagt nun ziemlich scharf mit fester, nicht von Tränen erstickter Stimme:

„Es wäre am besten, Gustavsson, wenn Sie David Holm den Auftrag diesmal so ausrichteten, daß er nicht anders könnte, als kommen.“

Der Heilsarmeesoldat geht mit dem Ausdruck eines Menschen, der gehorcht, ohne überzeugt zu sein, nach der Tür.

„Soll ich ihn herführen, auch wenn er sinnlos betrunken ist?“ fragt er noch vor dem Hinausgehen.

„Ja, bringen Sie ihn her, Gustavsson, lebend oder tot, hätte ich beinahe gesagt. Im schlimmsten Falle kann er hier übernachten und seinen Rausch ausschlafen. Die Hauptsache ist, daß wir ihn zu fassen kriegen.“

Der Heilsarmeesoldat hat schon die Hand auf die Türklinke gelegt, als er sich plötzlich wieder umwendet und aufs neue an den Tisch tritt.

„Es gefällt mir nicht, daß so ein Kerl wie David Holm hierherkommen soll,“ sagt er, und sein Gesicht ist jetzt ganz bleich vor Erregung. „Sie wissen wohl

19*

ebensogut wie ich, was er für ein Unmensch ist, Schwester Maria? Meinen Sie etwa, er passe hierher? Oder meinen Sie, er passe da hinein?" fährt er fort, indem er auf eine Tapetentür drüben an der Wohnzimmerabteilung deutet.

„Ob ich meine — — —" beginnt Schwester Maria, aber er läßt sie nicht ausreden.

„Wissen Sie nicht, Schwester Maria, daß er uns nur verspotten wird? Er wird damit prahlen und sagen, eine von den Heilsarmeeschwestern sei so verliebt in ihn gewesen, daß sie nicht habe sterben können, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben."

Schwester Maria sieht rasch auf und öffnet schon die Lippen zu einer heftigen Antwort, unterdrückt diese aber und überlegt.

„Es ist mir unerträglich, daß er sie ins Gerede bringen soll, und vollends wenn sie tot ist!" ruft Gustavsson.

Gleich darauf erwidert Schwester Maria ernst und nachdrücklich:

„Wissen Sie auch ganz gewiß, Gustavsson, ob David Holm nicht am Ende recht hätte, wenn er das sagte?"

Der am Boden liegende, gefesselte Schemen an der Tür fährt zusammen, und ein Gefühl der Freude durchzuckt ihn bei diesen Worten. Er ist selbst höchst überrascht und wirft einen hastigen Blick auf Georg, um zu sehen, ob dieser seine Bewegung wahrgenommen hat. Der Fuhrmann steht unbeweglich da, aber um ganz sicher zu sein, murmelt David Holm etwas davon vor sich hin, wie schade es sei, daß er das nicht bei Lebzeiten gewußt habe. Das wäre etwas gewesen, mit dem er bei den Kameraden hätte ordentlich großtun können.

Der Heilsarmeesoldat wird von dem, was er gehört hat, so verwirrt, daß er unwillkürlich nach der Stuhllehne greift, denn das Zimmer dreht sich vor ihm im Kreise.

„Warum sagen Sie das, Schwester Maria?" fragt er. „Sie werden mich doch nicht glauben machen wollen — — —"

Die Heilsarmeeschwester befindet sich in großer Aufregung. Sie preßt das Taschentuch in ihrer Hand

krampfhaft zusammen, während sie ihre Antwort leidenschaftlich und hastig hervorstößt, als ob sie es sehr eilig hätte, sie auszusprechen, ehe die Überlegung sie daran verhindern könnte.

„Wen sollte sie sonst lieb haben? Wir beide, Gustavsson, und alle anderen, die sie kennen gelernt haben, haben uns von ihr bekehren und von ihr gewinnen lassen. Wir haben ihr nicht aufs äußerste widerstanden. Wir haben sie nicht ausgelacht und verspottet. Unsretwegen braucht sie weder Gewissensqual zu leiden noch Reue zu fühlen. Weder Sie noch ich, Gustavsson, sind die Ursache, daß sie nun so daliegt."

Der Heilsarmeesoldat scheint sich bei diesem Ausbruch zu beruhigen.

„Ich hatte vorhin nicht gedacht, daß Sie von der Liebe zu den Sündern sprächen, Schwester Maria."

„Das tue ich auch nicht, Gustavsson."

Bei dieser bestimmten Versicherung durchbebt den einen der Schemen aufs neue ein Gefühl der Freude, das er sich nicht erklären kann. Aber aus Angst, daß sein Zorn, sein wütendes Begehren, Widerstand zu leisten, sich verflüchtigen könnte, sucht er das Gefühl sofort wieder zu unterdrücken. Die Überraschung hat ihn übermannt, er hatte geglaubt, hier würden ihn nur Predigten erwarten, und er beschließt, sich künftig besser vorzusehen.

Schwester Maria hat sich auf die Lippen gebissen, um ihre Gemütsbewegung zu überwinden; jetzt scheint sie rasch einen Entschluß zu fassen.

„Es schadet nichts, wenn ich mit Ihnen darüber rede, Gustavsson," sagt sie. „Jetzt, wo sie am Sterben ist, schadet nichts mehr. Setzen Sie sich noch eine Weile, dann will ich Ihnen erklären, wie ich es meine."

Der Heilsarmeesoldat zieht seinen Rock wieder aus und setzt sich aufs neue an den Tisch. Ohne ein Wort zu sagen, betrachtet er die Schwester erwartungsvoll mit seinen schönen treuherzigen Augen, und Schwester Maria beginnt:

„Zuerst will ich Ihnen erzählen, wie Schwester Edith und ich den letzten Silvesterabend verbracht haben. Im vorhergehenden Herbst war vom Hauptquartier bestimmt worden, daß hier in der Stadt eine Rettungsstation er-

richtet werden soll, und wir beide waren hergeschickt worden, um sie in Gang zu setzen. Wir hatten ungeheuer viel Arbeit gehabt; aber die Brüder und Schwestern hatten uns so treulich wie nur möglich geholfen, und am Silvesterabend waren wir so weit, daß wir einziehen konnten. Die Küche und Schlafsäle waren schon in Ordnung, und wir hatten gehofft, die Rettungsstation am Neujahrsfest selbst eröffnen zu können, aber es ging nicht, weil der Desinfektionsofen und die Waschküche noch nicht fertig waren."

Schwester Maria hat zuerst nur mit großer Anstrengung das Weinen zurückhalten können; aber je weiter sie in ihrer Erzählung kommt und von der Gegenwart weggeführt wird, desto mehr wird sie Herr ihrer Tränen, und ihre Stimme wird immer deutlicher.

„Sie gehörten damals noch nicht zur Armee, Gustavsson, sonst hätten Sie auch an dem frohen Silvesterabend teilnehmen dürfen," sagt sie. „Einige von den Brüdern und Schwestern waren zu uns gekommen, und wir luden sie zum erstenmal in dem neuen Heim zum Tee ein. Sie können sich gar nicht denken, wie glücklich Schwester Edith war, daß sie hier eine Rettungsstation hatte errichten dürfen, hier, wo sie daheim war und alle armen Leute kannte und wußte, wo jeder einzelne wohnte. Sie ging umher, betrachtete unsere wollenen Decken und Matratzen und unsere frisch gestrichenen Wände und unsere blanken Kochtöpfe mit solcher Freude, daß wir sie ein wenig auslachten. Ach, sie war glücklich wie ein Kind, wie man zu sagen pflegt. Und Sie wissen wohl, Gustavsson, wenn Schwester Edith froh ist, werden es alle andern auch."

„Halleluja, ja das weiß ich," sagt Gustavsson.

„Die Freude dauerte so lange, als die Gäste da waren," fuhr Schwester Maria fort. „Aber als sie sich verabschiedet hatten, überkam Schwester Edith große Angst vor allem dem Bösen, das es auf der Welt gibt, und sie sagte zu mir, ich solle mit ihr beten, daß es uns nicht zu übermächtig werde. Wir knieten dann nieder und beteten für unsere Station und für uns selbst und für alle die, denen wir zu helfen hofften. Und während wir noch im Gebet auf den Knien lagen, klingelte es an der Haustüre.

Die andern waren noch nicht lange gegangen, und wir sagten zueinander, vielleicht habe eines von ihnen etwas vergessen, das es nun zu holen komme, der Vorsicht halber aber gingen wir miteinander ans Tor hinunter. Als wir aufmachten, stand indes keiner von den Freunden vor uns, sondern einer von denen, für die unser Haus eingerichtet worden war.

Und ich sage Ihnen, Gustavsson, als er da am geöffneten Tor stand, zerlumpt und groß und so betrunken, daß er schwankte, machte er mir einen ganz entsetzlichen Eindruck, und mir wurde angst und bange. Ich hätte es auch fürs beste gehalten, wenn wir gesagt hätten, die Station sei noch nicht eröffnet, und ihn unter diesem Vorwand nicht aufgenommen hätten. Aber Schwester Edith freute sich und meinte, Gott habe ihr einen Gast geschickt. Sie glaubte, der Herr wolle uns damit zeigen, daß er in Gnaden auf unsere Arbeit sehe, und so ließ sie den Mann eintreten. Sie bot ihm ein Abendessen an; aber er fluchte und sagte, er wolle nur schlafen. Er durfte dann in den Schlafsaal, wo er sich gleich auf eine Pritsche warf, dann den Rock wegschleuderte und schon im nächsten Augenblick fest schlief."

„Ei so, du hast dich damals vor mir gefürchtet," sagt David Holm vor sich hin, aber nicht, ohne zu hoffen, daß er noch immer derselbe David Holm sei wie vorher. „Es ist doch schade, daß du mich nicht so sehen kannst, wie ich jetzt bin. Da würde ich dir wohl einen tödlichen Schrecken einjagen."

„Schwester Edith wollte dem ersten, der zu uns auf die Station kam, eine ganz besondere Freundlichkeit erweisen," fährt Schwester Maria fort, „und ich sah, daß sie enttäuscht war, als der Mann so schnell einschlief. Aber im nächsten Augenblick war sie schon wieder froh, denn ihr Blick war auf seinen Rock gefallen. Ach, Gustavsson, ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben keinen so schmutzigen, zerlumpten Rock gesehen. Er roch nach Schnupftabak und Branntwein, ja, er war so, daß man ihn nicht mit einem Stecken hätte anfassen mögen. Als nun Schwester Edith näher trat und den Rock betrachtete, überfiel mich die vorige Angst aufs neue, und ich bat sie, ihn doch liegen zu lassen, da wir weder den

Ofen noch die Waschküche soweit in Ordnung hätten, daß wir die Bakterien unschädlich machen könnten.

Aber Sie begreifen, Gustavsson, dieser Mann war für Schwester Edith vom ersten Augenblick an wie von Gott geschickt, und es deuchte ihr eine schöne Arbeit, wenigstens eines seiner Kleidungsstücke herzurichten. Es gelang mir nicht, sie davon abzuhalten, und ich durfte ihr auch nicht dabei helfen. Nein, ich hätte ja selbst gesagt, der Rock könnte Ansteckungsstoffe in sich tragen, deshalb dürfe ich ihn unter keinen Umständen anrühren. Sie sei verantwortlich für mich, weil ich ihr unterstellt sei, und sie müsse aufpassen, daß ich nichts Gesundheitsschädliches vornehme. Sie selbst aber setzte sich hin und flickte und nähte die ganze Neujahrsnacht hindurch an dem Rock."

Der Rettungssoldat auf der anderen Seite des Tisches hebt die Hände empor und schlägt sie begeistert zusammen.

„Halleluja!" sagt er. „Gott sei Lob und Dank für Schwester Edith."

„Amen, Amen!" fällt Schwester Maria ein, und ihr Gesicht strahlt in plötzlicher Verzückung. „Ja, Gott sei Lob und Dank für Schwester Edith — das sollten wir immer sagen, in Freude wie in Leid. Gott sei Lob und Dank, daß sie so war! Da saß sie die ganze Nacht hindurch über diesen Rock gebeugt und nähte ebenso glücklich daran, wie wenn es ein Königsmantel gewesen wäre."

Dem Schemen, der David Holm war, ist es, als liege eine seltsame Ruhe und Beruhigung in der Vorstellung, daß das junge Mädchen da in der stillen Nacht aufgesessen und an dem Rock des verkommenen Landstreichers genäht hat. Nach allem, was ihn geärgert und empört hat, enthält dies etwas Heilendes und Letzendes. Wenn nur der Georg nicht hinter ihm stünde, düster und unbeweglich, aber jede seiner Bewegungen scharf beobachtend, dann hätte er gerne lange darüber nachgedacht.

„Gott sei Lob und Dank," fährt die Rettungsschwester fort, „Schwester Edith hat nie bereut, daß sie in jener Nacht aufgesessen und bis morgens vier Uhr Knöpfe angenäht und Risse zugestopft hat, ohne an all den Schmutz und die ansteckenden Bakterien zu denken, die sie da einatmete! Gott sei Lob und Dank, sie hat es nie bereut,

daß sie in einem Zimmer saß, in das die strenge Winterkälte hereindrang, und sie, als sie zu Bett ging, durch und durch erfroren war!"

„Amen, Amen!" sagt der Rettungssoldat seinerseits.

„Sie war ganz starr und steif, als sie endlich aufhören konnte," sagt Schwester Maria. „Ich hörte, wie sie sich mehrere Stunden lang in ihrem Bett drehte und wendete, ohne warm zu werden. Schließlich war sie kaum eingeschlafen, als es auch schon wieder Zeit zum Aufstehen war; aber da überredete ich sie, liegen zu bleiben und mich für den Gast sorgen zu lassen, falls er aufstünde, ehe sie ganz ausgeschlafen hätte."

„Sie sind ihr immer eine treue Freundin gewesen, Schwester Maria," wirft Gustavsson ein.

„Es war Schwester Edith eine große Entsagung, das weiß ich wohl," fährt Schwester Maria mit dem Anflug eines Lächelns fort, „aber sie tat es meinetwegen. Sie durfte indes nicht sehr lange liegen bleiben, denn als der Mann seinen Kaffee trank, fragte er, ob ich seinen Rock hätte, und als ich es verneinte, bat er mich, doch die Schwester zu holen, die ihm geholfen habe.

Er war da nüchtern und friedfertig und wußte seine Worte besser zu setzen, als solche Leute es sonst tun; und da ich wußte, welche Freude es für Schwester Edith wäre, wenn er ihr selber danken würde, ging ich, sie zu holen. Als sie kam, sah sie nicht aus, als habe sie die ganze Nacht gewacht; ein zartes Rot lag auf ihren Wangen, und sie sah in ihrer frohen Erwartung so schön aus, daß den Mann bei ihrem Anblick eine Art Bestürzung überkam. Er hatte mit einem so boshaften Ausdruck an der Tür gestanden, daß ich gefürchtet hatte, er wolle sie schlagen; als aber Schwester Edith eintrat, klärte sich sein Gesicht auf. ‚Das ist nicht gefährlich,' dachte ich. ‚Er tut ihr nichts. Ihr kann niemand etwas zuleid tun.'"

„Halleluja, Halleluja!" stimmte der Heilsarmeesoldat bei.

„Aber plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht wieder, und als Schwester Edith vor ihm stand, riß er den kurzen Rock, den er trug, so jäh auf, daß die neu angenähten Knöpfe absprangen. Dann steckte er die Hände so hastig in die geflickten Taschen, daß wir hörten, wie sie zer-

rissen, und zuletzt zerfetzte er das Rockfutter, daß es nun zerlumpter herunterhing als früher, ehe es geflickt worden war.

‚Sehen Sie, Fräulein, so bin ich's gewohnt, so und nicht anders,' sagte er. ‚So finde ich es am leichtesten und bequemsten. Es ist recht schade, daß Sie sich so viel Mühe gegeben haben, aber ich kann es nicht ändern.'"

Der am Boden liegende Schemen sieht ein glückstrahlendes Gesicht vor sich, das sich plötzlich verdunkelt, und er ist nahe daran, zuzugeben, daß dieser Bubenstreich grausam und undankbar gewesen war, als der Gedanke an Georg ihn aufs neue überkommt.

„Es ist gut, daß Georg zu hören bekommt, wie ich bin, falls er es noch nicht wissen sollte," denkt er. „David Holm ist nicht der Mann, der auf den ersten Angriff nachgibt. Er ist hart und boshaft, und es macht ihm Spaß, solche gefühlsduselige Leute zu ärgern."

„Erst in diesem Augenblick wurde ich mir bewußt, wie der Mensch eigentlich aussah," sagt Schwester Maria. „Als er da drüben stand und das, was Schwester Edith unter so schönen Gedanken geflickt hatte, zerriß, betrachtete ich ihn unwillkürlich. Und da sah ich, daß er ein sehr großer und sehr gut gewachsener Mann war, ein wahres Meisterwerk der Natur. Er hatte auch eine gute freie Haltung und einen großen wohlgebildeten Kopf, und sein Gesicht mochte früher einmal schön gewesen sein, obgleich es jetzt rot und aufgedunsen war, so daß die Züge verschwommen waren, und man nicht wissen konnte, wie es eigentlich hätte aussehen sollen.

Aber trotz dem, was er in diesem Augenblick tat und wozu er noch ein lautes häßliches Gelächter ausstieß, und obgleich seine Augen gelb und boshaft zwischen den verschwollenen Lidern hervorfunkelten, dachte Schwester Edith wohl nur allein daran, daß sie etwas Großangelegtes vor sich hätte, das auf dem Weg des Verderbens war. Zuerst wich sie zurück, wie wenn sie ins Gesicht geschlagen worden wäre, dann aber leuchtete ein helles Licht in ihren Augen auf, und sie trat einen Schritt näher auf ihn zu.

Sie sagte nichts weiter als: ehe er gehe, möchte sie ihn bitten, doch auch in der nächsten Silvesternacht wieder

bei ihr einzukehren. Und als er sie darauf ganz verwundert anstarrte, fügte sie noch hinzu: ,Sehen Sie, ich habe Jesus heute nacht gebeten, dem ersten Gast in diesem Rettungsheim ein gutes neues Jahr zu schenken, und nun möchte ich Sie wiedersehen, damit ich erfahre, ob er mich erhört hat.'

Als der Mann nun begriff, was Schwester Edith meinte, brach er in Verwünschungen aus und rief: ,Ja, das will ich Ihnen versprechen. Ich werde kommen und Ihnen zeigen, daß Jesus sich nicht das allergeringste um Sie und Ihre Gefühlsduselei gekümmert hat.'"

Der am Boden Liegende, der auf diese Weise an das Versprechen erinnert worden ist, das er gegeben, aber ganz vergessen hatte und nun doch erfüllt hat, fühlt sich einen Augenblick wie ein schwaches Rohr in einer stärkeren Hand und fragt sich, ob nicht am Ende sein Widerstand ganz bedeutungslos sei? Aber er unterdrückt den Gedanken rasch wieder; er will sich nicht unterwerfen. Sich sträuben und dagegen ankämpfen will er, wenn es sein muß, bis zum Jüngsten Gericht.

Der Heilsarmeesoldat ist, während Schwester Maria von dieser Begegnung am Neujahrsmorgen berichtet, immer aufgeregter geworden. Jetzt kann er sich nicht länger zurückhalten, er springt auf und ruft:

„Sie haben mir den Namen dieses Menschen nicht gesagt, aber ich bin überzeugt, daß es David Holm war!"

Schwester Maria nickt.

„Aber lieber Gott im Himmel droben, Schwester Maria!" ruft er und streckt entsetzt beide Hände abwehrend aus. „Warum wollen Sie denn dann, daß ich ihn holen soll? Haben Sie etwa seit jenem Morgen irgendeine Besserung an ihm bemerkt? Es ist, als wollten Sie ihn hier haben, damit Schwester Edith sehen soll, daß sie Gott vergebens angefleht hat. Warum wollen Sie ihr ein solches Leid zufügen?"

Schwester Maria betrachtet ihren Mitarbeiter mit einer Ungeduld, die an Zorn grenzt, und sagt:

„Ich bin noch nicht fertig — — —"

Aber er unterbricht sie sofort.

„Wir müssen uns vor den Schlingen der Rachsucht

in acht nehmen, Schwester Maria!" mahnt er. „Auch in mir ist noch ein Rest von dem alten Adam lebendig, der David Holm gerade in dieser Nacht herbeiholen, ihn der Sterbenden da drinnen zeigen und ihr sagen möchte, daß gerade er schuld daran sei, daß sie von uns gehen muß. Schwester Maria, ich glaube, es ist Ihre Absicht, David Holm zu sagen, Schwester Edith sei beim Flicken seines Rockes, den er in seiner Undankbarkeit gleich wieder zerrissen hat, tödlich angesteckt worden. Ich habe Sie sagen hören, Schwester Edith habe seit der letzten Neujahresnacht nicht einen gesunden Tag mehr gehabt. Aber wir müssen uns in acht nehmen, Schwester Maria. Wir, die mit Schwester Edith zusammengelebt haben und sie noch so deutlich vor uns sehen, müssen uns davor in acht nehmen, unserer Herzen Hartheit nachzugeben."

Schwester Maria beugt sich über den Tisch vor und redet nun, ohne aufzusehen, wie wenn sie ihre Worte in Reih und Glied auf dem Tischtuch aufgestellt hätte.

„Rache?" sagt sie. „Ist es Rache, wenn man einem Menschen zu verstehen gibt, daß er das Herrlichste zu eigen hatte und es verloren hat? Oder ist es Rache, wenn ich das rostige Eisen ins Feuer lege, damit es aufs neue frisch und blank werde — ist das Rache?"

„Ja, ja, ich wußte es wohl, Schwester Maria," fällt ihr der Rettungssoldat mit derselben Aufregung ins Wort. „Sie haben gehofft, David Holm bekehren zu können, indem Sie ihm die Bürde der Gewissensqualen aufladen. Aber haben Sie auch recht bedacht, ob es nicht unsere eigene Rache ist, die wir pflegen und nähren wollen? Dies hier ist eine lauernde Schlinge, Schwester Maria, ach, man kann sich so leicht täuschen!"

Die kleine bleiche Rettungsschwester sieht den Gefährten mit einem Blick an, aus dem ihm die Begeisterung der Selbstverleugnung entgegenstrahlt.

„Heute nacht suche ich nicht das meinige," sagt dieser Blick ganz deutlich. „Es gibt bei so etwas allerdings viele lauernde Schlingen," wiederholt sie mit großem Nachdruck laut.

Der Rettungssoldat wird dunkelrot; er versucht zu antworten, aber die Worte versagen ihm. Im nächsten Augenblick wirft er sich über den Tisch vor, verbirgt das

Gesicht in den Händen und fängt, von dem langen, zurückgehaltenen Kummer überwältigt, zu weinen an.

Die Rettungsschwester stört ihn nicht, über ihre Lippen dringt ein Gebet.

„Ach lieber Gott, lieber treuer Heiland, hilf uns durch diese schwere Nacht! Gib mir Kraft, allen meinen Freunden zu helfen, mir, die ich die schwächste bin und am wenigsten verstehe!"

Der Gefesselte hat der Anklage, daß er die Heilsarmeeschwester angesteckt habe, fast gar keine Aufmerksamkeit geschenkt; aber als der junge Rettungssoldat in Tränen ausbricht, macht er eine heftige Bewegung. Er hat eine Entdeckung gemacht, die ihn mächtig ergreift, und gibt sich gar keine Mühe, seine Erregung vor dem Fuhrmann zu verbergen. Es gefällt ihm recht gut, daß die, die dieser schöne junge Mensch liebt, ihn selbst vorgezogen hat.

Als das Schluchzen des Rettungssoldaten an Heftigkeit abnimmt, hört die Schwester zu beten auf und sagt mit weicher Stimme:

„Sie denken an das, was ich vorhin von Edith und David Holm gesagt habe, Gustavsson."

Ein ersticktes Ja dringt zwischen den Rockärmeln hervor, und der ganze Körper des Mannes wird von heftigem Schmerz erschüttert.

„Und es ist Ihnen ein tiefer Schmerz, das begreife ich wohl," fährt Schwester Maria fort. „Ich kenne einen anderen, der Schwester Edith auch von ganzer Seele liebte, und als sie es merkte, sagte sie zu sich selbst, sie könne das nicht begreifen. Sie meinte, wenn sie jemand lieben würde, so müßte es einer sein, der hoch über ihr stünde, und das denken Sie auch, Gustavsson. Wir können wohl unser Leben drangeben, um den Elenden zu dienen, aber unsere natürliche und menschliche Liebe einem von ihnen schenken, das wäre uns unmöglich. Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß Schwester Edith anders angelegt ist, so meinen Sie, das sei etwas Entwürdigendes, und es quält und schmerzt Sie, Gustavsson."

Der Rettungssoldat rührt sich nicht; sein Kopf liegt noch auf der Tischplatte. Die unsichtbare Gestalt dagegen macht einen Versuch, sich den beiden am Tisch zu

nähern, wie um besser hören zu können, erhält aber sofort von Georg den Befehl, sich ruhig zu verhalten.

„Wenn du dich bewegst, David, muß ich dir eine so schwere Strafe auferlegen, wie du dir noch nie eine hast träumen lassen," sagt er. Und David Holm, der nun weiß, daß Georg Wort hält, bleibt unbeweglich liegen.

„Halleluja!" ruft Schwester Maria mit verzücktem Ausdruck im Gesicht. „Halleluja! Wer sind wir, daß wir sie verurteilen wollten? Haben Sie es nicht auch schon gesehen, Gustavsson; wenn ein Herz von Hochmut erfüllt ist, dann gibt es seine Liebe einem der Mächtigen und Großen in dieser Welt, wenn aber in einem Herzen nur Demut und Erbarmen wohnt, wem sollte es dann seine größte Liebe geben als dem, der am tiefsten in Herzenshärtigkeit, Verkommenheit und Verirrung versunken ist?"

Bei diesen Worten ist David Holm an der Reihe, einen Stich von Unbehagen zu fühlen.

„Aber du bist doch heute nacht recht sonderbar!" denkt er im stillen. „Warum kümmerst du dich darum, was diese Menschen da über dich sagen? Hast du erwartet, sie würden dir ihre ganz besondere Hochachtung aussprechen?"

Jetzt hebt der Rettungssoldat den Kopf vom Tisch auf, sieht die Schwester prüfend an und sagt:

„Es ist nicht allein das, Schwester Maria."

„Ja, ja, ich verstehe wohl, was Sie meinen, Gustavsson. Aber Sie dürfen eins nicht vergessen; Schwester Edith wußte zuerst nicht, daß David Holm verheiratet war. Und jedenfalls," fährt sie nach einem kurzen Zögern fort, „— es ist wenigstens sehr schwer, etwas anderes zu denken — ging meiner Ansicht nach ihre ganze Liebe darauf aus, ihn zu bekehren. Wenn er auf dem Podium gestanden und bekannt hätte, daß er gerettet sei, dann wäre sie befriedigt gewesen."

Gustavsson hat Schwester Marias Hand ergriffen, und sein Blick hängt an ihrem Mund. Bei ihren letzten Worten dringt ein Seufzer der Erleichterung über seine Lippen.

„Aber dann war es doch nicht die Liebe, die ich meine," sagt er.

Die Schwester zuckt die Achseln ein wenig und seufzt über diese Hartnäckigkeit, dann sagt sie:

„Schwester Edith hat mir in dieser Sache nie ihr Vertrauen geschenkt, und es wäre ja möglich, daß ich mich täuschte."

„Wenn Sie aus Schwester Ediths eigenem Mund nichts gehört haben, dann glaube ich, daß Sie sich täuschen, Schwester Maria," versetzt der junge Mann mit tiefem Ernst.

Der am Boden Liegende drüben an der Tür verdüstert sich; die Wendung, die das Gespräch jetzt genommen hat, gefällt ihm nicht.

Nun redet die junge Schwester wieder.

„Ich sage nicht, Schwester Edith habe beim erstenmal, wo sie David Holm sah, etwas anderes als Mitleid mit ihm gefühlt, und sie hat ihn wohl auch später noch nicht geliebt, denn er widerstand ihr andauernd, so oft er auch ihren Weg kreuzte. Frauen kamen zu uns, die sich an uns wendeten und jammerten, seit David Holm in die Stadt gekommen sei, hätten sich ihre Männer verführen lassen, von der Arbeit wegzulaufen. Und man spürte eine zunehmende Frechheit in Gewalttaten und im Laster. Wo immer wir unter den Elenden umhergingen, bekamen wir das zu spüren. Und es war uns, als könnten wir immer David Holms Spuren erkennen. Aber so wie Schwester Edith war, ist es nur natürlich, daß sie gerade das anspornte, ihn für die Sache Gottes gewinnen zu wollen. Er war wie ein Wild, das sie mit starken Waffen verfolgte, und je mehr es sich gegen sie wendete, desto heftiger fiel sie es an in ihrer Zuversicht, daß sie doch schließlich den Sieg gewinnen werde, weil sie die stärkere sei.

„Halleluja!" ruft der Rettungssoldat. „So war es, ja so war es, Schwester Maria! Erinnern Sie sich noch, wie Sie und Schwester Edith eines Abends in eine Wirtschaft kamen, da umhergingen und Flugblätter über die neue Rettungsstation austeilten? Da sah Schwester Edith an einem Tisch David Holm in Gesellschaft eines jungen Mannes, der eifrig zuhörte, wie sich der Landstreicher über die Rettungsstation lustig machte, und dann laut in dessen Gelächter einstimmte. Schwester Edith fiel der

junge Mann auf, ihr Herz wurde gerührt, und sie sagte ein paar warnende Worte zu ihm, daß er sich nicht ins Verderben stürzen lassen solle. Der junge Mann erwiderte kein Wort und folgte ihr nicht gleich. Aber er brachte kein Lachen mehr über die Lippen, obgleich er noch in derselben Gesellschaft sitzen blieb und sich sein Glas füllte, das er aber nicht mehr an den Mund führen konnte. David Holm und die andern lachten ihn aus und sagten, er habe sich von der Rettungsschwester ins Bockshorn jagen lassen; aber das war nicht richtig, Schwester Maria, nein, so war es nicht, sondern was ihn gerührt und bezwungen hatte, daß er die andern verlassen und ihr folgen mußte, war einzig und allein ihr Erbarmen gewesen, das sie nicht ohne eine Warnung an ihm hatte vorübergehen lassen. Sie wissen, dies ist die Wirklichkeit, Schwester Maria, und Sie wissen auch, wer der Mann war."

„Amen, Amen! Ja, ich weiß, wer der Mann war, der von diesem Tag an unser bester Freund geworden ist," sagt die Rettungsschwester, indem sie dem Heilsarmeesoldaten freundlich zunickt. „Ich will auch nicht sagen, Schwester Edith habe nicht ein paarmal über David Holm den Sieg davongetragen; aber in den meisten Fällen zog sie doch den kürzeren. Sie hatte sich auch in der Neujahrsnacht erkältet und war beständig von einem Husten geplagt, der nicht weichen wollte und der auch bis zum heutigen Tag nicht wieder gut geworden ist. Die Mutlosigkeit des Krankseins drückte sie, und sie war vielleicht auch schuld daran, daß Schwester Edith nicht mit der alten Sieghaftigkeit kämpfte."

„Schwester Maria," unterbrach sie Gustavsson. „Von dem, was Sie mir sagen, deutet nichts darauf hin, daß sie ihn lieb gehabt hätte."

„Nein, Gustavsson, da haben Sie recht; im Anfang deutete gar nichts darauf hin. Aber ich will Ihnen sagen, was mich auf den Gedanken brachte. Wir kannten eine arme Näherin, die die Schwindsucht hatte, aber tapfer gegen die Krankheit kämpfte und vor allem fast übermenschliche Anstrengungen machte, jede Art von Ansteckungsstoff zu vertilgen, weil sie ein Kind hatte, das sie vor der Krankheit bewahren wollte. Diese Frau er-

zählte uns, als sie eines Tages auf der Straße von dem Husten überfallen worden war, sei eben ein Landstreicher an ihr vorübergegangen und habe sie wegen ihrer übertriebenen Vorsicht ausgescholten. ‚Ich bin auch lungenkrank,' hatte er gesagt, ‚und der Doktor will, ich soll mich in acht nehmen; aber das geschieht nicht. Im Gegenteil, ich huste den Leuten gerade ins Gesicht, weil ich hoffe, sie werden dadurch angesteckt. Warum sollen sie es besser haben als wir? Das möchte ich wohl wissen?'

Mehr hatte er nicht gesagt, aber die Näherin war so in Schrecken versetzt worden, daß sie sich den ganzen Tag sehr elend fühlte. Sie beschrieb den Landstreicher als einen großen Mann, der recht stattlich aussah, obgleich seine Kleider ärmlich und zerlumpt waren. An das Gesicht erinnerte sie sich nicht ganz deutlich, aber stundenlang hatte sie immerfort seine Augen auf sich gerichtet gesehen, die wie zwei gelbe feurige Streifen zwischen den verschwollenen Lidern brannten. Aber am meisten entsetzt hatte sie sich darüber, daß er weder betrunken noch ganz verkommen ausgesehen hatte, aber trotzdem so sprach, wie er es tat, und einen so furchtbaren Haß gegen seine Nebenmenschen hegte.

An dieser Beschreibung erkannte Schwester Edith David Holm sofort, und das war ja nicht merkwürdig. Sie suchte die Frau zu überzeugen, daß der Mann sich nur einen Scherz gemacht habe, um sie zu erschrecken, und sagte: ‚Sie werden doch begreifen, daß ein Mann, der so kräftig aussieht, keine Tuberkulose haben kann? Ich glaube, er hat euch nur erschrecken wollen, und dazu ist er schlecht genug; aber so schlecht ist er doch nicht, daß er, wenn er wirklich krank wäre, mit Wissen und Willen hinginge und die Leute ansteckte. Er ist doch auch kein ganzer Unmensch.'

Wir andern widersprachen und sagten, wir glaubten, er würde sich nicht schlechter machen, als er sei; aber sie verteidigte ihn immer eifriger und wurde fast böse auf uns, weil wir ihm etwas so Gemeines zutrauten."

Zum zweitenmal macht der Fuhrmann ein Zeichen, daß er dem, was um ihn her vorgeht, folgt. Er bückt sich über seinen Gefährten und sieht ihm in die Augen.

„Ich glaube, die Rettungsschwester hat recht, David.

Wer sich dagegen sträubte, alles Böse von dir zu glauben, muß dich gewiß sehr lieb gehabt haben.'

„Es ist ja möglich, Gustavsson, daß es nichts bedeutet," fährt Schwester Maria fort; „und was mir ein paar Tage später auch aufgefallen ist, bedeutet vielleicht noch weniger. Aber sehen Sie, als Schwester Edith eines Abends nach Hause ging und über verschiedene Widerwärtigkeiten, die ihre Schützlinge betroffen hatten, niedergeschlagen und bedrückt war, kam David Holm auf sie zu und redete sie an. Er wolle ihr nur mitteilen, sagte er in seiner wegwerfenden Weise, daß sie es nun besser und ruhiger bekomme, da er die Stadt verlassen werde.

Ich hatte erwartet, Schwester Edith werde sich über die Nachricht freuen, merkte aber an ihrer Antwort, daß es ihr nicht recht war. Sie sagte ihm auch gerade heraus, es wäre ihr lieber, wenn er dabliebe, damit sie noch eine Weile mit ihm kämpfen könnte.

Er erwiderte, er beklage das sehr, könne aber trotzdem nicht länger in der Stadt bleiben, denn er sei genötigt, eine Reise durch Schweden zu machen, um eine Person zu suchen, über deren Ergehen er notwendig Bescheid haben müsse. Er finde weder Ruhe noch Rast, bis er diese Person gefunden habe.

Und wissen Sie, Gustavsson, Schwester Edith fragte mit so offenbarer Angst, wer denn diese Person sei, daß ich auf dem Punkt war, ihr zuzuflüstern, sie soll sich in acht nehmen und sich dem Gespött eines solchen Mannes nicht preisgeben. Aber er schien nichts zu merken, sondern antwortete nur, wenn er die fragliche Person gefunden habe, werde es ihr sicher nicht unbekannt bleiben, und er hoffe, sie werde sich dann mit ihm freuen, daß er nicht mehr als armer Landstreicher im Reiche umherziehen müsse.

Damit ging er, und er mußte Wort gehalten haben, denn wir sahen und hörten nichts mehr von ihm. Ich hoffte, wir würden nun nie mehr etwas mit ihm zu tun haben müssen, denn es war ja, als bringe er überall, wohin er auch kam, Unglück mit. Aber da geschah es eines Tages, daß eine Frau bei Schwester Edith auf der Rettungsstation erschien und sich nach David Holm erkundigte. Sie teilte Schwester Edith mit, sie sei David

Holms Frau, die es wegen seiner Trunksucht und seines schlechten Lebenswandels nicht mehr bei ihm ausgehalten, sondern ihn verlassen hätte. Sie hatte sich ganz heimlich fortgestohlen, die Kinder auch mitgenommen und sich in unsere Stadt begeben, die von ihrem früheren Aufenthaltsort so weit entfernt war, daß es ihm nicht eingefallen sei, sie im Ernst hier zu suchen. Hier habe sie nun in einer Fabrik Arbeit gefunden, und überdies so gut bezahlte, daß sie sich und die Kinder versorgen könne. Sie war eine gut gekleidete Frau, die Achtung und Vertrauen einflößte; sie war überdies eine Art Vorsteherin für die jungen Fabrikarbeiterinnen geworden und verdiente nun so viel, daß sie sich eine behagliche Wohnung mit den nötigen Möbeln und Hausgeräten hatte verschaffen können. Früher, so lange sie noch bei ihrem Manne gewohnt hatte, waren sie bettelarm gewesen; sie hatte nicht das Nötigste für sich und die Kinder gehabt, und sie hatten oft hungern müssen.

Nun hatte sie indes gehört, daß ihr Mann sich in der Stadt aufhielt, und daß die Rettungsschwestern ihn kannten, und so war sie gekommen, um zu hören, wie es ihm ginge.

Wenn Sie damals gegenwärtig gewesen wären, Gustavsson, und Schwester Edith gehört und gesehen hätten, würde es sich Ihnen unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt haben. Zuerst, als die Frau kam und uns sagte, wer sie war, erblaßte Schwester Edith und sah aus, als sei sie zu Tode getroffen; aber sie faßte sich bald wieder, und in ihre Augen trat ein geradezu überirdischer Ausdruck. Es war, als habe sie sich selbst überwunden und begehre nun für sich nichts mehr von allem, was dieser Welt angehörte. Und mit seiner Frau sprach sie mit einer, fast möchte ich sagen, Holdseligkeit, daß diese zu Tränen gerührt wurde. Sie sagte ihr nicht ein einziges Wort des Vorwurfs und brachte sie doch dahin, zu bereuen, daß sie ihren Mann verlassen hatte. Ich glaube, sie brachte die Frau so weit, daß sie sich für einen wahren Ausbund von Härte hielt. Ja, noch mehr, Gustavsson, Schwester Edith verstand es, die alte Liebe in ihr zu erwecken, die jugendliche, die sie in der ersten Zeit ihrer Ehe für ihren Mann gefühlt hatte. Sie brachte die Frau

20*

dazu, ihr zu erzählen, wie es in der ersten Zeit ihres Ehestandes gewesen war, ja sogar, daß sie sich wieder nach ihrem Mann sehnte. Aber, Gustavsson, Sie dürfen nicht glauben, Schwester Edith habe der Frau verborgen, wie ihr Mann jetzt war; o nein, aber sie wußte in ihr den Wunsch zu erwecken, David Holm wieder zu einem rechten Menschen zu machen, wie Schwester Edith es selbst so sehr wünschte."

Der Fuhrmann an der Tür hat sich während dieser Rede aufs neue über den Gefesselten gebeugt und ihn betrachtet, diesmal aber richtet er sich wieder auf, ohne etwas zu sagen. Um seinen früheren Kameraden zieht sich etwas Düsteres, Unheimliches zusammen, das dem Fuhrmann unerträglich zu sein scheint. Er lehnt sich hochaufgerichtet an die Wand und zieht die Kapuze tief über die Augen herein, um ihn nicht mehr sehen zu müssen.

„Sicherlich hatte die Frau schon vorher Gewissensbisse darüber empfunden gehabt, weil sie ihren Mann seiner eigenen Torheit und Bosheit überlassen hatte," fährt Schwester Maria fort. „Und während sie nun mit Schwester Edith redete, schlug all das Neue, das sie hörte, rasch Wurzel. Bei diesem ersten Mal sprachen sie indes noch nicht davon, daß sie ihrem Mann wissen lassen solle, wo sie sei, dieser Beschluß wurde erst nach anderen langen Unterredungen gefaßt. Und, Gustavsson, ich will nicht sagen, Schwester Edith habe sie dazu überredet, auch nicht, sie habe ihr große Hoffnungen gemacht, aber ich weiß, sie wünschte innig, die Frau solle ihn wieder zu sich rufen. Sie glaubte, das würde ihn retten, und so riet sie nicht ab. Ich muß zugeben, es war Schwester Ediths Werk, daß es schließlich so weit kam, ja, sie ist es gewesen, die den Mann wieder mit denen vereinigte, die zu verderben er die Macht hatte. Ich habe viel darüber nachgedacht und mich oft darüber gewundert, und ich konnte nicht verstehen, woher Schwester Edith den Mut genommen hätte, eine solche Verantwortung auf sich zu nehmen, wenn sie ihn nicht geliebt hätte."

Schwester Maria sprach diese Worte mit tiefster Überzeugung aus; aber die beiden, die sich vorher aufgeregt hatten, als sie von der Liebe der kranken Rettungsschwester gesprochen hatte, verhielten sich nun ganz ruhig.

Der Heilsarmeesoldat saß mit der Hand über den Augen unbeweglich da, und der am Boden Liegende hatte den Ausdruck düsteren Hasses wieder angenommen, den er gezeigt hatte, als er zuerst ins Zimmer hereingeschleppt worden war.

„Keine von uns wußte, wohin David Holm gewandert war," begann Schwester Maria aufs neue; „aber Schwester Edith schickte ihm durch andere fahrende Leute die Nachricht, wir könnten ihm Auskunft geben, wo seine Frau und Kinder seien, und da dauerte es nicht lange, bis er sich einfand. Und Schwester Edith führte ihn und seine Frau zusammen, nachdem sie ihm zuerst für eine ordentliche Kleidung gesorgt und einen Platz an einem städtischen Bau verschafft hatte. Sie verlangte keine Gelübde und Versprechungen von ihm, sie wußte, so einer wie David Holm konnte nicht mit Gelübden gebunden werden; aber sie wollte die Saat, die bisher zwischen den Dornen aufgegangen war, in gute Erde verpflanzen und war überzeugt, daß es ihr gelingen würde.

Und wer weiß, ob Schwester Edith nicht ihr Ziel erreicht hätte, wenn nicht das große Unglück über sie hereingebrochen wäre. Zuerst bekam sie Lungenentzündung, und als diese gehoben war und wir sie bald hergestellt zu sehen hofften, magerte sie im Gegenteil immer mehr ab, und wir mußten sie ins Sanatorium schicken.

Aber wie David Holm gegen seine Frau war, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, Gustavsson. Sie wissen es ebensogut wie ich und alle andern. Die einzige, die wir in Unkenntnis darüber zu halten versuchten, ist Schwester Edith, weil wir barmherzig gegen sie sein wollten. Wir hofften, sie werde sterben dürfen, ohne es zu erfahren; aber jetzt bin ich nicht ganz sicher, wie es sich damit verhält. Ich glaube, sie weiß es."

„Woher sollte sie es wissen?"

„Das Band, das sie mit David Holm verbindet, ist so stark, daß sie sich wohl auf anderen Wegen als den gewöhnlichen Nachricht von ihm zu verschaffen gewußt hat. Und weil sie alles weiß, deshalb hat sie ihn den ganzen Tag zu sprechen verlangt. Sie hat unsägliches Elend über seine Frau und Kinder gebracht, und sie hat nur noch diese wenigen Stunden zur Verfügung, um es

wieder gut zu machen, wir aber sind so schwerfällig, daß wir ihr nicht einmal darin helfen können, indem wir ihn herbeischaffen."

„Aber was hätte es für einen Wert?" fragt Gustavsson hartnäckig. „Sie kann ja gar nicht mit ihm reden, sie ist zu schwach dazu."

„Ich kann in ihrem Namen mit ihm reden," versetzt Schwester Maria zuversichtlich. „Und er würde auf die Worte hören, die an ihrem Sterbebette zu ihm gesagt würden."

„Was wollten Sie zu ihm sagen, Schwester Maria? Wollten Sie ihm sagen, Schwester Edith habe ihn geliebt?"

Die Rettungsschwester steht rasch auf. Sie faltet die Hände über der Brust und betet mit aufgehobenem Gesicht und geschlossenen Augen also:

„Ach lieber Gott, laß es doch geschehen, daß David Holm herkommt, ehe Schwester Edith stirbt! Guter Gott, laß es geschehen, daß er deine Liebe erkennt, und daß das Feuer ihrer Liebe sein Herz erweicht! Guter Gott, ist nicht deine Liebe ihr geschickt worden, daß sie seine Seele läutere? Guter Gott, mache mich mutig, daß ich nicht daran denke, sie zu schonen, sondern es wage, seine Seele in die Glut ihrer Liebe hineinzulegen! Guter Gott, laß ihn diese Liebe empfinden wie ein sanftes Säuseln, das durch seine Seele zieht, wie die Berührung einer Engelsschwinge, wie das rote Licht, das am Morgen im Osten aufleuchtet und die Finsternis der Nacht vertreibt! Guter Gott, laß ihn nicht glauben, daß ich mich an ihm rächen wolle! Guter Gott, laß ihn erkennen, daß Schwester Edith nur den innersten Kern seines Wesens geliebt hat, das, was er selbst zu ersticken und zu ertöten gesucht hat! Guter Gott — —"

Schwester Maria fährt zusammen und schaut auf. Der Rettungssoldat zieht eben seinen Rock an.

„Ich hole ihn, Schwester Maria," sagt er mit halberstickter Stimme. „Und ich kehre nicht ohne ihn zurück."

Aber jetzt wendet sich die an der Tür auf dem Boden liegende Gestalt zu dem Fuhrmann und redet ihn an:

‚Georg, ist es noch nicht genug? Als ich zuerst hier hereinkam, wurde ich von dem, was sie sprachen, er-

griffen. Auf diese Weise hättest du mich vielleicht erweichen können; aber du hättest sie warnen müssen. Sie hätten nicht von meiner Frau sprechen sollen.'

Der Fuhrmann gibt keine Antwort, sondern deutet nur mit einer leichten Bewegung nach dem inneren Zimmer. Eine alte Frau ist durch die Tapetentür, die sich ganz hinten in der Wohnzimmerabteilung des Gemachs befindet, eingetreten. Mit leisen Schritten tritt sie zu den beiden, die die lange Unterredung geführt haben, und sagt mit einer Stimme, die im Bewußtsein der Wichtigkeit dessen, was sie mitzuteilen hat, bebt:

„Sie will nicht mehr da drinnen bleiben, sondern hier heraus. Jetzt ist es bald zu Ende."

6

Die arme kleine Rettungsschwester, die in den letzten Zügen liegt, fühlt sich mit jedem Augenblick schwächer und kraftloser. Sie hat keine Schmerzen, kämpft aber noch mit dem Tod, wie sie in so mancher Nacht bei einer Krankenwache mit dem Schlaf gekämpft hat.

„Ach, wie schön du lockst! Aber du darfst mich nicht übermannen!" hat sie da zum Schlaf gesagt. Und wenn sich dieser auch einmal einige Augenblicke auf sie herabgesenkt hatte, so war sie doch immer rasch wieder aufgefahren und zu ihren Pflichten zurückgekehrt.

Jetzt ist es ihr, als ob irgendwo in einem kühlen Zimmer mit unbeschreiblich reiner, frischer Luft, die einzuatmen für ihre Lungen ein wahres Labsal wäre, ein tiefes breites Bett mit weichen schwellenden Daunenkissen hergerichtet würde. Sie weiß, daß dieses Bett für sie bestimmt ist, und sie sehnt sich danach, hineinzusinken und ihre unaussprechliche Mattigkeit wegzuschlafen; aber sie hat das Gefühl, sie würde dann in einen so tiefen Schlaf sinken, daß sie nie mehr daraus erwachen könnte. Und sie widersteht dem Locken der Ruhe noch immer; diese darf ihr jetzt noch nicht zuteil werden.

Als die kleine Rettungsschwester jetzt die Augen wieder aufschlägt, liegt ein Vorwurf darin. Sie sieht strenger aus als je vorher.

„Wie hart seid ihr doch, daß ihr mir zu dem einzigen nicht verhelfen wollt, nach dem ich mich sehne!" scheint sie zu klagen. „Habe ich doch, so lange ich gesund war, gar viele Schritte gemacht, um euch allen zu dienen, so daß ihr euch jetzt wohl die Mühe machen könntet, den hierher zu holen, den ich sprechen möchte."

Meist liegt sie indes mit geschlossenen Augen da und wartet und lauscht so eifrig, daß ihr kein Geräusch in dem Häuschen entgeht. Plötzlich hat sie den Eindruck, als sei ein Gast ins äußere Zimmer getreten, der nun dort darauf warte, zu ihr hereingeführt zu werden. Sie schlägt die Augen auf und sieht ihre Mutter flehend an.

„Er steht ja draußen an der Küchentür. Kannst du ihn nicht hereinlassen, Mutter?"

Die Mutter steht auf, tritt an die Tapetentür, öffnet sie und schaut in das große Zimmer hinaus, kommt aber gleich wieder an das Bett her und schüttelt den Kopf.

„Es ist niemand draußen, Kind," sagt sie. „Niemand als Schwester Maria und Gustavsson."

Da seufzt die Kranke tief und schließt die Augen aufs neue. Aber noch einmal hat sie das Gefühl, daß er da drinnen dicht an der Tür sitzt. Wenn nur ihre Kleider wie gewöhnlich auf einem Stuhl am Fußende des Bettes lägen, dann würde sie sich anziehen, hineingehen und mit ihm sprechen können. Aber die Kleider liegen nicht da, und sie fürchtet auch, ihre Mutter würde ihr nicht erlauben aufzustehen.

Sie überlegt und überlegt, wie sie in das vordere Zimmer hinausgelangen könnte, denn sie ist ganz sicher, daß er da draußen ist. Die Mutter will ihn nur nicht zu ihr hereinlassen, wahrscheinlich weil sie meint, er sehe zu schrecklich aus, und nicht will, daß sie mit so einem Menschen redet.

‚Mutter meint, es hätte keinen Wert, wenn ich noch mit ihm zusammenträfe,' denkt die Kranke. ‚Sie meint, jetzt wo ich am Sterben bin, könnte es mir ja einerlei sein, wie es ihm weiter ergeht.'

Schließlich denkt sie sich etwas aus, das ihr äußerst schlau vorkommt.

‚Ich werde Mutter bitten, mich in das große Zimmer hinauszuschaffen, weil ich so gerne dort liegen möchte,'

denkt sie. „Ich werde sagen, ich sehne mich, es noch einmal zu sehen. Dagegen wird Mutter nichts einzuwenden haben.'

Sie bringt ihren Wunsch vor, fragt sich aber gleich, ob denn die Mutter am Ende ihre verborgene Absicht durchschaut habe, denn diese hat viel dagegen einzuwenden.

„Liegst du denn hier nicht gut?" fragt sie. „Du warst ja seither ganz zufrieden hier."

Die Mutter tut nichts, um der Kranken zu willfahren, sondern bleibt ruhig bei ihr sitzen. Der kleinen Heilsarmeeschwester ist es zumut wie einstens, wenn sie, so lange sie noch ein Weltkind gewesen war, die Mutter um etwas gebeten hatte, was diese nicht dienlich fand. Und gerade wie ein kleines Kind fängt sie nun an zu bitten und zu betteln, um die Geduld der Mutter zu erschöpfen.

„Mutter, ich möchte so gern in das große Zimmer; Gustavsson und Schwester Maria tragen mich schon hinaus, wenn du sie hereinrufst. Ach Mutter, mein Bett wird nicht mehr lange dort stehen!"

Aber die Mutter erwidert: „Du wirst sehen, sobald du draußen bist, verlangst du wieder herein." Aber sie steht doch auf und kehrt gleich darauf mit Gustavsson und Schwester Maria zurück.

Es ist ein Glück, daß Schwester Edith in der kleinen hölzernen Bettstelle liegt, in der sie schon als Kind geschlafen hat, so daß die drei, Schwester Maria, Gustavsson und ihre Mutter, sie recht gut hinaustragen können. Sobald sie durch die Tür gekommen ist, wirft sie einen raschen Blick auf die Küche des großen Raumes und ist ganz verdutzt, als sie David Holm nicht dort erblickt; diesmal war sie ihrer Sache so ganz gewiß gewesen.

Sie fühlt sich sehr enttäuscht, und anstatt sich in dem dreiteiligen Zimmer, das so viele Erinnerungen enthält, umzusehen, schließt sie die Augen. Und da hat sie sofort wieder das Gefühl, daß sich an der Eingangstür jemand befindet, der wartet.

‚Es ist unmöglich, daß ich mich täusche,' denkt sie. ‚Irgend jemand muß dort sein, entweder er oder ein anderer.'

Sie öffnet die Augen aufs neue und läßt ihre Blicke sehr aufmerksam im Zimmer umherlaufen. Mit großer Mühe entdeckt sie, daß drüben an der Tür etwas steht; aber es ist ganz undeutlich, nicht einmal wie ein Schatten. Sie hätte sagen können, es sei der Schatten eines Schattens.

Die Mutter beugt sich über sie und fragt:

„Ist es dir nun leichter, seit du hier bist?"

Sie nickt und flüstert, sie sei sehr froh, daß man sie herausgebracht habe. Aber sie denkt nicht an das Zimmer, sondern starrt immerfort nach der Tür.

‚Was mag das dort drüben nur sein?' fragt sie sich, und es ist ihr, als hänge ihr Leben daran, dies herauszubringen.

Schwester Maria stellt sich zufälligerweise so auf, daß sie der Kranken die Tür verdeckt, und mit Aufbietung aller ihrer Kräfte bringt Schwester Edith sie in eine andere Stellung.

Man hat die Kranke in den Teil des Zimmers gestellt, den sie und ihre Mutter die gute Stube zu nennen pflegen, und diese Abteilung liegt am weitesten entfernt von der Tür. Nachdem die Kranke nun eine Weile dagelegen hat, flüstert sie ihrer Mutter zu:

„Jetzt hab' ich gesehen, wie es in der guten Stube aussieht, aber nun möchte ich auch ins Eßzimmer."

Sie merkt wohl, daß ihre Mutter einen bekümmerten Blick mit den beiden andern wechselt und daß diese den Kopf schütteln; sie legt sich das auf ihre Art aus und denkt, sie seien ängstlich, sie noch näher zu dem an der Tür stehenden Schatten hinzubringen. Allmählich ist eine Ahnung in ihr aufgestiegen, wer es ist, der dort steht; aber sie fürchtet sich nicht vor ihm, sondern wünscht nur, ihm näher zu kommen.

Sie sieht ihre Mutter und die beiden Freunde flehend an; und alle drei gehorchen ihr ohne weitere Einwendungen.

Als sie sich nun in der Abteilung befindet, die früher das Eßzimmer genannt worden war, ist sie der Türe näher und kann unterscheiden, daß dort eine dunkle Gestalt steht, die irgendein Werkzeug in der Hand hält. Das kann also nicht er sein, aber es ist jedenfalls jemand,

mit dem zusammenzutreffen für sie außerordentlich wichtig ist.

Sie muß ihm noch näher kommen, sie muß; und indem sie sich alle Mühe gibt, ein entschuldigendes Lächeln hervorzubringen, macht sie ein Zeichen, daß sie auch noch in die Küche gebracht werden möchte. Sie sieht, wie betrübt ihre Mutter bei diesem Ansinnen wird, sieht, wie sie zu weinen anfängt, und ein flüchtiger Gedanke zieht durch ihre Seele, daß ihre Mutter sich wohl jetzt daran erinnere, wie die Tochter früher, während die Mutter das Abendessen kochte, vor dem Herd auf dem Boden gesessen und, von dem Feuerschein rot übergossen, von allem lustig plauderte, was in der Schule vorgekommen war; sie begreift auch, daß die Mutter tatsächlich ihr Kind auf allen den gewohnten Plätzen zu sehen vermeint und unter dem Gefühl der Leere und des Alleinseins, das sie überkommt, fast zusammenbricht.

Aber sie darf jetzt nicht an ihre Mutter denken, sie darf ihre Aufmerksamkeit auf nichts anderes richten als auf das Wichtige, das sie während der kurzen Zeit, die ihr noch zugemessen ist, ausrichten muß.

Jetzt, wo sie in der äußersten Abteilung des Zimmers angekommen ist, kann sie endlich das Undeutliche, was an der Tür steht, erkennen. Es ist die Gestalt eines Mannes in einem schwarzen Mantel mit einer Kapuze, die über das Gesicht hereingezogen ist. In der Hand hält er eine lange Sense; die Kranke braucht keinen Augenblick im Zweifel zu sein, wer es ist.

‚Es ist der Tod,' denkt sie. Und sie erschrickt, weil er zu früh für sie gekommen ist.

Während die arme Kranke immer näher zur Tür herangetragen wurde, hat sich der am Boden liegende gefesselte Schemen zusammengekrümmt, als wollte er versuchen, der Aufmerksamkeit der Kranken zu entgehen. Er sieht, daß sie unaufhörlich nach der Tür schaut, und er vermutet, daß sie da etwas unterscheiden kann. Aber sie soll ihn nicht sehen, das wäre eine zu große Demütigung für ihn. Ihre Blicke sind auch nicht auf ihn gerichtet, sondern auf den andern, und da denkt er, wenn sie überhaupt etwas sehe, so sei nicht er es, sondern Georg.

Kaum ist die Kranke indes ganz nahe herangekommen,

als er sieht, daß sie mit einer leichten Kopfbewegung Georg an ihr Bett herruft. Georg zieht, wie wenn er fröre, den Mantel fester um sich zusammen und tritt an ihr Lager. Sie sieht ihn mit einem herzbewegenden Lächeln an.

„Du siehst, daß ich keine Angst vor dir habe," flüstert sie fast lautlos. „Ich folge deinem Rufe gerne, möchte dich aber zuerst fragen, ob du mir nicht bis morgen Aufschub gewähren könntest, damit ich die große Aufgabe vollenden könnte, deretwegen mich Gott in die Welt geschickt hat."

Während sie auf diese Weise von ihrer Unterredung mit Georg ganz erfüllt ist, hat David Holm den Kopf aufgehoben und sieht sie an; und da sieht er, daß ihr die heilige Erhabenheit ihres Geistes eine Schönheit verliehen hat, die sie früher nie gehabt hatte, etwas so Stolzes, Hohes, Unerreichbares, aber so unwiderstehlich Anziehendes, daß er seine Augen nicht mehr abwenden kann.

„Du verstehst mich vielleicht nicht," sagt sie zu Georg. „Neige dich näher zu mir her. Ich muß mit dir reden, aber die anderen sollen nicht hören, was ich sage."

Georg beugt sich so weit vor, daß seine Kapuze fast ihr Gesicht berührt.

„Sprich so leise, wie du willst," sagt er. „Ich werde es doch verstehen."

Da fängt sie in ganz leisem Flüsterton an, und keines von den dreien, die um ihr Bett stehen, hat eine Ahnung, daß sie überhaupt etwas sagt. Nur der Fuhrmann und der andere Schemen hören sie.

„Ich weiß nicht, ob du dir auch bewußt bist, um was es sich für mich handelt," sagt sie zu Georg. „Ich brauche notwendig einen Aufschub bis morgen, damit ich mit dem zusammentreffen kann, den ich auf den rechten Weg führen muß. Du weißt, wie schlecht ich gehandelt habe. Ich bin eigenmächtig und verwegen gewesen. Wie sollte ich vor Gottes Angesicht treten können, ich, die ein so großes Unglück verschuldet hat?"

Ihre Augen öffnen sich vor Angst weit, und sie ringt schwer nach Atem, fährt dann aber gleich fort, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Ich muß dir wohl mitteilen, daß der Mann, mit dem

ich noch reden möchte, eben der ist, den ich liebe. Du verstehst mich doch wohl? Der Mann, den ich liebe."

„Aber Schwester Edith," erwidert der Fuhrmann „der Mann — — — —"

Sie will jedoch seine Antwort nicht hören, ehe sie alles vorgebracht hat, was ihn erweichen soll.

„Ach, du begreifst, wie schwer es für mich ist, das zu sagen. Die Erkenntnis, daß ich gerade diesen Mann liebe, bedrückt mich schwer. O wie hab' ich mich geschämt, daß ich so heruntergekommen sein soll, einen Mann zu lieben, der an eine andere gebunden ist. Ich habe dagegen gekämpft und gestritten, und es war mir, als sei ich, die eine Führerin und Helferin der Elenden sein sollte, schlechter als die schlechtesten unter ihnen geworden."

Georgs eine Hand streicht ihr wie beruhigend über die Stirne; aber er sagt nichts, sondern läßt sie fortfahren.

„Aber die größte Demütigung liegt doch nicht darin, daß ich einen verheirateten Mann liebe. Die tiefste Erniedrigung liegt darin, daß er ein böser und schlechter Mensch ist. Ich weiß nicht, warum ich mich an einen solchen Lumpen weggeworfen habe. Ich hatte gehofft, hatte geglaubt, es sei etwas Gutes an ihm, aber ich bin immer enttäuscht worden. Ach, ich muß selbst schlecht sein, da sich mein Herz so hat verirren können! Ach, kannst du nicht begreifen, daß es ganz unmöglich für mich ist, fortzugehen, ohne noch einen Versuch gemacht zu haben, ihn zu einem anderen Menschen zu machen?"

„Du hast ja schon so viele Versuche gemacht," antwortet Georg ausweichend.

Sie schließt die Augen und überlegt, schlägt sie aber bald wieder auf, und jetzt leuchtet eine neue Zuversicht aus ihrem Gesicht.

„Du meinst, ich bitte nur meinetwegen, und denkst wie die anderen, es könne mir einerlei sein, wie es ihm weiter ergeht, ich müsse ja doch alles Irdische hinter mir lassen. Ich muß dir aber noch etwas sagen, was ich heute erlebt habe, damit du verstehst, daß ich den Aufschub brauche, um anderen zu helfen."

Sie schließt die Augen und spricht weiter, ohne sie wieder zu öffnen:

„Siehst du, es war heute vormittag. Ich verstehe jetzt

nicht mehr recht, wie es sein konnte, aber ich war mit einem Korb am Arm unterwegs, um einem Notleidenden Essen zu bringen. Plötzlich stand ich auf einem Hof, wo ich noch niemals gewesen war. Er war rings von hohen Häusern eingeschlossen, die ordentlich und gut im Stand aussahen, wie wenn wohlhabende Leute darin wohnten. Ich wußte nicht, was ich an diesem Ort zu tun haben sollte, und sah mich unschlüssig um; da entdeckte ich an der einen Häusermauer eine Art Anbau, der eigentlich aussah, als sei er ursprünglich zu einem Geflügelhaus bestimmt gewesen, den man aber neuerdings in eine menschliche Wohnung einzurichten versucht hatte. Da und dort waren einzelne Bretter und Stücke von Pappe aufgenagelt, auch ein paar schiefe Fenster eingesetzt, und aus dem Dach ragten zwei Ofenrohre heraus.

Aus dem einen dieser Rohre stieg ein dünner Rauch empor, und da ich daran erkannte, daß dieser Bau bewohnt war, sagte ich zu mir: ‚Selbstverständlich muß ich hier hin.‘

Ich stieg eine hölzerne Treppe hinauf, die steil wie eine Leiter war und mir noch einmal den Eindruck machte, als begebe ich mich in eine Art Vogelschlag, und legte die Hand auf die Klinke der Eingangstür. Sie war unverschlossen, und da ich Stimmen drinnen hörte, trat ich ein, ohne anzuklopfen.

Niemand wendete sich nach mir um, als ich hereinkam. Ich zog mich in einen Winkel an der Tür zurück und blieb da stehen, bis man mich brauchen würde. Denn ich wußte ganz bestimmt, daß ich wegen einer ganz besonders wichtigen Sache hergekommen war.

Während ich nun da wartete, drängte sich mir unwillkürlich der Gedanke auf, daß ich hier in irgendein Wirtschaftsgebäude und nicht in eine menschliche Wohnung gekommen sei. Es war kaum ein Möbelstück zu sehen, nicht einmal ein Bett. In einer Ecke lagen ein paar schmutzige Matratzen, die offenbar als Betten dienten. Keine Stühle waren da, wenigstens keine in einem Zustand, daß man sie hätte verkaufen können, und nur ein plumper roher Tisch.

Plötzlich wurde mir klar, wo ich mich befand. Die Frau mitten im Zimmer war ja David Holms Frau.

Sie waren also ausgezogen, während ich im Sanatorium gelegen hatte. Aber warum waren sie nur so erbärmlich und unbequem eingerichtet? Und wo waren ihre Möbel? Wo war der schöne Schrank und die Nähmaschine und —

Ich konnte nicht noch mehr aufzählen, es fehlte einfach alles, in diesem Raum war ja so viel wie nichts.

‚Wie verzweifelt die Frau aussieht!' dachte ich. ‚Und wie ärmlich sie angezogen ist! Sie ist ja seit dem Frühjahr eine ganz andere geworden.'

Ich wollte rasch vortreten, um sie zu fragen, hielt mich aber doch zurück, denn es waren noch zwei fremde Damen im Zimmer, die sich lebhaft mit David Holms Frau unterhielten.

Alle drei sahen sehr ernst aus, und ich verstand bald, um was es sich handelte. Die Damen wollten die beiden Kinder des armen Weibes in ein Kinderasyl bringen, damit sie nicht von dem Vater, der die Schwindsucht hatte, angesteckt würden.

Mir war, als höre ich nicht recht. ‚David Holm kann doch wohl keine Tuberkeln haben,' dachte ich. Ich hatte zwar schon einmal davon reden hören, wollte es aber nicht glauben.

Und noch etwas konnte ich mir nicht erklären. Die Damen sprachen nur von zwei Kindern, und ich war doch der Meinung es seien drei gewesen.

Es dauerte nicht lange, bis ich Aufklärung darüber erhielt. Die eine der Damen vom Wohltätigkeitsverein sah, daß die arme Mutter weinte, und sagte ihr mit freundlichen Worten, für die Kinder würde in einem Asyl in jeder Weise gesorgt, und sie hätten es da ebensogut, wie sie es daheim haben könnten.

‚Ach, kümmern Sie sich nicht um meine Tränen, Frau Doktor,' hörte ich jetzt die Frau erwidern. ‚Ich würde noch mehr weinen, wenn ich die Kinder nicht wegschicken dürfte. Mein jüngstes ist schon im Spital, und als ich sah, wie sehr es leiden muß, hab ich mir gelobt, wenn ich die beiden anderen vom Hause wegbringen könnte, würde ich kein Wort darüber sagen, sondern nur froh und dankbar sein.'

Als die Frau dies sagte, überfiel mich eine beklemmende Angst. Was hatte David Holm seiner Frau, sei-

nem Heim, seinen Kindern angetan? Oder besser gesagt, was hatte ich getan? Ich, ich hatte sie hierhergeschleppt.

Ich stand noch in meiner Ecke und konnte die Tränen nicht zurückhalten, ja, ich schluchzte laut, und es war mir unbegreiflich, daß die anderen nicht aufmerksam auf mich wurden; aber keine von den dreien schien mich zu bemerken.

Jetzt wendete sich die Frau nach der Tür, indem sie sagte: ‚Ich will auf die Straße hinuntergehen, um die Kinder zu holen, sie sind nicht weit weg.‘

Sie ging so dicht an mir vorüber, daß ihr ärmliches geflicktes Kleid meine Hand streifte. Da sank ich auf die Knie nieder, zog ihren Rock an meine Lippen und küßte ihn weinend. Aber ich brachte kein Wort heraus. Das Unrecht, das ich dieser Frau angetan hatte, war zu groß.

Sie kümmerte sich indes nicht im geringsten um mich, und das verwunderte mich über die Maßen; aber es war mir auch wohl verständlich, daß sie mit der, die sie und ihre Kinder ins Unglück gestürzt hatte, nicht reden wollte.

Die arme Mutter kam jedoch nicht dazu, das Zimmer zu verlassen, denn eine der Damen sagte, ehe sie die Kinder hereinrufe, müsse noch etwas in Ordnung gebracht werden. Damit nahm sie ein Papier aus ihrer Handtasche und las es Frau Holm vor. Es war ein Schein, in dem stand, daß die Eltern ihre Kinder der Obhut der Dame anvertrauten, solange in ihrer Wohnung Gefahr vorhanden sei, von Tuberkulose angesteckt zu werden, und er sollte von beiden Eltern unterschrieben werden.

An dem entgegengesetzten Ende des Zimmers war noch eine Tür. Jetzt öffnete sich diese, und David Holm trat ein. Ich war fest überzeugt, daß er horchend hinter der Tür gestanden und nur darauf gewartet hatte, sich im rechten Augenblick zu zeigen.

Er trug den alten verflickten Anzug, und in seinen Augen funkelte der frühere boshafte Glanz, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß er sich mit offenbarer Freude umsah, wie wenn er von dem in seinem Zimmer herrschenden Elend befriedigt wäre.

Dann fing er an zu reden und sagte, er habe seine Kinder von Herzen lieb und finde es höchst grausam, daß man ihm auch noch die beiden anderen nehmen wolle, nachdem das eine schon ins Spital gebracht worden sei.

Die beiden Damen nahmen sich kaum die Mühe, ihn anzuhören, sondern sagten, wenn er die Kinder nicht hergebe, würden sie um so sicherer zugrunde gehen.

Während die Damen mit David Holm redeten, wendete ich meine Augen von diesem ab und richtete sie auf seine Frau. Sie war an die eine Wand zurückgewichen und sah ihren Mann mit einem Ausdruck an, bei dem mir schauderte: so muß ein armer Verurteilter, der ausgepeitscht und aufs Rad geflochten worden ist, seinen Henker ansehen.

Da drängte sich mir die Überzeugung auf, daß ich ein noch viel größeres Unrecht getan hatte, als mir bisher bewußt gewesen war. Ich erkannte, daß David Holm einen geheimen Haß gegen diese Frau im Herzen tragen mußte, und daß sein Wunsch, wieder mit ihr vereinigt zu werden, nicht aus der Sehnsucht nach einer behaglichen Heimat, sondern aus der Begierde, sie zu quälen, hervorgegangen war.

Ich hörte zu, wie er bei den vornehmen Damen seine Vaterliebe ins Feld führte. Sie erwiderten, diese könnte er jetzt beweisen, indem er die Vorschriften des Arztes genau befolge und sich Mühe gebe, die Ansteckung nicht zu verbreiten. Wenn er das tue, würden sie ihm die Kinder natürlich lassen.

Aber keine von den beiden ahnte, was er tatsächlich im Sinne hatte; ich begriff es zuerst und dachte seufzend: ‚Er will die Kinder behalten, weil es ihm einerlei ist, ob sie angesteckt werden oder nicht.‘

Seiner Frau war indessen auch ein Licht über seine Absicht aufgegangen. Wild und ganz außer sich schrie sie:

‚Der Mörder! Er will mich die Kinder nicht fortschicken lassen! Er will sie zu Hause behalten, damit er sie anstecken kann und sie sterben! Er hat ausgerechnet, daß er sich dadurch an mir rächen kann!‘

David Holm drehte seiner Frau mit einem Achselzucken den Rücken.

‚Ganz recht, ich will den Schein nicht unterschreiben,‘ sagte er zu den beiden Damen.

Nun entspann sich ein heftiger Wortwechsel; die Frau drang mit leidenschaftlichen Worten auf David Holm ein, und selbst die beiden Damen bekamen erhitzte Wangen und sagten scharfe Worte.

Er aber stand ganz ruhig da und blieb dabei, er könne seine Kinder nicht entbehren.

Ich hörte mit unbeschreiblicher Angst zu. Keinem der anderen konnte der Auftritt so qualvoll sein wie mir, denn ich liebte ja den Mann, der diese Schandtat beging. Da stand ich und hoffte immer noch, die Damen würden das richtige ihn erweichende Wort finden, aber ein sonderbarer Bann hielt mich gefangen, und ich konnte nicht von der Stelle.

‚Ach, was hilft das Streiten und Überredenwollen? Einem Mann wie David Holm muß man Angst einjagen,‘ dachte ich. Weder die Frau noch die beiden fremden Damen sagten ein Wort von Gott, keine drohte ihm mit dem Zorn des ewig Gerechten. Mir war als hätte ich den strafenden Blitz in meiner Hand, aber ich konnte ihn nicht fortschleudern.

Plötzlich wurde es ganz still im Zimmer, und die beiden vornehmen Damen standen auf, um zu gehen. Sie hatten nichts erreicht, so wenig wie die Frau. Diese stritt nicht mehr, sie war verzweifelt zusammengesunken.

Noch einmal machte ich eine übermenschliche Anstrengung, um mich zu bewegen und zu reden. Die Worte brannten mir auf der Zunge.

‚O du Heuchler!‘ wollte ich sagen. ‚Meinst du, ich sehe nicht, was du denkst und beabsichtigst? Ich, die am Sterben ist, ich lade dich vor Gottes Richterstuhl, mit mir sollst du dort erscheinen. Ich klage dich vor dem höchsten Richter an, deine eigenen Kinder ermorden zu wollen. Ich werde gegen dich zeugen.‘

Aber als ich mich aufrichtete, um dies zu sagen, war ich nicht mehr in David Holms Wohnung, sondern hier in meinem Zimmer und lag kraftlos in meinem Bett. Und seither hab' ich gerufen und gerufen, David Holm aber ist nicht gekommen!“

Die Heilsarmeeschwester hatte, während sie all dies

erzählte, mit geschlossenen Augen dagelegen. Jetzt schlug sie diese weit auf und sah Georg mit unbeschreiblicher Angst an.

„Du kannst mich doch nicht sterben lassen, ehe ich mit ihm geredet habe?“ sagte sie flehend. „Denk an die Kinder und an die Frau!“

Der am Boden liegende Schemen verwunderte sich über Georg. Er hätte die Sterbende ja mit einem Wort beruhigen können, indem er ihr gesagt hätte, David Holm habe ausgespielt und könne seiner Frau und seinen Kindern keinen Schaden mehr zufügen; aber er hielt mit dieser Nachricht zurück. Statt dessen entmutigte er sie noch mehr.

„Was könntest du für eine Macht über David Holm haben?“ fragt er. „Er ist nicht der Mann, der sich erweichen läßt. Was du heute gesehen hast, ist nur die Rache, die er sich seit Jahren ausgedacht und auf die er sich die ganze Zeit über gefreut hat.“

„Ach, sag das nicht, sag das nicht!“ ruft die arme Kranke aus.

„Ich kenne ihn besser als du,“ erwidert der Fuhrmann. „Und ich will dir sagen, was David Holm zu dem gemacht hat, was er jetzt ist.“

„Das möchte ich gerne hören!“ sagt die Kranke. „Es wäre gut für mich, wenn ich ihn verstehen lernte.“

„Dann mußt du mit mir in eine andere Stadt kommen, und wir müssen dort vor dem Zellengefängnis warten,“ sagt der Fuhrmann. „Es ist gegen Abend, und ein Mann, der wegen Trunksucht acht bis vierzehn Tage gesessen hat, wird soeben freigelassen. Niemand erwartet ihn am Gefängnistor; aber er bleibt stehen und schaut sich um, in der Hoffnung, jemand kommen zu sehen, denn das hat er sich so sehr gewünscht.

Der Mann, der aus dem Gefängnis kommt, ist eben vorher die Beute einer großen Gemütsbewegung gewesen. Während er da drinnen saß, hat sich sein jüngerer Bruder ins Unglück gestürzt. Er hat im Rausch einen anderen erschlagen und ist nun im Gefängnis. Der ältere Bruder hat nichts von der ganzen Sache gewußt, bis ihn der Gefängnisgeistliche in die Zelle des Mörders geführt und ihm den jungen Mann gezeigt hat, der noch Handschellen

21*

anhatte, denn er hatte sich beim Festnehmen heftig gewehrt.

‚Kennst du den, der da drinnen sitzt?‘ hat ihn der Pfarrer gefragt. Der Mann erkennt seinen Bruder nun, und ist tief erschüttert, denn diesen Bruder hatte er immer herzlich lieb gehabt.

‚Der Ärmste muß nun viele Jahre lang im Gefängnis sitzen,‘ sagte der Pfarrer; ‚aber, David Holm, wir alle hier sagen, eigentlich müßtest du statt seiner die Strafe leiden, denn du bist derjenige, der ihn verlockt und verführt hat, bis er ein solcher Trunkenbold geworden ist, der nicht mehr weiß, was er tut.‘

Nur mit knapper Not hatte David sich ruhig verhalten können, bis er wieder in seiner Zelle war; da aber war er in einen Tränenstrom ausgebrochen und hatte so geweint, wie er es seit seiner Kindheit nicht mehr getan hatte. Und dann hatte er sich gesagt, nun wolle er sich von seinen bösen Wegen abwenden. Er hat früher nicht gewußt, wie schrecklich das Bewußtsein, einen anderen, den man lieb hat, ins Unglück gestürzt zu haben, auf einem lastet. Dann hatten sich seine Gedanken von seinem Bruder auf seine Frau und Kinder hingelenkt, und er hatte plötzlich begriffen, wie schwer sie es hatten, und hatte sich gelobt, von nun an sollten sie sich nicht mehr über ihn zu beklagen haben. Und in dieser Abendstunde nun, wo er aus dem Gefängnis entlassen ist, sehnt er sich nach seiner Frau, um ihr zu sagen, daß er ein neues Leben beginnen wolle.

Aber sie erwartet ihn nicht vor dem Gefängnistor, und er begegnet ihr auch nicht auf dem Wege. Ja, als er an ihrer Wohnung anlangt und anklopft, öffnet sie ihm nicht die Tür weit, wie sie sonst zu tun pflegte, wenn er lange abwesend war. Da durchzuckte ihn eine Ahnung, wie sich die Sache verhält; aber er will es nicht glauben. Es ist unmöglich, daß dies gerade jetzt, wo er ein neuer Mensch werden will, eintreffen sollte.

Seine Frau pflegt, wenn sie ausgeht, den Türschlüssel immer unter den Türvorleger zu stecken. David Holm bückt sich nieder und findet ihn an dem gewohnten Platz. Er öffnet die Tür, sieht sich in seiner Wohnung um und fragt sich, ob er am Ende falsch gegangen ist; denn das

Zimmer ist vollkommen leer, das heißt, es ist eigentlich nicht leer, die meisten Möbel stehen noch drin, aber kein Mensch ist zu sehen.

Nein, kein Mensch, und auch keine Lebensmittel, kein Brennholz und keine Vorhänge an den Fenstern! Unfreundlich und kalt und verkommen sieht es in dem Raum aus, wie wenn er seit mehreren Jahren nicht mehr bewohnt wäre.

Er geht zu den Nachbarn und fragt, ob seine Frau während seiner Abwesenheit krank geworden sei. Er versucht sich einzubilden, sie sei vielleicht ins Spital gebracht worden.

Aber die Nachbarn antworten:

‚O nein, sie war ganz gesund, als sie fortging.'

‚Aber wo ist sie denn hingegangen?' fragt er.

Ja, das weiß niemand.

Er sieht, daß die Nachbarn neugierig und schadenfroh sind, und er ahnt wieder, daß es nur eine Erklärung gibt. Ja, seine Frau hat die Gelegenheit benutzt, während er im Gefängnis saß, und ist auf und davon gegangen. Sie hat die Kinder und das Notwendigste mitgenommen, ihn aber hat sie nicht im geringsten darauf vorbereitet, sondern ihn in diese Öde heimkehren lassen. Und er, er hat mit einer so großen Freude zu ihr kommen wollen! Er hat sich genau eingeprägt, was er zu ihr sagen wollte, hat sie so recht von Herzen um Verzeihung bitten wollen! David Holm hat einen Freund, einen Mann, der der gebildeten Gesellschaftsklasse angehört hat, aber ganz verkommen ist. Nun hat er ganz versprechen wollen, er werde dessen Gesellschaft nicht mehr aufsuchen, obgleich er nicht nur von dem Schlechten in dem Menschen angezogen wird, sondern auch weil dieser Bildung und Kenntnisse hat. Am nächsten Tag hat er zu seinem alten Meister hingehen und diesen bitten wollen, ihn wieder in Arbeit zu nehmen. Er hatte für seine Frau und Kinder wie ein Sklave arbeiten wollen, damit sie hübsche Kleider bekommen und nicht einen einzigen sorgenvollen Tag mehr gehabt hätten. Und jetzt, jetzt, wo er sich das alles ausgedacht hat, ist sie auf und davon gegangen!

Es überläuft ihn heiß und kalt, es graust ihm vor ihrer Herzlosigkeit. Ja, er hätte es verstehen können,

wenn sie nur offen und ehrlich von ihm gegangen wäre. Dann hätte er gar kein Recht gehabt, böse darüber zu sein, denn sie hat es wahrlich schwer bei ihm gehabt. Aber daß sie sich so fortgestohlen hat und ihn ohne eine Benachrichtigung in die verlassene Wohnung hat kommen lassen, das war herzlos. Das würde er ihr niemals verzeihen.

Er war vor allen Menschen entehrt. In diesem Augenblick verspottete man ihn im ganzen Straßenviertel. Aber den Leuten sollte das Lachen vergehen, das gelobte er sich. Er würde seine Frau schon wiederfinden, und dann würde er sie so unglücklich machen, wie er selbst war, ja doppelt so unglücklich. Er wollte sie lehren, wie das ist, wenn man so bis ins innerste Herz hinein fror, wie er gerade jetzt.

Sich auszudenken, wie er seine Frau strafen wollte, wenn er sie wiedergefunden hätte, war die einzige Linderung, die er sich verschaffen konnte. Dann hat er drei Jahre lang nach ihr gesucht und gesucht und seinen Haß immer an dem Gedanken geschürt, was sie ihm angetan hatte, so daß es in seinen Augen schließlich zu einem maßlosen Verbrechen wurde. Allein war er auf einsamen Wegen umhergezogen, und während dieser Zeit hatten Haß und Rachsucht bei ihm immer zugenommen. Er überlegte und sinnierte so lange, bis er sich so recht spitzfindig ausgedacht hatte, wie er sie quälen könnte, wenn sie wieder beisammen wären."

Die junge Heilsarmeeschwester hat bis dahin geschwiegen, ist aber der Erzählung mit lebhaftem Mienenspiel gefolgt. Doch jetzt unterbricht sie die düstere Gestalt mit ängstlicher Stimme:

„Ach nein, sag nichts mehr! Es ist zu schrecklich. Wie soll ich verantworten können, was ich getan habe? Ach, ach, daß ich sie zusammengeführt habe! Seine Sündenschuld wäre nicht so groß geworden, wenn ich nicht gewesen wäre!"

„Nein, ich werde nichts mehr sagen," versetzt der Fuhrmann. „Ich will dir ja nur begreiflich machen, daß es gar keinen Zweck hat, wenn du um Aufschub bittest."

„Ach, aber ich möchte es trotzdem!" ruft sie in großer

Seelenangst. „Ich kann nicht sterben, ich kann nicht! Gib mir nur noch einige Augenblicke! Du weißt ja, daß ich ihn liebe. Ich hab ihn noch nie so geliebt wie heute."

Der Schemen an der Tür zuckt zusammen. Während der ganzen Unterhaltung zwischen dem Fuhrmann und Schwester Edith hat er die Sterbende betrachtet. Jedes Wort hat er ihr förmlich von den Lippen gesogen, und jeder Wechsel in ihrem Ausdruck wird ihm ewig unvergeßlich sein. Alles, was sie gesagt hat, auch als sie ihn am härtesten verurteilte, klang ihm hold in den Ohren, ihre ganze Angst und ihr Mitleid, als Georg seine Geschichte erzählte, hat seine Wunden geheilt. Er könnte dem, was er für sie fühlt, noch keinen Namen geben, er weiß nur, daß er von ihr alles ertragen könnte. Die Tatsache, daß sie ihn gerade so geliebt hat, wie er gewesen ist, deucht ihm etwas übermenschlich Herrliches. So oft sie es ausspricht, daß sie ihn liebt, geht ein Entzücken durch seine Seele, wie er es nie für möglich gehalten hätte. Er versucht, die Aufmerksamkeit des Fuhrmanns auf sich zu lenken; dieser sieht aber gar nicht nach der Seite, wo er liegt. Da versucht er sich aufzurichten, fällt aber sofort unter unsäglichen Schmerzen wieder zurück.

Jetzt sieht er, wie sich die Kranke ängstlich und unruhig im Bett bewegt. Sie hebt flehend die gefalteten Hände zu Georg auf; aber dessen Gesicht bleibt streng und unerbittlich.

„Ich würde dir Aufschub geben, wenn dir ein solcher etwas nützen könnte," sagt er zu ihr. „Aber ich weiß, daß du keine Macht über diesen Mann hast."

Darauf neigt er sich über sie, um die Worte auszusprechen, die die Seele aus der irdischen Hülle befreien.

Doch in diesem Augenblick kommt eine dunkle Gestalt auf dem Boden zu der Sterbenden herangekrochen. Mit unerhörter Anstrengung und trotz der unsäglichsten Schmerzen, wie er sie niemals hätte ahnen können, hat David Holm seine Fesseln zerrissen, um zu ihr hinzugelangen. Er ist überzeugt, daß er für diese Widersetzlichkeit durch endlos andauernde Schmerzen gestraft werden wird; aber Schwester Edith soll nicht noch länger um=

sonst auf ihn warten, wenn er sich mit ihr in demselben Zimmer befindet.

Er hat sich auf die andere Seite des Bettes geschlichen, wo sein Feind Georg ihn nicht sehen kann, und er gelangt wirklich so nahe an die Sterbende hin, daß er eine ihrer Hände ergreifen kann.

So unmöglich es ihm auch ist, nur den allergeringsten Druck auf diese Hand auszuüben, so empfindet sie doch seine Nähe, und mit einer hastigen Bewegung wendet sie sich nun David Holm zu. Sie sieht ihn neben sich, auf den Knien, ja, noch mehr, er hat den Kopf bis auf den Boden gedrückt und wagt nicht zu ihr aufzusehen, nur mit der Hand, die die ihrige umfaßt, teilt er ihr seine Liebe, seine Dankbarkeit, die beginnende Erweichung seines Herzens mit.

Da fliegt der Glanz seligsten Glücks über ihr Antlitz hin. Sie hebt die Augen und sieht ihre Mutter, sieht die beiden Freunde an, wie wenn sie erst jetzt Zeit hätte, ihnen zum Abschied ein letztes Wort zu sagen, mit dem sie deren Mitgefühl für das Herrliche, was ihr widerfahren ist, gewinnen kann. Mit ihrer freien Hand deutet sie auf den Boden, damit die anderen sähen, daß David Holm da bußfertig und reuevoll zu ihren Füßen liegt, und ihre unaussprechliche Freude teilen. Aber in demselben Augenblick beugt sich der Schwarzgekleidete über sie und sagt:

„Du Gefangene, du Holdselige, tritt heraus aus deinem Gefängnis!“

Da sinkt die Kranke in ihr Kissen zurück, und das Leben verläßt sie mit einem Seufzer.

In demselben Augenblick wird David Holm von einer harten Hand weggerissen. Die Fesseln, die er nicht sehen, sondern nur fühlen kann, legen sich aufs neue um seine Arme, während seine Füße frei bleiben, und Georg tut ihm mit zornigem Flüstern kund, daß David Holm nur um der alten Freundschaft willen jetzt nicht mit fürchterlichen Qualen gestraft werde.

„Komm jetzt fort von hier!“ setzt er hinzu. „Wir beide haben hier nichts mehr zu tun. Die sie aufnehmen sollen, sind da.“

Mit harter Gewalt reißt er David Holm mit sich.

Dieser meint noch zu sehen, daß sich das ganze Gemach rasch mit lichten Gestalten füllt. Er meint solchen auf der Treppe und vor dem Hause zu begegnen, wird aber mit so schwindelnder Eile fortgeführt, daß er nichts deutlich unterscheiden kann.

7

David Holm liegt wieder ausgestreckt auf dem Totenkarren. Er ist zornig, nicht allein auf die ganze Welt, sondern auch auf sich selbst. Was war doch das für ein Wahnsinn, der ihn vorhin überfallen hatte? Warum hatte er sich wie ein reuevoller und bußfertiger Sünder Schwester Edith zu Füßen geworfen? Georg lachte ihn gewiß aus. Ein rechter Mann muß für seine Taten einstehen können. Er weiß ja, warum er sie begangen hat. Sicherlich wird ein rechter Mann nicht all sein eigenes über Bod werfen, nur weil ein junges Mädchen behauptet, sie sei in ihn verliebt.

Was war ihn nur angekommen? War das Liebe? Aber er war ja tot. Er war tot. Was sollte das auch für eine Art Liebe sein?

Der lahme Gaul hat sich wieder in Bewegung gesetzt. Jetzt geht es durch eine der äußeren Straßen der Stadt, ja, es geht zur Stadt hinaus. Die Häuser werden immer vereinzelter, und die Straßenlaternen stehen immer weiter auseinander. Man kann jetzt schon die Stadtgrenze sehen, wo sie ganz aufhören.

Je näher das Gefährt der letzten Laterne kommt, desto mehr bemächtigt sich David Holms eine Art Betrübnis, eine unerklärliche Angst davor, die Stadtgrenze zu verlassen. Er fühlt, daß er nun von etwas fortgeführt wird, das er nie hätte verlassen sollen.

Und in demselben Augenblick, wo er diese Angst fühlt, hört er durch das entsetzliche Knirschen und Rasseln des Karrens hindurch den Laut sprechender Stimmen. Er senkt den Kopf, um zu lauschen. Es ist Georg, der mit jemand spricht, der offenbar mit im Karren fährt, ein Fahrgast, den David Holm bis jetzt nicht bemerkt hat.

„Jetzt darf ich nicht weiter mitkommen," sagt eine sanfte, aber vor Schmerz und Leid kaum vernehmbare Stimme. „Ich hätte ihm so viel zu sagen gehabt; aber er liegt so böse und aufgebracht da, daß ich mich ihm weder sichtbar noch vernehmlich machen kann. Du mußt ihm deshalb meinen Gruß überbringen und ihm sagen, daß ich hier war, um mit ihm zu reden; aber von diesem Augenblick an ziehe ich fort, und ich darf mich ihm so nicht zeigen, wie ich jetzt bin — —"

„Aber wenn er sich bessert und bereut?" fragt Georg.

„Du hast ja selbst gesagt, er könne sich nicht mehr bessern," sagt die Stimme in bebendem Schmerz. „Du sollst ihn von mir grüßen und ihm sagen, ich hätte geglaubt gehabt, wir würden ewig zusammen gehören; aber jetzt, von diesem Augenblick an, wird er mich nie wiedersehen."

„Aber wenn er seine bösen Taten sühnt?" sagt Georg.

„Nicht wahr, du wirst ihn von mir grüßen und ihm sagen, daß ich ihn nicht weiter als bis an die Grenze der Stadt habe begleiten dürfen," klagt die Stimme. „Und du bringst ihm mein Lebewohl?"

„Aber wenn er sich ändert und ein anderer wird," versetzt Georg.

„Grüß ihn und sag ihm, ich werde ihn immer lieben. Eine andere Hoffnung kann ich ihm nicht geben," sagt die Sitmme mit noch wehmütigerem Klang als vorher.

David hat sich im Karren auf die Knie aufgerichtet. Bei diesen Worten strengt er sich aufs äußerste an, und plötzlich steht er in seiner vollen Größe aufrecht da. Er faßt nach etwas, das ihm zwischen dem unsicheren Griff seiner gefesselten Hände hindurchflattert. Es ist ihm nicht gelungen, es deutlich zu unterscheiden, aber es hinterläßt den Eindruck von etwas schimmernd Hellem und nie geahnter Schönheit.

David Holm will sich losreißen und der entfliehenden Erscheinung nacheilen; aber jetzt wird er von etwas zurückgehalten, das ihn mehr lähmt als Fesseln und Banden.

Die Liebe ist es, die Liebe der Geister, die, von der die Liebe irdischer Menschen nur eine schwache Nachbildung ist, sie ist es, die ihn, gerade wie vorhin an dem

Sterbebette, auch jetzt wieder überwältigt. Sie hat ihn langsam durchglüht, wie ein Feuer, das im Auflodern ist, langsam das Brennholz durchglüht. Man merkt kaum etwas von ihrer Arbeit, aber ab und zu schickt sie doch eine lodernde Flammenzunge aus, die beweist, daß sie dabei ist, das ganze Wesen in volle Glut zu versetzen. Und eine solche Flammenzunge ist jetzt in David Holm aufgelodert. Sie leuchtet nicht mit voller Stärke, aber ihr Licht genügt ihm, die Geliebte so herrlich zu sehen, daß er niedersinken muß, von seiner Machtlosigkeit erschüttert. Und er erkennt, daß er es nicht wagen darf, es nicht wagen wollte und es nicht ertragen würde, sich ihr zu nähern.

8

Der Fuhrmann fuhr mit seinem Karren in tiefer Dunkelheit dahin. Auf beiden Seiten ragte dichter hoher Wald auf, und der Weg war so schmal, daß man den Himmel über sich nicht wahrnehmen konnte. Hier schien sich das Pferd noch langsamer zu bewegen als sonst, und das Knirschen der Räder wurde noch schriller. Die sich verklagenden Gedanken in der Seele erklangen immer eindringlicher, die hoffnungslose Einförmigkeit wurde größer als bisher. Einmal zog Georg an den Zügeln, so daß das Knirschen einen Augenblick aufhörte, und rief mit lauter durchdringender Stimme:

„Was ist all die Qual, die ich leide, was all die Qual, die mich erwartet, gegen das Bewußtsein, daß ich nicht mehr in Ungewißheit über das bin, das zu wissen von größtem Wert ist? Ich danke dir, Gott, daß ich aus der Finsternis der Welt herausgekommen bin. Ich lobe und preise dich in all meinem Elend, weil ich nun weiß, daß du mir die Gabe des ewigen Lebens geschenkt hast."

Die Fahrt begann aufs neue mit dem Gerassel und Knirschen, aber die Worte des Fuhrmanns klangen noch lange in David Holms Ohren. Jetzt zum ersten Male fühlte er ein bißchen Mitleid mit seinem alten Kameraden.

‚Georg ist ein tapferer Mann,' denkt er. ‚Er klagt nicht, obgleich es für ihn keine Hoffnung gibt, seiner Qual zu entgehen.'

* *
*

Das war eine lange Reise, die kein Ende nehmen wollte.

Als die Fahrt so lange gedauert hatte, daß David Holm annahm, sie müßten einen vollen Tag gefahren sein, erreichten sie eine weite Ebene, über der sich jetzt ein klarer wolkenloser Himmel ausspannte, an dem ein glänzender Halbmond gerade zwischen dem Aronsstab und den Plejaden dahinsegelte.

Mit kriechender Langsamkeit hinkte der lahme Gaul über die Ebene hin, und als diese endlich hinter ihnen lag, schaute David Holm zum Monde empor, um zu sehen, wie weit er indessen in seiner Bahn gekommen sei. Da wurde er gewahr, daß er gar nicht vorgerückt war, und David Holm verwunderte sich höchlich darüber.

Sie fuhren weiter. In langen Zwischenräumen warf David Holm einen Blick zum Himmel empor; aber immer noch blieb der Mond auf demselben Platz zwischen dem Aronsstab und den Plejaden und rührte sich nicht.

Da überkam David eine Erkenntnis: Obgleich er meinte, sie seien schon so lange wie einen vollen Tag gefahren, so war doch kein Wechsel von Nacht zum Morgen eingetreten und nicht von Tag zum Abend, sondern dieselbe Nacht hatte die ganze Zeit geherrscht.

Stundenlang, stundenlang, deuchte es ihm, fuhren sie immer weiter, aber an dem großen Zifferblatt des Himmels bewegte sich keiner der Zeiger, sondern alles blieb an demselben Platz.

Er hätte glauben können, die Welt sei in ihrem Lauf aufgehalten worden, wenn ihm jetzt nicht eingefallen wäre, daß ihm Georg gesagt hatte, die Zeit werde ausgedehnt und ausgedehnt, damit der Fuhrmann an alle die Orte, die er erreichen müsse, hingelangen könne. Mit Zittern fühlte er, daß das, was sich für ihn zu halben und ganzen Tagen ausdehnte, nach menschlicher Berechnung höchstens ein paar Minuten sein konnten.

In seiner Kindheit hatte er einmal von einem Mann erzählen hören, der zu den Seligen im Himmel gekommen war. Als dieser Mann dann wieder zurückgekehrt war, hatte er gesagt, hundert Jahre im Himmel seien ebenso schnell vergangen wie ein Tag auf der Erde.

Aber wer den Totenkarren fahren mußte, für den wurde vielleicht ein einziger Tag ebenso lang wie hundert Jahre auf Erden.

Da fühlte David Holm aufs neue ein bißchen Mitleid mit Georg.

‚Es wundert mich nicht, daß er sich nach Ablösung sehnt,' denkt er. ‚Dies ist ein sehr langes Jahr für ihn gewesen.' — — —

Während sie einen hohen Hügel hinauffuhren, gewahrten sie eine Person, die noch langsamer vorwärts kam als der Karren, und die sie also einholen konnten.

Es war eine alte buckelige, gebrechliche Frau, die sich mit Hilfe eines dicken Stocks vorwärts schleppte und trotz ihrer Schwäche ein sehr schweres Bündel trug, das die Ärmste ganz auf die eine Seite herabzog.

Es sah aus, als habe die Alte die Fähigkeit, den Totenkarren wahrzunehmen, denn sie ging ihm aus dem Weg, als er sie eingeholt hatte, und blieb am Grabenrand stehen.

Dann ging sie ein wenig rascher vorwärts und hielt Schritt mit dem Karren, den sie die ganze Zeit prüfend betrachtete, um herauszubringen, was denn das für eine Art Fuhrwerk war.

In dem hellen Mondschein blieb ihr nicht lange verborgen, daß eine alte blinde Schindmähre davorgespannt, daß das Wagengeschirr mit Weiden und alten Schnüren zusammengebunden und daß der Karren ganz ausgeleiert und in beständiger Gefahr war, seine beiden Räder zu verlieren.

„Das ist aber doch sonderbar!" murmelte sie vor sich hin, ohne zu ahnen, daß die Insassen sie hören konnten. „Wie kann jemand mit so einem Fuhrwerk und so einem Gaul umherfahren? Ich hatte gemeint, ich könnte den Fuhrmann bitten, mich eine Strecke weit mitzunehmen; aber das arme Tier kann sich ja kaum selbst weiter schleppen, und der Karren würde vollends zusammenbrechen, wenn ich aufstiege."

Aber kaum hatte sie das gesagt, als Georg sich über den Karren herausbog und sein Fuhrwerk zu loben begann.

„Ach, der Karren und das Pferd sind gar nicht so schlecht, wie Ihr meint," sagte er. „Ich bin mit ihm über brausende Meere gefahren, wo haushohe Wogen dahergerollt kamen, die große Schiffe zum Sinken brachten, während sie mir nichts anhaben konnten."

Die Alte war ein bißchen verblüfft, dachte aber, da sei sie mit einem spaßigen Fuhrmann zusammengetroffen, und sie war nicht faul mit ihrer Antwort.

„Ihr seid vielleicht Leute, die sich besser auf das brausende Meer verstehen als auf das Land," erwiderte sie; „denn es sieht mir aus, als kämet ihr hier nur sehr mühselig vorwärts."

„Ich bin durch jäh hinabführende Grubenschachte geradenwegs in die Eingeweide der Erde hineingefahren, ohne daß der Gaul ausgeglitten ist," nahm der Fuhrmann wieder das Wort. „Und ich bin mitten durch brennende Städte gefahren, wo das Feuer auf allen Seiten wie ein Feuermeer loderte. Kein Feuerwehrmann hat sich so weit ins Feuer und in den Rauch hineingetraut wie dieses Pferd, ohne zurück zu scheuen."

„Ihr wollt Euch über eine alte Person lustig machen, Fuhrmann," sagte die Frau.

„Manchmal hab' ich auf den höchsten Bergen zu tun gehabt, wo nirgends ein gebahnter Pfad war," fuhr der Fuhrmann fort. „Aber das Pferd ist Felswände hinaufgeklettert und hat sich bis über den Rand von Abgründen hinausgewagt, und der Karren hat doch zusammengehalten, ob auch der Weg an manchen Stellen ganz mit Felsblöcken übersät war. Ich bin über Moore gefahren, auf denen man nirgends festen Fuß fassen konnte, weil keine Erdscholle herausragte, die auch nur ein Kind getragen hätte, und Schneewehen, die mannshoch aufgetürmt in meinem Weg lagen, haben mich nicht aufhalten können; deshalb meine ich keinen Grund zu haben, mich über mein Gefährt zu beklagen."

„Ja, wenn es so ist, wie Ihr sagt, dann wundere ich mich nicht, wenn Ihr zufrieden seid," sagte die Alte, dem Fuhrmann beipflichtend. „Ihr seid wohl selbst ein rich-

tiger großer Herr, da Ihr so ein prächtiges Fuhrwerk habt."

„Ich bin der Starke, der Gewalt über die Menschenkinder hat," erwiderte der Fuhrmann, und nun hatte seine Stimme einen vollen und tiefen Klang. „Ich bezwinge sie, mögen sie in hohen Sälen oder in niederen Kellerlöchern wohnen. Dem Sklaven gebe ich die Freiheit, und ich reiße die Könige von ihren Thronen. Keine Burg ist so mächtig, daß ich ihre Mauern nicht erklimmen könnte. Keine Wissenschaft ist so tief, daß sie einen Damm gegen mein Vordringen aufwerfen könnte. Ich schlage die Sicheren, gerade wenn sie sich in ihrem Glück sonnen, und ich schenke Schätze und Güter den Elenden, die in Armut verschmachtet sind."

„Hab' ich mir's nicht gedacht, daß ich hier mit einem großen Herrn zusammengetroffen bin," rief die Alte lachend. „Aber da du so mächtig bist und ein so prächtiges Fuhrwerk hast, könntest du mich auch eine Strecke weit mitfahren lassen. Ich bin auf dem Weg zu meiner Tochter, um den Silvesterabend bei ihr zu verbringen, habe mich aber verirrt und fürchte, ich muß die ganze Nacht auf der Landstraße umherwandern, wenn du mir nicht hilfst."

„Nein, darum sollt Ihr mich nicht bitten," versetzte der Fuhrmann. „Es ist immer noch besser für Euch, Ihr geht auf der Landstraße weiter, als daß Ihr in meinem Karren fahrt."

„Ja, da muß ich dir recht geben," sagte die Alte. „Dein Pferd würde sicher zusammenbrechen, wenn es mich auch noch ziehen müßte. Aber mein Bündel will ich hier hinten hineinlegen, so viel könntest du mir doch helfen."

Ohne eine Erlaubnis abzuwarten, hob sie ihr Bündel auf und legte es in den Karren hinein. Aber wie wenn sie es auf wallenden Rauch oder wogenden Nebel gesetzt hätte, sank es ohne den geringsten Widerstand auf die Erde herab.

Zugleich mußte indes die Alte die Kraft verloren haben, den Karren zu sehen, denn sie blieb ratlos und zitternd auf dem Weg stehen, ohne noch einen Versuch zu machen, mit dem Fuhrmann zu reden.

Diese Unterhaltung flößte David Holm abermals ein wenig Mitleid mit Georg ein.

‚Er hat gewiß allerhand durchmachen müssen,' denkt er. ‚Ich kann mich nicht mehr darüber wundern, daß er sich verändert hat.'

9

Der Fuhrmann hat David Holm in ein Gemach mit hohen, aber vergitterten Fenstern und kahlen, hellen Wänden ohne den geringsten Schmuck geführt. Mehrere Betten stehen an den Wänden, von denen aber nur eines besetzt ist. Ein schwacher Arzneigeruch schlägt David Holm entgegen, ein Mann in der Uniform eines Gefangenenwärters sitzt neben dem Bett, und David Holm begreift, daß er in das Krankenzimmer eines Gefängnisses gekommen ist.

An der Decke brennt eine kleine elektrische Lampe, und bei deren Schein sieht David Holm in dem einen Bett einen jungen kranken Menschen mit einem schönen, aber abgezehrten Gesicht. Aber kaum hat er einen Blick auf den Gefangenen geworfen, als er auch schon vergißt, daß er vorhin milder gegen Georg gestimmt gewesen war, und er ist auf dem Punkt, sich mit der vorigen Wut auf Georg zu stürzen.

„Was hast du hier zu tun?" bricht er los. „Wenn du dem, der da im Bett liegt, etwas zuleid tust, dann sind wir Feinde für ewige Zeiten, das laß dir gesagt sein!"

Der Fuhrmann sieht David Holm mit einem Blick an, der eher mitleidsvoll als strafend ist.

„Ich begreife nun, wer es ist, der da liegt, David; aber ich hab' es nicht gewußt, als wir herfuhren."

„Ob du es gewußt hast oder nicht, ist ganz einerlei, Georg, wenn du nur begreifst — — —" Doch jäh bricht er ab. Georg hat nur eine befehlende Bewegung mit der Hand gemacht, und David Holm versinkt, von einer unwiderstehlichen Angst bezwungen, in Schweigen.

„Für uns beide gibt's nicht anderes als Unterwerfung und Gehorsam," sagt der Fuhrmann. „Du hast nichts

zu wünschen oder zu verlangen, sondern nur ruhig auf Aufklärung zu warten."

Damit zieht Georg seine Kapuze tief übers Gesicht herein, zum Zeichen, daß er vorderhand kein Wort mehr wechseln will, und in der nun eintretenden Stille hört David Holm, daß der kranke Gefangene mit seinem Wärter zu reden angefangen hat.

„Herr Aufseher, glauben Sie, daß ich wieder recht werden kann?" fragt er mit einer schwachen, aber durchaus nicht mutlosen oder traurigen Stimme.

„Ei freilich, freilich können Sie das, Holm," sagt der Aufseher freundlich, obgleich mit etwas unsicherem Ton. „Sie müssen sich nur ein wenig erholen und das Fieber überwinden."

„Sie wissen wohl, daß ich nicht an das Fieber gedacht habe," erwidert der Kranke. „Ich meine, ob Sie, Herr Aufseher, meinen, ich könne wieder heraufkommen. Das ist nicht so leicht, wenn man wegen Totschlag im Gefängnis gesessen hat."

„Es wird schon gehen, Holm, da Sie jemand haben, zu dem Sie gehen können," antwortet der Aufseher. „Sie haben mir wenigstens gesagt, Sie wüßten einen Ort, wo Sie aufgenommen würden."

Ein schönes Lächeln fliegt über das Gesicht des Kranken.

„Wie hat mich der Herr Doktor heute abend gefunden?" fragt er dann.

„Keine Gefahr, Holm, keine Gefahr! Der Doktor sagt immer das gleiche. ‚Wenn ich ihn nur außerhalb dieser Mauern hätte, dann würde ich ihn bald wieder auf die Beine bringen,' sagt er.

Der Gefangene dehnt die Brust und zieht die Luft durch die Zähne ein.

„Außerhalb dieser Mauern, ja," murmelte er leise vor sich hin.

„Ich wiederhole nur, was der Doktor zu mir zu sagen pflegt," fährt der Aufseher fort. „Aber Sie dürfen das nicht so genau nehmen, Holm, damit Sie uns nicht wieder auf und davon gehen wie im Herbst vor einem Jahr. Dadurch ziehen Sie es nur selbst in die Länge, verstehen Sie, Holm?"

„O, Sie brauchen keine Angst zu haben, Herr Aufseher. Ich bin jetzt viel klüger als damals. Jetzt bin ich nur noch darauf aus, bald von hier entlassen zu werden. Und nachher fange ich ein neues Leben an."

„Ja, da haben Sie recht, Holm, es wird ein neues Leben für Sie werden," sagt der Wächter mit einem etwas feierlichen Ton.

David Holm sitzt dabei und ängstigt sich mehr als der Kranke.

„Er ist hier im Gefängnis angesteckt worden," murmelt er, während er den Körper angstvoll hin und her wiegt. „Und jetzt ist er hoffnungslos zugrunde gerichtet, er, der so schön und stark und so froh war!"

„Herr Aufseher, haben Sie nicht — — —" fängt der Kranke wieder an; da er aber in demselben Augenblick eine leichte Bewegung der Ungeduld bei seinem Wärter wahrnimmt, fragt er hastig: „Vielleicht ist es gegen die Vorschrift, wenn ich rede?"

„Nein, nein, heute nacht dürfen Sie reden, so viel Sie wollen, Holm."

„Heute nacht — — —" wiederholt der Kranke nachdenklich. „Ja so, vielleicht weil es Neujahrsnacht ist."

„Ja," antwortet der Aufseher. „Ja, weil ein gutes neues Jahr für Sie beginnt, Holm."

„Der Mann da weiß, daß er heute nacht sterben wird," klagt in seiner Machtlosigkeit der Bruder des kranken Gefangenen. „Das ist der Grund, warum er so freundlich gegen ihn ist."

„Herr Aufseher, haben Sie nicht seit jener Flucht eine Veränderung an mir wahrgenommen?" nimmt der Kranke die vorhin unterbrochene Frage wieder auf. „Sie haben doch seither keine Mühe mehr mit mir gehabt, nicht wahr, Herr Aufseher?"

„Ganz recht, Sie sind seither so folgsam wie ein Lamm gewesen, und ich habe gar keinen Grund gehabt, unzufrieden mit Ihnen zu sein. Aber ich rate Ihnen aufs neue, tun Sie das nicht noch einmal."

Der Kranke lächelt.

„Herr Aufseher, haben Sie sich nicht gefragt, was der Grund von dieser Veränderung sein könnte?" fragt er

dann. „Vielleicht haben Sie gedacht, sie komme nur daher, weil ich nach der Flucht kränker geworden bin?“

„Ja, das haben wir uns ungefähr gedacht.“

„Aber es war durchaus nicht deshalb, es hat einen ganz anderen Grund,“ versetzt der Kranke. „Ich habe mir noch nie davon zu reden getraut, aber heute nacht will ich es Ihnen erzählen, Herr Aufseher.“

„Nun fürchte ich fast, daß Sie doch zu viel reden, Holm,“ erwidert der Aufseher; als er aber sieht, daß sich das Gesicht des Kranken umwölkt, fügt er freundlich hinzu: „Ja, nicht weil ich es müde wäre, Ihnen zuzuhören, es ist Ihrer selbst wegen, Holm.“

„Haben Sie alle hier im Gefängnis es nicht merkwürdig gefunden, daß ich freiwillig wiedergekommen bin?“ fährt der Kranke fort. „Niemand hat eine Ahnung gehabt, wo ich mich aufhielt, und ich selbst ging auf das Schultheißenamt und meldete mich aus ganz freien Stücken. Nun, Herr Aufseher, was glauben Sie, warum ich so etwas Ungewöhnliches getan habe?“

„Wir dachten natürlich, es sei Ihnen so schlecht gegangen, daß Sie es fürs beste hielten, sich gutwillig wieder einzufinden.“

„Ja, in den ersten Tagen, da war's mir freilich herzlich schlecht gegangen, das ist wahr. Aber ich war ja drei Wochen fortgewesen. Haben Sie denn alle gemeint, ich hätte die ganze Zeit im wilden Walde zugebracht und überdies mitten im Winter?“

„Wir mußten es ja glauben, da Sie es doch sagten, Holm.“

Der Gefangene sieht außerordentlich vergnügt aus, als er sagt:

„Ja, man muß ja der hohen Obrigkeit manchmal so etwas weismachen, damit die, die einem geholfen haben, nicht in die Patsche kommen. Also darf man ja gar nichts anderes sagen. Wenn einer den Mut hat, einen ausgebrochenen Gefangenen aufzunehmen und gut gegen ihn zu sein, dann muß man ihn doch nachher schützen, so gut man kann. Damit sind Sie doch wohl einverstanden, Herr Aufseher?“

„Holm, jetzt fragen Sie mich mehr, als ich beant-

22*

worten darf," antwortete der Wächter mit derselben Geduld, die er die ganze Zeit gezeigt hat.

Der Gefangene stößt einen tiefen, sehnsüchtigen Seufzer aus.

„Wenn ich es nur so lange treibe, bis ich wieder dorthin kommen kann!" beginnt er wieder. „Es war eine Familie, die ganz am Waldessaum wohnte."

Er unterbricht sich und ringt eine Weile nach Luft. Der Aufseher sieht ihn besorgt an. Dann greift er nach der Arzneiflasche, und als er sieht, daß sie leer ist, steht er auf.

„Ich muß noch etwas von diesem hier holen," sagt er und verläßt das Zimmer.

Im nächsten Augenblick sitzt der Fuhrmann auf seinem Platz neben dem Bett. Die Kapuze hat er zurückgeschlagen und die Sense so hingestellt, daß sie der Kranke nicht sehen kann.

Als David Holm den Fürchterlichen so nahe bei seinem Bruder sieht, bricht er in ein Wimmern aus, das fast wie das eines weinenden Kindes klingt; aber der Bruder selbst zeigt keine Aufregung. Da er hohes Fieber hat, merkt er gar nicht, daß ein anderer sich auf den Stuhl neben seinem Bett gesetzt hat, sondern meint, er habe noch immer denselben Aufseher vor sich.

„Es war ein ganz kleines Haus," sagt er, keucht aber zwischen jedem Wort vor lauter Anstrengung.

„Sie sollten sich nicht so sehr mit dem Reden anstrengen," sagt der Fuhrmann. „Was Sie denken, weiß die hohe Obrigkeit bis aufs Tüpfelchen genau; wir haben es nur nicht zeigen wollen."

Der Kranke sperrt vor Verwunderung die Augen auf.

„Ja, Sie sehen mich groß an, Holm," sagt der Fuhrmann. „Warten Sie nur, dann sollen Sie es hören. Meinen Sie nicht, wir hätten gehört, daß sich an einem Nachmittag ein Mann in ein Häuschen hineingeschlichen hat — es war das allerletzte vor dem langen Dorfe —, weil er meinte, es sei niemand daheim.

Er hatte lange am Waldrand gelegen und gelauert, ob die Frau nicht weggehen würde; ihr Mann war ja natürlich bei der Arbeit draußen, und Kinder hatte er keine gesehen. — Jetzt endlich kam die Frau mit einem

Milchtopf im Arm heraus, und der Mann, der genau achtgegeben hatte, wo sie den Schlüssel versteckte, schlich sich ins Haus hinein."

„Woher wissen Sie das, Herr Aufseher?" fragt der Kranke und will sich in seiner Überraschung im Bett aufsetzen.

„Bleiben Sie ruhig liegen, Holm," sagt der Fuhrmann überaus gutmütig, „und haben Sie keine Angst für Ihre Freunde. Auch wir beim Gefängniswesen sind doch wohl noch Menschen. Nun will ich Ihnen sagen, was ich noch weiter weiß. Als der Mann in die Stube hineinkam, erschrak er, weil sie nicht leer war, wie er geglaubt hatte. In einem großen breiten Bett an der hinteren Wand lag ein krankes Kind und sah ihn an. Der Mann ging leise auf das Kind zu; aber da schloß es die Augen und lag ganz ruhig wie tot da.

‚Warum liegst du hier mitten am Tag?' fragte der Mann. ‚Bist du krank?' Aber das Kind rührte sich nicht. ‚Du brauchst keine Angst vor mir zu haben,' sagte der Mann wieder. ‚Sag' mir nur, wo ich am raschesten etwas zu essen finden kann, dann gehe ich gleich wieder meiner Wege.'

Da aber das Kind unbeweglich liegen blieb und keine Antwort gab, zog der Mann einen Strohhalm aus dem Bettstroh und kitzelte das Kind damit unter der Nase. Da mußte das Kind nießen, und der Mann fing an zu lachen. Das Kind sah ihn zuerst verwundert an, dann aber fing es auch an zu lachen. ‚Ich habe versuchen wollen, mich tot zu stellen,' sagte es. — ‚Aber warum denn, wozu sollte das dienen?' — ‚Ach, du hast doch wohl gehört, was du tun sollst, wenn du im Walde einem Bären begegnest?' sagte das Kind. ‚Du sollst dich auf den Boden werfen und tun, als ob du schon tot wärest. Dann geht der Bär fort, um eine Grube zu graben, in die er dich hineinlegen kann, und indessen kannst du entfliehen.'

Der Mann wurde dunkelrot. ‚Aha, du hast gemeint, ich werde fortgehen, um die Grube zu graben, in die ich dich hineinstopfen wollte?' fragte er. — ‚Ja, aber das war recht dumm von mir, denn ich hätte jedenfalls nicht davonlaufen können,' erwiderte das Kind. ‚Ich habe Schmerzen in der Hüfte und kann nicht gehen.'"

Der kranke Gefangene scheint ganz aufgeregt vor Verwunderung.

„Vielleicht soll ich nicht weiter erzählen, Holm?“ fragt der Fuhrmann.

„Doch, doch, ich höre so gern zu, ich freue mich, wenn ich gerade daran erinnert werde. Aber es ist mir unbegreiflich — — —“

„Ach, es ist gar nicht so merkwürdig. Denn hören Sie, Holm, ein gewisser Landstreicher namens Georg — von ihm haben Sie doch wohl reden hören — hat die Geschichte auf einer seiner Wanderungen gehört und sie dann weitererzählt. Ich glaube, er wußte nicht einmal, wie der Mann, der sich in die Stube hineingeschlichen hatte, hieß.“

Nach diesen Worten entsteht eine kleine Pause; aber schon nach kurzem fragt der Kranke mit schwacher Stimme:

„Wie ging es dann weiter mit dem Mann und dem Kind?“

„Nun, der Mann bat noch einmal um etwas zu essen. ‚Es kommt doch wohl öfters vor, daß ein Armer in euer Haus hereinkommt und um etwas zu essen bittet,‘ sagte er. — ‚O ja, das kommt öfters vor,‘ erwiderte das Kind. — ‚Und deine Mutter gibt ihm dann wohl auch etwas?‘ — ‚Ja, wenn sie etwas im Haus hat, gibt sie ihm davon.‘ — ‚Siehst du,‘ sagte der Mann, ‚und auch jetzt handelt es sich um gar nichts anderes. Ein Armer ist zu dir hereingekommen und bittet dich um etwas zu essen. Sag' mir, wo etwas Eßbares ist, ich nehme gewiß nicht mehr, als zum Sattwerden nötig ist.‘

Das Kind sah den Mann mit einer lustigen, kindlich schlauen Miene an, dann sagte es: ‚Mutter hat an den Flüchtling gedacht, der sich im Wald herumzutreiben scheint, und darum alles Eßbare weggestellt und im Schrank verschlossen.‘ — ‚Aber du hast doch wohl gesehen, wo sie den Schlüssel hingelegt hat, so daß du es mir sagen kannst; sonst muß ich ja das Schloß aufbrechen.‘ — ‚O, das ist nicht so leicht,‘ versetzte das Kind. ‚Wir haben feste Schlösser an unseren Schränken.‘

Der Mann ging im Zimmer herum und suchte nach dem Schlüssel. Er suchte auf dem Kaminschoß und in

der Tischlade, konnte ihn aber nicht finden. Das Kind hatte sich indessen im Bett aufgesetzt und zum Fenster hinausgesehen. Jetzt sagte es: ‚Es kommen Leute des Weges daher; Mutter und viele andere mit ihr.‘

Mit einem Sprung stand der Flüchtling an der Tür. — ‚Wenn du da hinausläufst, rennst du ihnen gerade in die Hände. Es wäre besser, du versteckest dich in unserm Schrank,‘ sagte das Kind. — Der Mann zögerte an der Tür. ‚Das ist wohl möglich, aber ich hab' den Schlüssel zu dem Schrank nicht.‘ — ‚Aber ich hab' ihn!‘ rief das Kind, und zugleich streckte es die Hand aus, in der ein großer Schlüssel lag.

Der Flüchtling nahm den Schlüssel und eilte nach dem Schrank.

‚Wirf mir den Schlüssel wieder her,‘ rief das Kind, als der Mann den Schrank öffnete, ‚und zieh die Tür von innen zu!‘ Der Flüchtling tat, wie ihm geheißen war, und im nächsten Augenblick war er eingesperrt!

Man kann sich denken, wie dem Manne das Herz klopfte, während er da drinnen stand und auf seine Verfolger lauschte. Er hörte, wie die Tür zum äußeren Zimmer aufgemacht wurde, und daß viele Leute hereinkamen. Eine Frauenstimme schrie laut und gellend: ‚Ist jemand hier gewesen?‘ — ‚Ja,‘ antwortete das Kind. ‚Sobald du fortgegangen warst, Mutter, ist ein Mann hereingekommen.‘ — ‚Ach Gott, ach Gott!‘ jammerte die Frau. ‚Die Leute haben also recht gehabt. Sie sagten, sie hätten jemand aus dem Wald herauskommen und hier hineingehen sehen.‘

Der Flüchtling verfluchte in Gedanken das Kind, das ihn verriet. Der verschlagene Bengel hatte ihn wie in einer Mausefalle gefangen. Er versuchte schon die Tür zurückzuschieben, um mit einem Satz herauszustürzen und sich vielleicht durchzuschlagen. Da hörte er, daß jemand fragte, wo denn der Flüchtling hingekommen sei.

‚Jetzt ist er nicht mehr im Hause,‘ antwortete die helle Kinderstimme. ‚Er bekam Angst, als er euch daherkommen sah.‘

‚Hat er nichts mitgenommen?‘ fragte die Mutter. — ‚Nein, er wollte etwas zu essen haben, aber ich konnte ihm nichts geben.‘ — ‚Und er hat dir auch nichts getan?‘

‚Doch, er hat mich unter der Nase gekitzelt,‘ sagte das Kind, und der Flüchtling hörte, wie es dabei lachte. — ‚Was, hat er das getan?‘ rief die Mutter, und nun lachte auch sie nach der ausgestandenen Angst.

‚Nun, wenn er nicht mehr hier ist, dann wollen wir nicht länger hierbleiben und die Wände anstarren,‘ sagte jetzt eine Männerstimme, und gleich darauf hörte der Flüchtling, daß die Leute das Zimmer verließen. — ‚Ihr bleibt jetzt wohl daheim, Lisa?‘ sagte gleich darauf eine Stimme. — ‚Ja, ich lasse Bernhard heute nicht mehr allein,‘ antwortete die Stimme der Mutter.

Der Flüchtling hörte, wie die Haustür geschlossen wurde, und erriet, daß die Mutter und das Kind nun allein im Hause waren. ‚Wie wird es mir nun gehen?‘ dachte er. — In demselben Augenblick hörte er Schritte auf den Schrank zukommen, und die Stimme der Mutter rief: ‚Ihr in dem Schrank habt keine Angst, sondern kommt heraus, damit ich mit Euch reden kann.‘ Zugleich wurde der Schlüssel ins Schloß gesteckt und die Tür aufgemacht. Der Mann war ganz verzagt. ‚Der dort drüben hat gesagt, ich solle mich hier verstecken,‘ stammelte er, indem er auf das Kind deutete.

Der Junge lachte und war so aufgeräumt über das Abenteuer, daß er in die Hände klatschte. ‚Er wird ganz pfiffig von dem beständigen Zubettliegen und sich mit seinen eigenen Gedanken beschäftigen,‘ sagte die Mutter stolz. ‚Man kann nächstens nicht mehr mit ihm fertig werden.‘ — Nun merkte der Flüchtling, daß die Mutter ihn nicht ausliefern wollte, weil der Junge sich seiner angenommen hatte. — ‚Ja, da habt Ihr ganz recht. Ich will Euch gestehen, daß ich hereinkam, um mir etwas zum Essen zu verschaffen, aber ich habe nichts ergattern können. Das Kind hat mir den Schlüssel nicht gegeben. Er ist tüchtiger als viele, die auf ihren Beinen herumlaufen.‘ Die Mutter begriff wohl, was der Flüchtling mit seinen Schmeicheleien ausrichten wollte, aber sie hörte es jedenfalls gern. ‚Nun will ich Euch zuerst etwas zu essen geben,‘ sagte sie.

Während der Flüchtling aß, fragte ihn der Junge über seine Flucht aus, und der Mann berichtete alles ganz aufrichtig von Anfang bis zu Ende. Die Flucht

war nicht vorbereitet gewesen, sondern es hatte sich ihm eine Gelegenheit gezeigt, als er im Gefängnishof arbeitete und das Tor offen stand, weil einige Fuhren Kohle hereingefahren werden sollten. Der Junge fragte und fragte und konnte gar nicht genug bekommen. Alles wollte er wissen. Wie der Flüchtling zur Stadt hinausgekommen, und wie es ihm dann im Wald ergangen war. Ein paarmal sagte der Mann, jetzt müsse er gehen; aber davon wollte der Junge nichts hören. ‚Nun, Ihr könnt ja ebensogut heute abend hier sitzenbleiben und Euch mit Bernhard unterhalten,' sagte die Frau schließlich. ‚Es sind so viele Leute unterwegs, die auf Euch lauern. Ihr werdet jedenfalls ergriffen, ob Ihr hierbleibet oder Euch fortschleicht.'

Als der Mann heimkam, saß der Flüchtling noch da und erzählte dem Jungen. Es war jetzt dunkel im Zimmer, und der Häusler meinte zuerst, es sei einer der Nachbarn, der sich mit dem Kinde unterhalte. Seid Ihr es, Petter, der hier sitzt und Bernhard Geschichten erzählt?' fragte er. — Das Kind fing in seiner Ausgelassenheit laut zu lachen an. ‚Nein, Vater, das ist nicht Petter, sondern was viel Besseres. Komm nur her, dann sollst du hören!' Der Vater trat ans Bett, aber er bekam nicht eher etwas zu hören, als bis er sein Ohr ganz dicht an des Jungen Mund gelegt hatte. — ‚Es ist der Flüchtling,' flüsterte der Junge. — ‚Ums Himmels willen, Bernhard, red' nichts!' sagte der Vater. — ‚Es ist aber doch wahr,' erwiderte der Junge. ‚Er hat mir erzählt, wie er sich zum Gefängnistor herausgeschlichen hat und dann tief drinnen im Wald in einer alten Blockhütte drei Nächte lang versteckt war. Ich weiß alles genau.'

Die Mutter hatte in aller Eile ein Lämpchen angezündet, und der Häusler betrachtete jetzt den Flüchtling, der sich neben der Tür aufgestellt hatte. — ‚Nun sagt mir zuerst genau, wie alles zusammenhängt,' sagte der Häusler. Da fingen seine Frau und sein Kind an zu berichten, und in ihrem Eifer nahmen sie einander wiederholt das Wort vom Munde weg. Der Häusler war ein älterer Mann und sah klug und bedächtig aus. Aufmerksam betrachtete er sich den ausgebrochenen Sträfling, während die anderen erzählten. — ‚Der Ärmste sieht ja

aus, als wäre er todkrank,' dachte er. ‚Wenn er noch eine Nacht in der Blockhütte zubringen muß, ist es um ihn geschehen.'

‚Auf der Landstraße begegnet man vielen, die gefährlicher aussehen als Ihr, ohne daß es jemand einfällt, sie gefangenzunehmen,' sagte er, als die anderen schwiegen. — ‚Ich bin auch gar nicht so gefährlich,' erwiderte der Flüchtling. ‚Aber es hatte mich einer gereizt, als ich betrunken war.' — Der Häusler wollte nicht, daß der Flüchtling im Beisein des Jungen mehr von der Sache erzählte, und so unterbrach er ihn: ‚Ja, ich kann mir wohl denken, daß es derartig zugegangen ist,' sagte er.

Nun herrschte vollkommenes Schweigen in der Stube. Der Häusler saß nachdenklich da, und die anderen sahen ihn ängstlich an. Niemand wagte, noch ein weiteres Wort zugunsten des Flüchtlings zu sagen. Endlich wandte sich der Häusler an seine Frau. ‚Ich weiß nicht, ob ich unrecht tue,' sagte er. ‚Aber es geht mir wie dir; da sich der Junge nun einmal seiner angenommen hat, kann ich ihn nicht aus dem Hause jagen.'

Somit wurde beschlossen, der Flüchtling solle über Nacht dableiben und am frühen Morgen weitergehen. Aber am nächsten Morgen hatte er so hohes Fieber, daß er sich nicht auf den Füßen halten konnte. Und auf diese Weise sahen sich die Leute genötigt, ihn ein paar Wochen bei sich zu behalten."

Als der Fuhrknecht bei dem Punkt angekommen ist, wo er berichtet, wie der Flüchtling in der Wohnung behalten wurde, bieten die beiden Brüder, die der Erzählung lauschen, einen merkwürdigen Anblick. Der Kranke hat sich in seinem Bett zu sanfter Ruhe ausgestreckt. Die Schmerzen scheinen von ihm gewichen zu sein, und er lebt völlig in einer glücklichen Vergangenheit. Aber mißtrauisch sitzt der andere da, er ahnt, daß sich hinter all diesem eine geheime Falle verbirgt. Einmal ums andere versucht er dem Bruder ein Zeichen zu machen, nicht so ruhig dazuliegen, aber es gelingt ihm nicht, seine Aufmerksamkeit zu erregen.

„Sie wagten es nicht, einen Arzt zu holen," setzte der Fuhrknecht seine Erzählung weiter fort. „Und sie wagten auch nicht um Arznei in die Apotheke zu gehen. Der

Kranke mußte sich ohne Mittel behelfen. Wenn jemand vorbeikam und Anstalt machte, in die Kathe zu treten, so stellte sich die Frau auf die Schwelle und erzählte, Bernhard habe einen so sonderbaren Ausschlag am ganzen Körper, sie fürchte fast, es sei das Scharlachfieber. Und sie könne die Verantwortung nicht auf sich nehmen, jemand ins Haus hereinkommen zu lassen.

Als sich der Flüchtling nach vierzehn Tagen allmählich etwas erholte, sagte er sich, er könne nun nicht länger bei seinen freundlichen Wirtsleuten bleiben, sondern müsse sich davonmachen; unter keinen Umständen dürfe er den armen Leuten noch länger zur Last fallen.

Um diese Zeit fingen seine Wirtsleute ein Gespräch mit ihm an, das ihm schwer aufs Herz fiel. Eines Abends fragte ihn nämlich Bernhard, wohin er sich wenden wolle, wenn er von ihnen fortgehe. — ‚Ich gehe wohl am besten wieder hinaus in den Wald,' antwortete er. — ‚Ich will Euch etwas sagen,' fiel die Frau ein. ‚Das hat keinen Sinn, wenn Ihr in den Wald hinausgeht. An Eurer Stelle würde ich danach trachten, wieder mit dem Gesetz aufs gleiche zu kommen. Es kann doch kein Vergnügen für Euch sein, wie ein wildes Tier im Walde zu hausen.' — ‚Es ist aber auch kein Vergnügen für mich, im Loch zu sitzen.' — ‚Nein, aber wenn das doch einmal durchgemacht sein muß, so ist es gewiß am besten, es je eher je lieber überstanden zu haben.' — ‚Ach, ich hätte gar nicht mehr so lange sitzen müssen, als ich durchging,' sagte er. ‚Aber jetzt bekomme ich wahrscheinlich noch mehr aufgebrummt.' — ‚Ja, diese Flucht ist ein rechtes Elend,' meinte die Frau. — ‚Nein,' entgegnete rasch der Flüchtling. ‚Es ist das Beste, was ich in meinem Leben getan habe.'

Als er das sagte, schaute er dem Jungen in die Augen und lächelte ihn an, und dieser lachte und nickte ihm zu. Dieses Kind war ihm ans Herz gewachsen. Am liebsten hätte er es aus dem Bett herausgeholt, auf seine Schultern gehoben und es mit sich fortgenommen, wenn er nun weitergehen mußte. ‚Es wird Euch schwer fallen, wieder mit Bernhard zusammenzutreffen, wenn Ihr Euer ganzes Leben lang als armer Flüchtling umherschweifen müßt,' sagte die Frau. — ‚Aber es würde noch viel

schwieriger sein, wenn ich mich wieder einsperren ließe,' versetzte er.

Der Häusler, der eben in der Stube anwesend war, mischte sich nun auch ins Gespräch. ,Wir haben uns recht an Euch gewöhnt,' sagte er in seiner bedächtigen Art. ,Aber nun Ihr wieder auf seid, können wir Euch nicht länger vor den Nachbarn verborgen halten. Wenn Ihr Eure richtige Entlassung aus dem Gefängnis hättet, wäre es etwas anderes.' Den Flüchtling durchzuckte plötzlich ein Verdacht. Vielleicht sollte er überredet werden, sich selbst zu stellen, damit die Leute keine Unannehmlichkeiten mit dem Gesetze zu gewärtigen hätten. Hastig gab er zur Antwort: ,Ich fühle mich so gesund, daß ich gut morgen meines Weges gehen kann.' — ,Das war es nicht, was ich sagen wollte,' erwiderte der Häusler. ,Aber wenn Ihr frei gewesen wäret, hätte ich Euch angeboten, bei uns zu bleiben und uns bei der Feldarbeit zu helfen.'

Der Flüchtling wußte, wie schwer einer, der im Zuchthaus gewesen ist, wieder Arbeit findet, und wurde darum bei diesem Anerbieten ganz gerührt. Aber es widerstrebte ihm sehr, in die Gefangenschaft zurückzukehren, und so blieb er schweigend sitzen.

An diesem Abend war der Junge weniger wohl als sonst. ,Sollte man ihn nicht lieber ins Spital bringen, damit er dort behandelt werde?' fragte endlich der Flüchtling. — ,Ach, er ist schon mehrere Male dort gewesen, aber die Ärzte sagen, es helfe alles nichts, wenn er nicht Seebäder nehmen könne; aber wer kann das bezahlen?' versetzte die Mutter. — ,Es ist wohl eine sehr weite Reise?' fragte der Flüchtling. — ,Es ist nicht allein die Reise, denn wo sollten wir das Geld für Kost und Wohnung hernehmen?' — ,Nein, dies ist natürlich gänzlich unmöglich,' sagte der Flüchtling.

Wieder saß er eine Weile schweigend da, aber in seinem Herzen spielte er mit dem Gedanken, wie er vielleicht eines Tages imstande wäre, Bernhard das Geld zu einer Badereise zu verschaffen.

Dann wendete er sich an den Häusler und nahm selbst das frühere Gespräch wieder auf: ,Es ist keine leichte Sache, einen Sträfling in Dienst zu nehmen,'

streckte er zuerst einen Fühler aus. — ‚O, das würde schon recht werden,‘ erwiderte der Häusler. ‚Aber Ihr seid vielleicht einer von denen, die auf dem Lande nicht recht gedeihen und auf alle Fälle in der Stadt sein wollen?‘ — ‚An die Stadt denke ich niemals, wenn ich in meiner Zelle sitze,‘ antwortete der Sträfling. ‚Da denke ich nur immer an die grünen Fluren und die Wälder.‘

‚Wenn Ihr Eure Strafe abgesessen hättet, so bekämt Ihr das Gefühl, als ob ein großer Teil der Last, die jetzt Euer Gemüt bedrückt, von Euch abgefallen wäre,‘ meinte der Häusler. — ‚Ja, das sage ich auch,‘ stimmte die Frau mit ein.

‚Könntest du uns nicht etwas vorsingen, Bernhard? Aber du fühlst dich vielleicht heute abend zu schwach dazu?‘ — ‚Ach nein,‘ erwiderte der Junge. — ‚Deinem Freund würde es gewiß Freude machen,‘ sagte die Mutter. Dem Sträfling wurde ganz ängstlich zumute, fast als stünde ihm ein Unheil bevor. Er wollte den Jungen bitten, das Singen lieber zu unterlassen; aber da hatte dieser schon angefangen. Er sang mit weicher, heller Stimme, und es war höchst merkwürdig: erst wenn er sang, wurde einem so recht klar, daß auch er ein Gefangener auf Lebenszeit war, der sich nach Freiheit und Bewegung sehnte.

Der Sträfling barg das Gesicht in den Händen, aber die Tränen tropften ihm zwischen den Fingern hindurch. ‚Ich, aus dem doch nie etwas Rechtes werden kann, will versuchen, etwas dazu beizutragen, dieses Kind aus seinen Banden zu befreien,‘ dachte er.

Am nächsten Tag nahm er Abschied und ging fort. Niemand fragte ihn, wohin er sich wende. Alle drei sagten nur: ‚Auf Wiedersehen!‘“

„Ja, das taten sie,“ sagte der Kranke, der nun endlich den Fuhrknecht unterbricht. „Wissen Sie, Herr Aufseher, daß das das Schönste ist, was ich je erlebt habe.“ Er liegt ganz still da, während ihm sachte ein paar Tränen über die Wangen rinnen. „Ich bin froh, daß Sie, Herr Aufseher, das wissen,“ fährt er fort. „Nun kann ich doch mit Ihnen von Bernhard reden — — — Es ist mir zumute, als hätte ich meine Freiheit wieder gehabt — — Es ist mir, als sei ich bei ihm gewesen — —

Ich hätte nie geglaubt, daß ich heute nacht noch so glücklich werden könnte — — —"

Der Fuhrknecht beugte sich nun tief über den Kranken.

„Hört mich an, Holm!" sagt er. „Was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich es nun so einrichten könnte, daß Ihr gleich wieder zu Euren Freunden kämet, wenn auch auf andere Weise, als Ihr Euch gedacht hattet. Wenn ich Euch nun das Anerbieten machte, Euch die langen Jahre der Sehnsucht abzukürzen und Euch noch in dieser Nacht frei zu machen; wäret Ihr bereit zu gehen?"

Während der Fuhrknecht das sagt, hat er die Kapuze heraufgezogen und die Sense ergriffen.

Der Kranke liegt da und sieht ihn mit großen Augen an, aus denen immer größere Sehnsucht spricht.

„Versteht Ihr, wie ich es meine, Holm?" fragt der Fuhrmann. „Ist es Euch klar, daß ich der bin, der alle Gefängnisse aufschließen kann, daß ich der bin, der Euch auf eine Flucht zu geleiten vermag, wo kein Verfolger Euch einholen kann?"

„Ich verstehe wohl, was du meinst," antwortet der Gefangene. „Aber wäre das nicht wie ein Unrecht gegen Bernhard? Du weißt, ich bin hierher zurückgekehrt, damit ich auf ehrenhafte Weise frei würde und ihm dann helfen könnte."

„Du hast ihm das größte Opfer gebracht, das du überhaupt bringen konntest," erwiderte ihm der Fuhrknecht. „Und zum Lohn dafür wird deine Strafzeit abgekürzt und dir die große unverlierbare Freiheit schon jetzt angeboten. Und um Bernhard brauchst du dir keine Gedanken mehr zu machen."

„Aber ich hatte ihn doch ans Meer führen wollen," sagt der Kranke. „Als wir Abschied nahmen, hab' ich ihm zugeflüstert, ich käme wieder und würde ihn dann ans Meer bringen. Ein Versprechen, das man einem Kinde gegeben hat, muß man doch halten."

„Du willst also die Freiheit, die ich dir zu bieten habe, nicht annehmen?" fragt der Fuhrknecht und richtet sich wieder auf.

„Ach doch, doch!" ruft der Kranke eifrig und faßt nach dem Mantel des Fuhrmanns. „Geh nicht fort! Du weißt nicht, wie mich die Sehnsucht verzehrt. Wenn

sich nur ein anderer fände, der Bernhard helfen könnte! Aber er hat ja niemand als mich."

Plötzlich sieht er mit einem leisen Ausruf der Freude auf.

„Da sitzt ja mein Bruder David!" sagt er. „Jetzt hat es keine Not mehr. Ihn kann ich bitten, Bernhard zu helfen."

„Dein Bruder David!" sagt der Fuhrknecht voll Verachtung. „Nein, ihn kannst du nicht bitten, ein Kind zu beschützen. Du solltest nur sehen, wie er seine eigenen Kinder behandelt."

Er bricht ab, denn da sitzt David Holm schon auf der anderen Bettkante und beugt sich über seinen Bruder.

„David," sagt der Kranke, „ich sehe grüne Fluren und das freie offene Meer vor mir. Ach, David, bedenke, ich habe gar so lange hier eingesperrt gesessen! Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, wenn mir die Freiheit winkt und ich sie annehmen kann, ohne ein Unrecht damit zu begehen. Aber da ist das Kind! Du weißt doch, ich habe es ihm versprochen."

„Mach' dir keine Sorgen!" sagt David Holm. „Ich sage dir, diesem Kind, diesen Leuten, die dir geholfen haben, werde auch ich helfen. Geh du nur hinaus in die Freiheit! Geh, wohin du willst! Ich werde für sie sorgen. Verlasse du nur ruhig dein Gefängnis!"

Bei diesen Worten fällt der Kranke in seine Kissen zurück.

„Du hast ihm das Todeswort gesagt, David," spricht der Fuhrknecht. „Komm fort von hier! Es ist Zeit für uns zu gehen. Der Befreite soll uns nicht treffen, uns, die wir in Finsternis und Knechtschaft gebunden sind."

10

„Wenn es mir möglich wäre, mich bei dem entsetzlichen Knirschen und Quietschen verständlich zu machen, würde ich Georg gern ein Wort des Dankes dafür sagen, daß er den beiden, Schwester Edith und meinem Bruder, in ihrem schwersten Augenblick geholfen hat," denkt David Holm. „Ich würde mich zwar nicht dazu

herbeilassen, ihn in seinem Amt abzulösen, aber ihm zeigen, daß ich wohl weiß, was er bei dieser Gelegenheit getan hat, möchte ich doch."

Kaum hat David Holm dies gedacht, als der Fuhrmann am Leitseil zieht und das Pferd anhält, ganz als seien ihm Davids Gedanken bekannt geworden.

„Ich bin nur ein elender Stümper von einem Fuhrmann," sagt er. „Ab und zu gelingt es mir ja wohl, jemand zu helfen, aber ebenso oft mißlingt es. Diese beiden waren leicht über die Grenze zu befördern, weil sich die eine so innig nach dem Himmel sehnte und der andere so wenig hatte, was ihn an diese Welt fesselte. Weißt du, David," fährt er fort und schlägt dabei rasch den alten kameradschaftlichen Ton an, „oft, wenn ich hier auf meinem Karren saß und hinausschaute, hab' ich gedacht, wenn ich doch nur einen sicheren Boten hätte, durch den ich den Menschen Botschaft zukommen lassen könnte, dann würde ich ihnen einen Gruß schicken."

„Ja, das kann ich mir wohl denken," versetzt David Holm.

„Weißt du, David," fährt der Fuhrmann fort, „wenn auf dem Acker reife Frucht prangt, dann ist es nicht schwer, Schnitter zu sein; wenn aber ein Erntearbeiter aufs Feld hinausgehen und arme Gewächse niedermähen müßte, die kaum zu ihrer halben Höhe herangewachsen sind, so würde ihn das eine grausame Arbeit dünken. Der Herr nun, dem ich diene, ist sich auch viel zu gut für solche Arbeit, und darum überläßt er das alles mir armen Fuhrmann."

„Ich sehe ein, daß es so sein muß," sagt David Holm.

„Ach, wenn die Menschen nur wüßten, wie leicht es ist, denen über die Grenze zu helfen, die ihre Arbeit getan, ihre Pflicht erfüllt und ihre Fesseln schon fast durchgescheuert haben, wie schwer aber dagegen der zu befreien ist, der nichts Abgeschlossenes, nichts Vollendetes aufweisen kann, der alle, die er lieb hat, hinter sich zurücklassen muß, dann würden sie sich vielleicht Mühe geben, die Arbeit des armen Fuhrknechts zu erleichtern."

„Wie meinst du das, Georg?"

„Denk nur an eins, David! Seit du jetzt bei mir bist, hast du eigentlich immer nur von einer einzigen

Krankheit reden hören, und ich kann dir versichern, daß dies bei mir das ganze Jahr hindurch so gewesen ist. Aber das kommt nur daher, weil sich diese Krankheit unter der unreifen Saat ausbreitet, und meine Aufgabe ist es, die Saat, die vor der Reife fallen muß, einzuheimsen. Ach, wenn doch nur diese Krankheit aus der Welt geschafft wäre, dann wäre meine Arbeit nicht so schwer."

„Ist das die Botschaft, die du den Menschen schicken möchtest, Georg?"

„Nein, David. Jetzt weiß ich besser als früher, was die Menschen ausrichten können, und sie werden sich in absehbarer Zeit durch ihre Kenntnisse und ihre Ausdauer von dieser Krankheit befreien. Sie werden nicht ruhen, bis sie sich von dieser und von allen den anderen volksverheerenden Krankheiten frei gemacht haben. Nein, daran hängt die Sache nicht."

„Wie könnten sie denn die Arbeit des Fuhrmanns erleichtern?"

„Die Menschen sind überaus mächtig," antwortet Georg, „und deshalb glaube ich, daß der Tag kommen wird, wo man von Armut und Trunksucht oder allem dem Elend, das das Leben verkürzt, nichts mehr weiß. Aber es ist nicht gesagt, daß die Arbeit des Fuhrmanns dadurch weniger mühselig sein wird."

„Aber wie lautet denn dann die Botschaft, die du den Menschen schicken möchtest, Georg?"

„Der Neujahrsmorgen bricht bald an, David, und wenn die Menschen nun erwachen, denken sie zuerst an das neue Jahr und an alles, was es ihnen an Wünschen und Hoffnungen erfüllen soll, und dann denken sie an die Zukunft. Aber da möchte ich ihnen sagen können, sie sollen sich nicht Liebesglück oder Erfolg oder Reichtum oder Macht oder ein langes Leben, ja nicht einmal Gesundheit wünschen; ich möchte, daß sie ihre Hände falteten und ihre Gedanken in dem einen Gebet vereinigten:

‚Gott, großer Gott, laß meine Seele zur Reife kommen, ehe sie geerntet wird!'"

11

Zwei Frauen sitzen in eine ernste Unterhaltung vertieft, die schon stundenlang gedauert hat, beisammen. Das Gespräch war gegen Abend eine Weile unterbrochen worden, weil beide in einem Saal der Heilsarmee dem Gottesdienst anwohnten, aber danach ist es wieder aufgenommen worden. Die ganze Zeit über hat die eine der Frauen sich angestrengt, bei der anderen Mut und Vertrauen zu erwecken; aber es sieht aus, als sei sie noch weit von ihrem Ziel entfernt.

„Wissen Sie, Frau Holm," sagt die, die es versucht, die andere zu trösten und aufzumuntern, „so sonderbar es auch lauten mag, so glaube ich doch, daß Sie es von jetzt an besser bekommen werden. Ich glaube, jetzt hat er sein Schlimmstes getan. Er hatte sich es wohl vorgenommen, um die Rache zu befriedigen, mit der er Ihnen seit Ihrer Wiedervereinigung immerfort gedroht hatte. Aber sehen Sie, Frau Holm, es ist eine Sache für sich, sich an einem Tag hart zu machen und zu sagen, die Kinder dürfen nicht fortgenommen werden; aber etwas anderes ist es, mit so einem Mordgedanken im Herzen umherzugehen und ihn Tag für Tag durchzuführen, und ich glaube nicht, daß das jemand auf die Dauer aushalten könnte."

„Es ist sehr gut von Ihnen, Hauptmännin, daß Sie mich zu trösten versuchen," sagt Frau Holm.

Aber die Hauptmännin merkt wohl, was die arme Frau dabei denkt. Sie denkt: ‚Wenn die Hauptmännin der Heilsarmee auch niemand kennt, der so etwas aushalten könnte, so kenne ich einen, der es kann.'

Die Hauptmännin sieht aus, als sei sie nun fast an der Grenze ihrer Überredungskunst angekommen, aber rasch beschließt sie, noch einen Versuch zu machen.

„Und nun will ich Ihnen noch etwas sagen, Frau Holm," sagt sie. „Ich weiß nicht, ob es eine so große Sünde gewesen ist, als Sie Ihren Mann vor ein paar Jahren verlassen haben, aber ich erkenne, es war eine Versäumnis. Damals haben Sie ihn preisgegeben, und die bösen Folgen zeigten sich rasch. Aber jetzt haben Sie es wieder gutzumachen versucht; da haben Sie getan,

was Gottes Willen von Ihnen forderte, und deshalb glaube ich, daß nun eine Wendung zum Bessern eintreten wird. Ein starker Sturm war erregt worden, und der konnte nicht mit einem Schlag wieder beruhigt werden; aber was Sie, Frau Holm, und Schwester Edith angefangen haben, ist trotz allem ein Werk von guter Art, das die Früchte der guten Werke tragen wird."

Als die Hauptmännin dies gesagt hat, ist sie nicht mehr allein mit David Holms Frau. David Holm und sein Kamerad Georg, oder, besser gesagt, die Schemen dieser beiden sind in das Zimmer eingedrungen und an der Tür stehengeblieben.

David Holm ist jetzt weder an den Füßen noch an den Händen gefesselt. Er folgt dem Fuhrmann, ohne gezwungen werden zu müssen; aber als er jetzt sieht, wohin er geführt worden ist, steigt heftige Entrüstung in ihm auf. Hier soll doch wohl niemand sterben! Warum ihn also zwingen, seine Wohnung und seine Frau wiederzusehen?

Er will sich eben mit einer heftigen Frage an Georg wenden, als dieser ihm durch ein Zeichen bedeutet, sich still und ruhig zu verhalten.

Jetzt hebt David Holms Frau den Kopf, wie von der festen Überzeugung der anderen etwas gestärkt.

„Ach, wer doch glauben könnte, daß es wahr wäre!" seufzt sie.

„Es ist wahr," bekräftigt die Hauptmännin, indem sie Frau Holm ermutigend zulächelt. „Von dem morgigen Tag an tritt eine Wendung ein, und Sie werden sehen, die Hilfe kommt mit dem neuen Jahre."

„Mit dem neuen Jahre — — —" versetzt Frau Holm. „Ei freilich, es ist ja Neujahrsnacht, das hatte ich fast vergessen. Wie spät mag es denn sein, Hauptmännin Andersson?"

„Wir sind schon ein gutes Stück im neuen Jahr drinnen," antwortete die Gefragte, indem sie auf ihre Uhr sieht. „Es ist jetzt ein Viertel vor zwei Uhr."

„Aber dann dürfen Sie nicht noch länger bei mir sitzen," sagt Frau Holm, „sondern müssen nach Hause gehen und sich zu Bett legen. Sie sehen ja, ich bin jetzt ganz ruhig."

Die Hauptmännin sieht die Frau prüfend an.

23*

„Mit der Ruhe ist es wohl noch nicht weit her," sagt sie dann.

„Sie können meinethalben ganz beruhigt sein, Hauptmännin," versichert Frau Holm. „Ich weiß wohl, daß ich heute nacht schreckliche Reden geführt habe, aber nun ist das mit Gottes Hilfe vorüber."

„Glauben Sie, daß Sie jetzt alles in Gottes Hand legen und ihm vertrauen können, daß er alles zum besten lenkt?" fragt die Hauptmännin.

„Ja, ja, ich kann es," antwortet Frau Holm.

„Ich wäre gern noch bis zum Morgen bei Ihnen geblieben, aber ich sehe Ihnen an, daß es Ihnen lieber ist, wenn ich jetzt gehe."

„Es war mir eine große Hilfe, daß Sie bei mir gewesen sind, Hauptmännin; aber jetzt kommt er bald nach Hause, und dann ist es besser, ich bin allein."

Nach einigen weiteren Worten verlassen beide Frauen das Zimmer, und David Holm errät, daß seine Frau die Hauptmännin hinausbegleitet, um die Tür für sie aufzuschließen.

„David, hast du alles gehört?" fragt der Fuhrmann. „Erkennst du nun, daß die Leute schon alles wissen, was ihnen zu wissen nötig ist? Sie müssen nur noch in dem Verlangen, gesund und lange zu leben, gestärkt werden."

Der Fuhrmann hat seine Worte kaum ausgesprochen, als Frau Holm wieder eintritt. Man sieht, daß sie im Sinne hat, ihr Wort zu halten und zu Bett zu gehen. Sie setzt sich auf einen Stuhl, bückt sich vor und fängt an, einen Stiefel aufzuschnüren.

Während sie so vorgebeugt dasitzt, fährt die Haustür mit einem heftigen Schlag zu; da richtet sie sich auf und lauscht.

„Kommt er?" fragt sie. „Ja, er wird es wohl sein."

Sie läuft ans Fenster und versucht in den dunklen Hof hinunterzusehen. Ein paar Minuten steht sie so, atemlos hinausspähend. Als sie sich dem Zimmer wieder zuwendet, ist ihr Gesicht seltsam verändert. Es ist aschgrau geworden, die Augen, die Lippen, alles miteinander ist wie mit Asche überschüttet. Ihre Bewegungen sind jetzt steif und schleppend, und ein schwaches Stöhnen dringt über ihre Lippen.

„Ich kann es nicht aushalten," flüstert sie. „Ich kann es nicht aushalten." —

„Ich soll an Gott glauben," stößt sie nach einer kleinen Pause hervor und bleibt mitten im Zimmer stehen. „Sie sagen, ich soll an Gott glauben. Sie meinen vielleicht, ich hätte nicht zu ihm gebetet und nicht um Hilfe geschrien. Was soll ich tun, wie soll ich es anfangen, um Hilfe von ihm zu erlangen?"

Sie weint nicht, aber ihre Worte sind ein fortgesetztes Wimmern. Sie ist von einer solchen Verzweiflung beherrscht, daß sie offenbar nicht mehr für ihr Tun verantwortlich gemacht werden kann.

David Holm beugt sich vor, sieht sie scharf an, und ein Gedanke steigt plötzlich in ihm auf, vor dem ihm graust.

Die Frau geht nicht zu Bett, sie schleppt sich langsam bis zu dem Lager in der Ecke hin, wo ihre beiden Kinder schlafen.

„Es ist schade um sie," sagt sie, indem sie sich zu ihnen niederbeugt. „Sie sind so schön."

Sie setzt sich neben dem Lager auf den Boden und sieht die Kinder, eins nach dem anderen, lange an.

„Aber ich muß fort, und ich kann sie nicht hinter mir zurücklassen."

Sie streicht ihnen unbeholfen und ungelenk übers Haar.

„Ihr dürft mir für das, was ich tue, nicht böse sein," sagt sie. „Ich bin nicht schuld daran."

Während sie noch auf dem Boden sitzt und die Kinder liebkost, schlägt unten die Tür aufs neue. Sie zuckt wieder zusammen, bleibt aber unbeweglich sitzen, bis soviel Zeit vergangen ist, daß ihr Mann hereingekommen sein müßte, wenn er es drunten gewesen wäre. Dann steht sie rasch auf.

„Ich muß mich beeilen," sagt sie geheimnisvoll flüsternd zu den Kindern. „Es wird bald geschehen sein, wenn er nur nicht kommt und mich daran verhindert."

Sie richtet sich auf, tut aber nichts, sondern wandert ruhelos im Zimmer hin und her.

„Irgend etwas sagt mir, ich solle bis morgen warten," murmelt sie halblaut. „Aber was hätte das für einen Wert? Der morgige Tag ist ein Tag wie alle

anderen. Warum sollte er da milder gestimmt sein als heute?"

David Holm denkt an seinen Körper, der als Leichnam drüben in den Kirchenanlagen liegt und nun bald in die Erde vergraben wird, da er zu nichts zu gebrauchen war. Fast steigt das Verlangen in ihm auf, seine Frau doch auf irgendeine Weise wissen zu lassen, daß sie keine Angst mehr vor ihm zu haben brauche.

Wieder hört man ein schwaches Getöse. Im Haus wird eine Tür geöffnet und wieder zugemacht, und aufs neue zittert die arme Frau und erinnert sich daran, welches Vorhaben sie auszuführen im Begriff steht. Schleppend und stöhnend geht sie an den Herd hin und schichtet Holz hinein, um Feuer anzumachen.

„Es tut nichts, wenn er auch kommt und sieht, daß ich Feuer mache," sagt sie, gleichsam als Antwort auf eine stumme Einwendung. „Ich muß doch wohl am Neujahrsmorgen Kaffee kochen dürfen, um etwas zu haben, das mich wach hält, während ich aufsitze und auf ihn warte."

David Holm fühlt sich außerordentlich erleichtert, als sie dies sagt. Und nun fragt er sich wieder, ob Georg am Ende eine besondere Absicht gehabt habe, als er ihn hierherführte? Hier soll ja niemand sterben. Hier ist ja niemand krank.

Die Kapuze tief hereingezogen, ganz verschlossen und wie in tiefe Gedanken versunken, steht der Fuhrmann da. David Holm merkt wohl, daß es gar keinen Wert hätte, wenn er jetzt das Wort an ihn richten würde.

„Er will, ich soll die Meinigen noch ein letztes Mal sehen," denkt er. „Vielleicht komme ich nie wieder in ihre Nähe."

„Das macht mir gerade keinen Kummer," sagt er im nächsten Augenblick, und es ist ihm, als sei in seinem Herzen nur noch Raum für eine einzige; aber er geht doch nach der Ecke hin, wo die beiden Kinder schlafen. Während er vor ihnen steht und sie betrachtet, fällt ihm der Junge ein, den sein Bruder so innig lieb gehabt hat, daß er seinetwegen freiwillig ins Gefängnis zurückgekehrt ist, und nun empfindet er es als eine Art Vermissen, daß er seine Kinder nicht auf diese Weise lieb haben kann.

„Möchte es ihnen jedenfalls gut gehen!“ denkt er überaus freundlich. „Sie werden morgen froh sein, wenn sie hören, daß sie keine Angst mehr vor mir zu haben brauchen.“

„Ich möchte wohl wissen, was später aus ihnen wird?“ denkt er dann mit lebhafterer Teilnahme, als er bisher je für sie gefühlt hatte, und zugleich durchzuckt ihn eine plötzlich aufsteigende Angst, sie könnten geradeso werden wie er.

„Denn ich bin ein sehr unglücklicher Mensch gewesen,“ denkt er.

„Ich weiß nicht,“ denkt er weiter, „warum ich mich nicht früher um sie gekümmert habe. Wenn es eine Rückkehr gäbe, würde ich gerne zurückkommen, um rechte Menschen aus den beiden hier zu machen.“

Er bleibt stehen und prüft sein Herz.

„Wie merkwürdig, ich hege keinen Haß mehr gegen sie!“ murmelt er. „Und ich möchte, daß sie nach allem, was sie hat erdulden müssen, doch noch glücklich werde. Wenn es mir möglich wäre, würde ich ihr ihre Möbel wieder verschaffen, und ich möchte sie gerne Sonntags in hübschen Kleidern in die Kirche gehen sehen. Aber jetzt, wo ich nicht mehr da bin, bekommt sie es ja gut. Ich glaube, Georg hat mich hierhergeführt, damit ich mich darüber freue, zu den Entschlafenen zu gehören.“

Plötzlich fährt er heftig zusammen. Er ist so versunken in seine Gedanken gewesen, daß er nicht darauf acht gab, was sich seine Frau indessen vornahm. Aber jetzt hat sie einen leisen Angstschrei ausgestoßen.

„Es kocht, das Wasser kocht, nun ist es bald so weit! Jetzt muß es geschehen, nun gibt es keinen Aufschub mehr.“

Sie nimmt eine Büchse, die auf einem Brett dicht neben dem Herd steht, und schüttet daraus gemahlenen Kaffee in die Kaffeemaschine. Dann zieht sie aus dem Busen ein ganz kleines Päckchen, das ein weißes Pulver enthält, und mischt dieses in das Wasser.

David steht unbeweglich da und starrt seine Frau an, ohne zu verstehen, was sie eigentlich tut und beabsichtigt.

„Du wirst sehen, daß es genügt, David,“ sagt sie und wendet sich zugleich dem Zimmer zu, ganz als ob

sie ihn sähe. „Es reicht für beide Kinder und für mich. Ich kann es ja nicht aushalten, ein ganzes Jahr mit ansehen zu müssen, wie sie dahinsiechen. Wenn du nur noch eine Stunde fortbleibst, wird bei deiner Rückkehr alles so bestellt sein, wie du es haben willst."

Doch jetzt steht der Mann nicht mehr ruhig da und hört ihr zu, sondern er ist auf den Fuhrknecht zugeeilt.

„Georg!" sagt er atemlos. „Ach, lieber Gott, Georg, hörst du nicht?"

„Doch, David," antwortet der Fuhrknecht. „Hier stehe ich ja. Ich muß ja mit dabei sein, und ich versäume meine Pflicht nicht."

„Aber du mußt es nicht verstanden haben, Georg! Es handelt sich nicht um sie allein, sondern auch um die Kinder. Sie hat die Absicht, sie mitzunehmen."

„Ja, David," bekräftigt der Fuhrmann. „Sie hat die Absicht, deine Kinder mitzunehmen."

„Aber das darf nicht geschehen, Georg! Es ist ja unnötig. Kannst du ihr denn nicht zu wissen tun, daß es unnötig ist?"

„Nein, ich kann mich ihr nicht vernehmbar machen. Sie ist zu weit weg."

„Aber kannst du nicht jemand herbeirufen, Georg, jemand, der ihr sagt, daß es unnötig ist?"

„Du verlangst Unmögliches, David. Was für Macht hätte ich über die Lebenden?"

Aber David Holm läßt sich nicht abschrecken, sondern wirft sich vor dem Fuhrknecht auf die Knie.

„Denk daran, Georg, daß du früher mein Freund gewesen bist, und laß dies hier nicht geschehen! Laß dies nicht über mich kommen! Laß die armen unschuldigen Geschöpfe nicht sterben!"

Er richtet den Blick auf Georg, um eine Antwort zu erhalten; aber dieser schüttelt nur verneinend den Kopf.

„Ich will alles für dich tun, Georg, was nur in meiner Macht steht. Ich weigerte mich, als du mir befahlst, nach dir Fuhrknecht zu werden; aber ich übernehme das Amt mit Freuden, wenn ich nur das hier nicht durchmachen muß. Alle beide sind noch so klein, und eben jetzt, als ich da vor ihnen stand, hab' ich gewünscht, noch am Leben zu sein, um rechte Menschen aus

ihnen zu machen. Und sie ist ja heute nacht von Sinnen. Sie weiß nicht, was sie tut. Habe Barmherzigkeit mit ihr, Georg!"

Da aber der Fuhrmann noch immer unbeweglich und unerweicht dasteht, wendet sich David etwas von ihm ab.

„Ich bin so allein, so allein, und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll," seufzt er. „Ich weiß nicht, ob ich zu Gott oder zu Christus beten soll. Wie ganz neu in die Welt gekommen bin ich. Wer, wer hat die Macht? Wer kann mir sagen, wohin ich mit meinem Gebet gehen soll?

O, ich armer, sündiger Mensch, ich bete zu dem, der Herr über Leben und Tod ist! Wer bin ich, daß ich mich unterfange, vor dich zu treten! Gegen alle deine Gebote und Vorschriften hab' ich mich vergangen. Mich verdamme in die äußerste Finsternis! Vernichte mich ganz! Tu' mit mir, was du willst, wenn nur diese drei verschont werden!"

Er schweigt und lauscht auf eine Antwort. Aber er vernimmt nichts; nur seine Frau redet vor sich hin.

„Jetzt ist es zerschmolzen und hat aufgekocht, nun muß ich es nur noch etwas abkühlen lassen."

Da beugt sich Georg zu David Holm nieder. Seine Kapuze ist zurückgeschlagen und sein Gesicht wird von einem Lächeln erhellt.

„David," sagt er, „wenn es dir wirklich Ernst ist, dann gibt es vielleicht doch noch einen Ausweg, sie zu retten. Du selbst, David, mußt deine Frau wissen lassen, daß sie keine Angst mehr vor dir zu haben braucht."

„Aber ich kann mich ihr ja nicht vernehmbar machen. Oder kann ich es, Georg?"

„Nein, nicht in deiner jetzigen Gestalt. Du mußt zu dem David Holm zurückkehren, der drüben in den Kirchenanlagen liegt. Vermagst du das?"

David Holm erschrickt, und ein Schauder erfaßt ihn. Das menschliche Leben steht jetzt vor ihm als etwas ihn Erdrückendes, etwas Ertötendes. Wird nicht dies frische Wachstum der Seele ersticken, wenn er wieder ein Mensch wird? Sein ganzes Glück erwartet ihn in einer anderen Welt. Aber er zögert keinen Augenblick.

„Wenn ich kann, wenn ich frei bin — — — Ich glaubte, ich müßte — — —"

„Ja, du hast recht," versetzt Georg, und sein Antlitz strahlt immer schöner. „Dieses Jahr hindurch mußt du der Fuhrknecht des Todes sein, wenn nicht ein anderer für dich eintritt und das Amt für dich verwaltet."

„Ein anderer?" wiederholt David Holm fragend. „Wer würde sich für einen solchen armen Kerl, wie ich einer bin, aufopfern wollen?"

„David," sagt Georg. „Du weißt, es gibt einen, der nie aufgehört hat, darüber zu trauern, daß er dich verleitet hat, vom guten Wege abzuweichen. Dieser Mann wird vielleicht vor lauter Freude, daß er nicht mehr über dich trauern muß, deine Arbeit übernehmen."

Und ohne David Holm Zeit zu lassen, sich so recht klarzumachen, was der andere meint, beugt sich Georg tief zu ihm herab und sieht ihm mit herrlich strahlenden Augen ins Gesicht.

„Alter Freund, David Holm, mach' es, so gut du kannst! Ich bleibe hier, bis du zurückkommst. Du hast nicht mehr viel Zeit."

„Aber du, Georg — — —"

Doch der Fuhrmann unterbricht ihn mit der gebieterischen Handbewegung, der sich David Holm zu unterwerfen gelernt hat. In demselben Augenblick richtet sich Georg auf, zieht die Kapuze über die Stirn herein und sagt mit lauter, eherner Stimme:

„Du Gefangener, tritt wieder ein in dein Gefängnis."

12

David Holm richtete sich auf den Ellbogen auf und sah sich um. Alle Laternen waren gelöscht; aber das Wetter hatte sich aufgehellt, und ein klarer Halbmond stand hell leuchtend am Himmel. David Holm wurde es nicht schwer, sich zu vergewissern, daß er noch in der Kirchenanlage auf dem von dem schwarzen Geäste der Linden überschatteten, verdorrten Rasenplatz lag.

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, versuchte er sich aufzurichten. Er fühlte sich zwar außerordentlich

matt; sein Körper war von der Kälte ganz erstarrt, und der Kopf schwindelte ihm, aber es gelang ihm doch, auf die Beine zu kommen. Er machte einige schwankende Schritte die Allee entlang, mußte aber gleich wieder anhalten und sich gegen einen Baum lehnen, weil er am Umsinken war.

‚Ich vermag es nicht,' dachte er. ‚Es ist ganz unmöglich für mich, noch zu rechter Zeit hinzukommen.'

Nicht einen einzigen Augenblick hatte er das Gefühl, als sei das, was er eben durchgemacht hatte, nicht volle Wirklichkeit. Er hatte einen vollkommen klaren Eindruck von den Ereignissen der Nacht.

‚Der Fuhrmann steht in meiner Wohnung, ich muß mich beeilen,' dachte er.

Er verließ den stützenden Baum und machte wieder ein paar Schritte; er war jedoch so jammervoll schwach, daß er in die Knie sank.

Da, in seiner grenzenlosen Verlassenheit berührte etwas seine Stirne. Er wußte nicht, war es eine Hand oder ein Lippenpaar, oder vielleicht nur der Zipfel eines schleierartigen Gewandes, aber es genügte, sein ganzes Wesen mit seliger Freude zu durchrieseln.

„Sie ist zu mir zurückgekehrt!" jubelte er. „Sie ist mir wieder nahe. Sie beschützt mich!"

Hingerissen streckt er die Arme empor, vor Entzücken, daß die Liebe der Geliebten ihn umgab, vor Entzücken, daß die Liebe zu der Geliebten sein Herz mit ihrer Holdseligkeit auch jetzt noch, wo er wieder ins Irdische zurückgekehrt war, erfüllte.

Jetzt ertönte hinter ihm ein Schritt durch die stille Nacht. Eine kleine Gestalt, den Kopf von einem der großen Hüte der Heilsarmee verborgen, kam dahergeschritten.

„Schwester Maria," sagte er, als sie an ihm vorbeigehen wollte. „Schwester Maria, helfen Sie mir!"

Die Rettungsschwester mußte David Holms Stimme erkannt haben, denn ihr Gesicht umdüsterte sich, und sie ging weiter, ohne sich um ihn zu kümmern.

„Schwester Maria, ich bin nicht betrunken, sondern krank. Helfen Sie mir, daß ich nach Hause kommen kann!"

Sie glaubte ihm wohl kaum, aber ohne ein Wort der Erwiderung trat sie zu ihm, half ihm vom Boden auf und stützte ihn beim Weitergehen.

Nun war er also doch noch einmal auf dem Weg nach Hause. Aber wie langsam es ging! Daheim konnte ja jetzt schon alles vorbei sein. Keuchend blieb er stehen.

„Schwester Maria, es wäre eine außerordentlich große Hilfe, wenn Sie vorausgehen würden und meiner Frau sagten — — —"

„Soll ich vorausgehen und ihr sagen, daß Sie wie gewöhnlich betrunken nach Hause kommen? Das ist ihr wohl nichts Ungewöhnliches."

David Holm preßte die Lippen zusammen und ging schweigend weiter, indem er sich aufs äußerste anstrengte, rascher vorwärts zu kommen; aber sein von der Kälte erstarrter Körper wollte ihm nicht gehorchen.

Schon nach einer kleinen Weile machte er einen neuen Versuch, sie zum Vorausgehen zu überreden.

„Während ich dort auf dem Rasen lag, hatte ich einen Traum," sagte er. „Ich habe Schwester Edith sterben sehen. Ich habe Schwester Edith auf ihrem Sterbebette gesehen — — — Und ich habe auch die Meinigen daheim gesehen. Meine Frau ist heute nacht nicht bei Sinnen. Ich sage Ihnen, Schwester Maria, wenn Sie nicht vorauseilen, geschieht ein Unglück."

Seine Worte kamen nur schwach und abgerissen über seine Lippen. Die Rettungsschwester erwiderte nichts. Sie war noch immer der Ansicht, es mit einem Betrunkenen zu tun zu haben.

Aber sie half ihm treulich weiter. Er merkte wohl, welche Überwindung es sie kostete, dem zu helfen, den sie für das Werkzeug hielt, das Schwester Ediths Tod verursacht hatte.

Während David Holm weiter schwankte, wurde er von einer neuen Angst ergriffen. Wie sollte er es anstellen, daß seine Frau die sich vor ihm fürchtete, ihm glaubte, wenn nicht einmal Schwester Maria —

Endlich standen sie vor dem Hoftor, wo er wohnte, und die Rettungsschwester half ihm beim Öffnen.

„Nun können Sie vollends allein gehen, Holm," sagte sie, indem sie sich zum Gehen wendete.

„Ach, es wäre sehr gut von Ihnen, Schwester Maria, wenn Sie meine Frau rufen würden, damit sie herunterkommt und mir hinauf hilft."

Die Schwester zuckte die Schultern. „Wissen Sie, Holm, in einer anderen Nacht würde ich Sie vielleicht hinaufgeleitet haben, aber heute habe ich keine Lust dazu. Nun muß es genug sein."

Ihre Stimme erstarb in einem Schluchzen, und sie eilte davon.

Als er sich die steile Treppe hinaufmühte, war ihm zumute, als sei es nun jedenfalls zu spät; und außerdem, wie könnte er seine Frau dazu bringen, ihm zu glauben?

Während er vor Schwäche und Mutlosigkeit fast auf der Treppe umsank, fühlte er aufs neue die leichte liebkosende Berührung an der Stirne.

‚Sie ist mir nahe,' dachte er. ‚Sie wacht über mich!'

Und er fand die Kraft, sich bis zur obersten Stufe hinaufzuschleppen.

Als er die Tür öffnete, stand seine Frau dicht davor, wie wenn sie herbeigeeilt wäre, um sie zuzuriegeln, damit er nicht hereinkommen könnte. Als sie sah, daß sie es nicht mehr hatte verhindern können, zog sie sich nach dem Herd zurück und blieb, diesem den Rücken zugewendet, davor stehen, ganz als hätte sie dort etwas, was sie verbergen und wegtun möchte. Ihr Gesicht hatte noch immer den starren Ausdruck wie vorher, und David Holm sagte sich rasch: „Sie hat es nicht getan. Ich bin noch zu rechter Zeit gekommen."

Mit einem raschen Blick auf die Kinder versicherte er sich, daß es tatsächlich so war.

„Sie schlafen noch. Sie hat es nicht getan. Ich bin noch zu rechter Zeit gekommen," sagte er noch einmal zu sich selbst.

Er streckte die Hand nach der Seite aus, wo Georg vor seinem Fortgehen gestanden hatte, und da vermeinte er zu fühlen, daß eine andere Hand die seinige faßte und drückte.

„Ich danke dir," sagte er leise, aber seine Stimme zitterte, und ein Nebel legte sich ihm plötzlich vor die Augen.

Er schwankte ins Zimmer hinein und sank auf einen

Stuhl. Er sah, daß seine Frau alle seine Bewegungen beobachtete, wie sie es getan haben würde, wenn ein wildes Tier in die Stube hereingekommen wäre.

‚Sie meint, ich sei betrunken, auch sie meint es,' dachte er.

Aufs neue überfiel ihn große Mutlosigkeit, weil er so grenzenlos müde war und nicht ausruhen durfte. Im nächsten Zimmer stand allerdings ein Bett, und er sehnte sich unaussprechlich, sich dort ausstrecken zu dürfen und sich nicht noch länger aufrechthalten zu müssen; aber er wagte es nicht, dort hineinzugehen. Sobald er den Rücken kehrte, würde seine Frau das tun, was sie im Sinn hatte; er mußte also hierbleiben und sie bewachen.

„Schwester Edith ist tot, und ich bin noch bei ihr gewesen," versuchte er zu sagen. „Ich hab' ihr versprochen, gut gegen dich und die Kinder zu sein. Morgen darfst du sie ins Asyl schicken."

„Warum lügst du?" fragte seine Frau. „Gustavsson ist hier gewesen und hat Hauptmännin Andersson mitgeteilt, daß Schwester Edith gestorben ist, und sie sagte, du seiest nicht mehr gekommen."

David sank auf dem Stuhl zusammen, und zu seiner eigenen großen Verwunderung fing er an zu weinen. Die Erkenntnis der Nutzlosigkeit seiner Rückkehr in diese Welt der langsamen Gedanken und der kurzsichtigen Augen drückte ihn nieder. Die lähmende Überzeugung, daß er nie über die Mauern hinauskommen könnte, die seine eigenen Taten um ihn aufgerichtet hatten, die Sehnsucht, die grenzenlose Sehnsucht, nun sogleich mit der Seele vereint zu werden, die ihn umschwebte und doch unerreichbar für ihn war, das, das brachte seine Tränen zum Fließen.

Während er so noch heftig weinte und schluchzte, hörte er die Stimme seiner Frau.

„Er weint?" sagte sie im Tone allerhöchster Verwunderung vor sich hin. Und nach einer Weile sagte sie noch einmal: „Er weint!"

Sie trat vom Herd weg und kam mit einer gewissen Angst näher zu ihm heran.

„Weinst du, David?" fragte sie.

Er hob das tränenüberströmte Gesicht zu ihr auf.

„Ich will mich bessern," sagte er mit zusammengebissenen Zähnen, so daß man fast hätte meinen können, er sei zornig. „Ich will ein guter Mensch werden, aber niemand will es mir glauben. Soll ich da nicht weinen?"

„Ach, David, das ist sehr schwer zu glauben," versetzte sie, noch unschlüssig. „Aber jetzt, wo du weinst, glaube ich dir. Jetzt glaube ich dir."

Und wie um ihm einen Beweis zu geben, daß sie ihm glaube, setzte sie sich auf den Boden und lehnte ihren Kopf an seine Knie.

So saß sie einen Augenblick ganz still da; aber bald begann auch sie zu schluchzen.

Er fuhr zusammen.

„Weinst du jetzt auch?" fragte er.

„Ich kann nicht anders. Ich kann nicht glücklich werden, ehe ich das ganze Leid, das mich erfüllt, weggeweint habe."

In diesem Augenblick fühlte David Holm jene Berührung noch einmal wie einen leichten frischen Hauch, der über seine Stirne strich. Seine Tränen versiegten und verwandelten sich in ein nach innen gerichtetes, geheimnisvolles Lächeln.

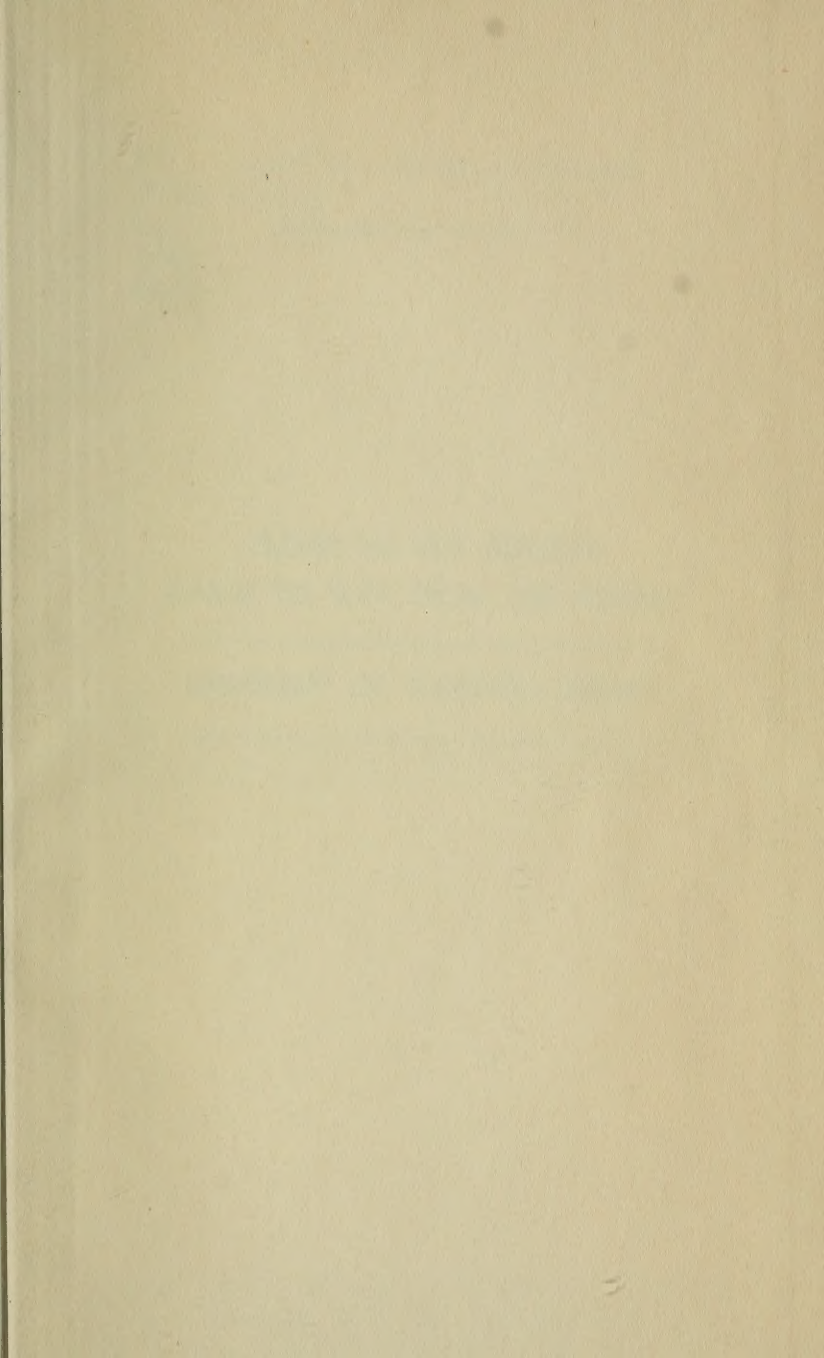
Er hatte das erste vollendet, das ihm durch die Ereignisse der Nacht vorgeschrieben worden war. Nun mußte er noch dem Jungen helfen, den sein Bruder so lieb gehabt hatte. Nun mußte er noch solchen Menschen, wie Schwester Maria, beweisen, daß Schwester Edith nicht unrecht gehabt hatte, als sie ihm ihre Liebe geschenkt. Nun mußte er noch sein eigenes Heim aus dem Verfall wieder heraufbringen. Nun mußte er noch den Menschen den Gruß des Fuhrmanns überbringen. Dann, wenn dies alles getan war, dann, dann durfte er zu der Geliebten, der Ersehnten gehen!

Er saß da und fühlte sich unaussprechlich alt. Er war geduldig und ergeben geworden, so wie die Alten es zu sein pflegen. Er wagte es nicht mehr, etwas zu hoffen oder zu wünschen, er faltete nur seine Hände und flüsterte den Neujahrswunsch des Fuhrmanns:

„Gott, großer Gott, laß meine Seele zur Reife kommen, ehe sie geerntet wird."

Inhalt

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.
Einband von E. A. Enders in Leipzig.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 06 02 10 015 8